Gefahrvolle Wege.

Historischer Roman

aus der Zeit Ludwig's XIV.

Von

George Hiltl.

Vierter Band.

Berlin.

Verlag von Th. Lemke.

Kronenstr. 21.

Berliner Associations-Buchdruckerei (Urbat u. Gen.), Kommandantenstr. 53.

René und Desgrais machen Entdeckungen.

Lachaussée war in Glaser's Laboratorium angekommen. Er hatte jene dumpfen Schläge gegen die Pforte gethan, welche so unheimlich durch das ganze Haus dröhnten. Er fand Glaser mit Schreiben beschäftigt.

„Ist der Lieutenant zu Haus?" fragte er hastig.

„Ich glaube wohl," antwortete Glaser.

In diesem Augenblicke tönte neues Pochen gegen das Hausthor, Menschenstimmen ließen sich vernehmen und Schritte kamen die Treppe hinauf, sie näherten sich der Wohnung Glaser's und eine Stimme rief: „Ich muß den Herrn dieses Hauses sogleich sprechen."

Glaser ergriff die Lampe und ging hinaus, während Lachaussée hinter ihm blieb, dadurch also Gelegenheit hatte, ohne selbst gesehen zu werden, die draußen befindlichen Personen betrachten zu können, zu seinem Schrecken aber in dem ersten von der Lampe Glaser's Beleuchteten den jungen Herzog René Damarre erkannte.

Lachaussée verweilte nicht länger in dem Laboratorium, sondern verließ dasselbe eilig, durch die Küche in den Hofraum gelangend.

„Mein Herr,“ sagte plötzlich vortretend ein hochgewachsener Mann, den ein brauner Ueberwurf fast ganz einhüllte, „mein Herr, Sie sind der Laborant Glaser?“

„Ich bin es.“

„Sie besitzen dieses Haus, Sie werden also wissen, wer hier ein- und ausgeht.“

Glaser betrachtete die sonderbare Figur mit verächtlichen Blicken. „Ich finde den Ton, die Art des Eindringens in dieses Haus mindestens seltsam. Wer sind Sie, mein Freund? Ah — Herr von Damarre, ich muß gestehen, Sie befinden sich in eigenthümlicher Gesellschaft.“

„Mein Herr,“ sagte der Braune, „ich muß Sie bitten, mir Rede zu stehen.“ Er drängte bei diesen Worten Glaser in das Laboratorium zurück, und ehe dieser noch Einwendungen hervorstottern konnte, sagte der Fremde schon: „Sparen Sie Alles. Ich bin Desgrais, der Gefreite von der Polizei des Herrn de la Reynie. Sprechen Sie ein Wort von meiner Anwesenheit hier und Sie sind verloren.“ Er schlug seinen Mantel zurück und zeigte dadurch den breiten Gürtel, aus welchem die Kolben zweier Pistolen hervorblitzten.

Glaser erbleichte und setzte die Lampe nieder. „Aber wie kommen Sie hierher? in welcher Absicht?“ fragte er.

„Ich wünsche Erkundigungen einzuziehen. Kommt ein Mensch in dieses Haus, der ungefähr folgendermaßen zu beschreiben sein würde: Seine Gestalt ist schlank, fast hager, aber sehnig, Größe etwa fünf Fuß, die Gesichtsfarbe ist braun, ein dicker, kurzer Bart bedeckt seine Oberlippe, die Nase ist stumpf, schwarze, wild blickende Augen liegen unter den gewölbten Brauen, die Stimme klingt heiser, die Haare färben sich bereits lichtgrau, über dem rechten Auge hat der Mann eine Narbe von der Länge eines Zolles —

kommt ein Mann in dieses Haus, auf den diese Beschreibung paßt? Antworten Sie mir aufrichtig, mein Herr."

Glaser entgegnete ziemlich dreist: „Nach der Beschreibung müßte dieser Mensch der Diener des Herrn von Saint-Croix sein." Er blickte dabei in die Ecke des Laboratoriums, und da er Niemanden gewahrte, so nahm er an: Lachaussée habe sich glücklich aus dem Staube gemacht. Glaser wurde dadurch bedeutend kühner.

Desgrais hatte aber den Blick des Adepten wohl bemerkt. „Er war hier," sagte er zu sich. — „Ist dieser Diener des Herrn von Saint-Croix jetzt noch hier?" fragte er weiter.

„Ich weiß es nicht."

„Oho — wenn der Lieutenant von Saint-Croix hier ist, so befindet sein Diener sich ohne Zweifel in dessen Nähe."

„Der Lieutenant von Saint-Croix?"

„Nun ja. Aus welchem Grunde käme der Diener wohl sonst in dieses Haus?"

„Mein Herr! alle Welt weiß, daß Herr von Saint-Croix wissenschaftliche Studien treibt. Er entnimmt den Bedarf für seine Arbeiten von mir, Männer der Wissenschaft stehen immer mit einander in Verbindung, und es ist ganz natürlich, daß er seinen Diener oft in dieses Haus sendet."

„Ha — Herr von Saint-Croix hat am Ende gar hier ein Laboratorium?"

Glaser, der in Saint-Croix nur einen Adepten, nicht den Giftmischer ahnte, der die hohen Verbindungen des Lieutenants kannte, glaubte für diesen nichts fürchten zu dürfen, außerdem sah er wohl, daß Desgrais sich nicht abweisen lassen würde, ohne eine Art von Haussuchung gehalten zu haben; der Laborant hielt es daher für gerathen,

so unbefangen als möglich zu erscheinen. „Wenn Sie es denn wissen wollen? ja, mein Herr Gefreiter. Der Herr von Saint-Croix hat ein Laboratorium in meinem Hause."

„Er hielt das bisher geheim."

„Es liegt in dem Charakter solcher Arbeiten, daß sie nicht vor aller Welt betrieben werden können."

„Führen Sie mich zu dem Herrn von Saint-Croix."

Glaser stutzte. Er überlegte sich aber, daß Desgrais keine Forschungen nach verbotenen chemischen Präparaten anstellen könne, daß Saint-Croix schon der Mann sei, dem Gefreiten der Polizei gegenüber zu treten. Er sagte daher: „Kommen Sie, meine Herren, ich werde Sie in das Laboratorium des Herrn von Saint-Croix führen — das heißt, wenn der Lieutenant sich in demselben befindet."

„Ich habe nur ein Wort mit Herrn von Saint-Croix zu sprechen: eine Erkundigung über seinen Diener," sagte Desgrais. „Führen Sie uns."

Glaser schritt durch die Küche auf den Gang, welcher seine Wohnung von Saint-Croix's Laboratorium trennte. Vor demselben angekommen, bemerkten sie den Schein einer hinter der Thür befindlichen Lampe. „Herr von Saint-Croix arbeitet," sagte Glaser. „Ich werde hineingehen." Er klopfte.

Desgrais hatte, so viel sich in dem Halbdunkel thun ließ, die Lage des Ganges übersehen. Er machte seine Pistolen locker und stellte sich fest auf seine Füße. Das Klopfen Glaser's ward durch kein „Herein" beantwortet, doch war die Thür verschlossen. Der Adept pochte stärker — wieder blieb Alles still.

„Herr von Saint-Croix scheint das Laboratorium verlassen zu haben."

„Und sein Diener?"

„Ist jedenfalls mit ihm gegangen."

Als Glaser diese Worte sprach, bemerkten Desgrais und René plötzlich eine Veränderung seiner Gesichtszüge. Der Laborant taumelte, die Lampe zitterte heftig in seiner Hand und er mußte sich gegen die Wand lehnen. „Herr Gott,“ rief er, „wie wird mir!“

„Ja, ja,“ sagte Desgrais, „Sie schwanken — woher kommt das?“

„Ich — weiß es nicht,“ sagte Glaser, „und doch — es ist mir so, als zöge durch die Ritzen der Thür ein Dunst, der mich betäubte.“

„Wahrhaftig — Sie haben Recht —“ Desgrais schnoberte — er suchte die Luft in seine Nase zu ziehen — „ja, es ist ein scharfer — betäubender Duft — er kommt aus dem Laboratorium.“ Ohne zu zaudern, lief er an die Thür und schlug mit kräftiger Faust dagegen: „Hollah — Herr von Saint-Croix, öffnen Sie!“ rief er; da keine Antwort erfolgte, machte der Gefreite kurzen Prozeß. Er zog ein kleines Eisen hervor und begann es in das Schloß der Thür zu bringen.

„Um des Himmels willen, was machen Sie da?“ rief Glaser.

„Sorgen Sie nicht. Es ist meine Sache! Teufel — ein höllischer Gestank — ein erstickender Dunst bläst da entgegen — pah — meine Lungen sind gut! — ohne Sorge — ich nehme Alles auf mich.“

Während dieser Reden wirbelte der Polizeimann sein Eisen in dem Schlosse herum. Ihm schwebte eine Entdeckung vor, er wähnte hinter der Thür Lachaussée zu finden, der in dem Hause verschwunden war, und seine kraftvollen Fäuste handhabten die Stange so kunstgerecht, daß in wenig Minuten unter scharfem Kreischen das Schloß aufsprang. Desgrais öffnete die Thür. Nebelartige Dünste schwebten ihm aus dem Gemache entgegen, sie wirkten so reizend auf

die Lungen des Gefreiten, daß dieser mit heftigem Husten zurücktrat.

„Alle Wetter, da ist Etwas vorgegangen," rief Desgrais.

„Ich fürchte es auch," sagte Glaser zitternd.

René's Herz schlug gewaltig, er ahnte, daß er vor der Pforte angekommen sei, hinter welcher sich ein grauenvolles Geheimniß verbarg.

„Oeffnen Sie schnell das Fenster dieses Ganges!" befahl Desgrais.

Glaser that es. Die Nachtluft strömte hinein, und allmälig begannen die Dünste zu weichen, obwohl jeder der Anwesenden heftigen Druck im Kopfe spürte.

„So — nun wollen wir die Sache näher betrachten," sagte Desgrais, ein Pistol ziehend. „Folgen Sie mir." Er schritt in das Laboratorium. „Ha — ha! oh!" schrie er plötzlich, „darauf war ich nicht gefaßt — seht hieher — hier liegt die Leiche des Herrn von Saint-Croix."

Ein Schrei des Entsetzens entrang sich den Kehlen René's und Glasers, sie stürzten herbei. Der Gefreite hatte wahr gesprochen. Da lag auf dem Rücken, die Hände krampfhaft verzerrt, das Gesicht aufgedunsen, schillernd als sei es mit blauer Farbe übergossen, der schöne Saint-Croix. Aus seinem Munde hatte sich ein schmaler Blutstrom ergossen, die Augen standen weit offen, sie blickten noch im Tode gräßlich und wild, die Haare waren gleich Borsten gesträubt und die Mundwinkel furchtbar verzerrt.

„Allmächtiger Gott, was ist das?" rief Glaser.

„Ich sagte es gleich: hier gehen absonderliche Dinge vor," versetzte Desgrais.

„Wir müssen Hülfe rufen," eiferte René.

„Halt da," entgegnete der Gefreite, „keinen Laut, hier ist mehr zu thun — als zu helfen. Herr von Saint-Croix ist hinüber — aber ich glaube, wir finden Mancherlei in

diesem Gemache. Im Gegentheil — lassen Sie ihn so liegen, keinen Zoll verrücken Sie die Leiche."

„Wie ist das zugegangen?" jammerte Glaser. „Ha — ich errathe. Der Unglückliche hat experimentirt — eine Explosion — richtig, da schimmern auf dem Boden noch die Glassplitter — und da auf dem Ofen der gesprengte Kolben."

„Nähern Sie sich diesem nicht," rief Desgrais, „was darinnen gebraut wurde, muß eine furchtbare Gewalt ausüben, denn der Lieutenant ist offenbar durch die Einathmung jener Dünste erstickt." Er schritt eilig durch das Gemach. „Schränke — Kisten — Bündel — Recepte — allerlei," rief er. „Wir müssen dieses Zimmer sorgfältig bewachen. Bleiben Sie hier, Herr von Damarre. Ich hole mir Hülfe — ich mache Sie verantwortlich — Sie und Glaser für Alles, was während meiner Abwesenheit geschieht." Er eilte hinaus.

„Mein Gott, mein Gott!" rief Glaser, „was soll werden —? wer hätte das gedacht! Vielleicht lebt er doch noch." Der Adept lief in die Küche.

René blieb in dem schrecklichen Gemache allein. Vor ihm lag die verzerrte Leiche — ringsum standen die geheimnißvollen Apparate, die Schädel grins'ten herab, noch glühte der Ofen und die Uhr tickte. Der junge Rechtsgelehrte schauerte zusammen, er wollte fliehen, aber eine unsichtbare Gewalt hielt ihn zurück — er baute seine Gedanken zur luftigen Pyramide empor — die Verbindung Saint-Croix's mit der Brinvilliers — der Tod Aubray's des Vaters — die sonderbaren Wahrnehmungen in Offemont — Amande's Entdeckungen — ja — hier, hier war es, hier war der Eingang in jene Höhle voll Grausen, Mord und fluchwürdigen Geheimnissen, von hier aus war das Verderben unter die Menschheit gekommen, und der

Oberpriester jener höllischen Mysterien lag starr, verzerrt, offenbar getödtet durch sein eigenes, furchtbares Werk, am Boden mitten unter seinen Geräthen, in denen er die Plagen der Menschheit bereitete — geschlossen war der Mund, der auf die Fragen des Richters antworten konnte, aufgehört zu schlagen hatte das Herz, welches vielleicht ohne schnellere Regung klopfte, während der Vernichtete die schrecklichen Tropfen braute. Und doch blickte René mit einer Art von Wehmuth auf den wenig Schritte von ihm entfernten Leichnam, den die Lampe matt beleuchtete. Welch' ein geheimnißvolles Dasein hatte die allmächtige Hand Gottes zertrümmert? welch eine Fülle schwarzer Thaten — aber vielleicht auch des Unglücks, der gescheiterten Hoffnungen hatte die Brust des Mannes eingeschlossen, der dort vor dem dampfenden Ofen verenden mußte, in schwelenden Dünsten erstickend?

Die Gedanken des jungen Herzogs waren düster — er hatte durch das Abenteuer eine Zeitlang vergessen, welche Gründe ihn veranlaßten, Desgrais zu begleiten, jetzt erst kam die Erinnerung zurück. Er gedachte seiner Mutter, er rief sich die genauen Beziehungen in's Gedächtniß, welche Lachaussée dereinst mit dem Hôtel Damarre unterhielt, und dieser Mensch war es, den die Häscher la Reynie's verfolgten. Der Herzog sprang entsetzt in die Höhe, er eilte an den Leichnam — er blickte in das Antlitz desselben, und auf ein Mal war es ihm, als sehe er sich selbst am Boden liegen. Trotz der verzerrten Gesichtszüge hatte der getödtete Saint-Croix eine fast beispiellose Aehnlichkeit mit René, der junge Mann konnte den Todten nicht verlassen, immer mehr, immer stärker, entschiedener wurde in ihm die Gewißheit, daß Saint-Croix nahe zu ihm stehen müsse, dann glaubte er wieder sich selbst am Boden liegen zu sehen, und den schrecklichen Doppelgänger an seiner Stelle zu er-

blicken, der die Arme ausbreitete, als wolle er ihn umschlingen — an sich ziehen und in den Gluthofen mit ihm schweben — — er riß sich endlich mit Gewalt los, und von der Hitze des Feuers, von der Erregung und den Dünsten betäubt, sank er matt auf einen Koffer, der nicht weit von dem Ofen und der Leiche Saint=Croix's stand. Seine Hand fuhr zur Stirn, er kam wieder zu sich und schämte sich der kleinlichen Angst.

„Es ziemt mir nicht, zu zagen, Furcht darf der Richter nicht kennen," sagte er leise und von dem Sitze aufstehend, blickte er kühn um sich. Er bemerkte dabei, daß einige zusammengefaltete Papiere, welche auf dem Koffer gelegen hatten, herabgefallen waren. René bückte sich, um dieselben wieder an ihre Stelle zu legen. Es waren alte, vergilbte Papiere, von deren einem, in eine bleierne Kapsel gehüllt, das Siegel herabhing. René's Augen irrten über die Schriftzüge, und da — als sei er in Erz verwandelt, blieb der junge Herzog unbeweglich stehen, während seine Hände die Blätter mechanisch bis vor die Augen führten, denn, zwischen Schnörkeln und Zügen, aus rothen und schwarzen Lettern gebildet, scharf hervortretend auf dem gelbweißen Grunde, mit sicherer Hand entworfen, leuchteten ihm die Anfangsworte eines Satzes, einer Schrift entgegen, und er las mit verhaltenem Athem: Ich, Susanne Tardier . . . . .

René glaubte Anfangs durch einen Zauber geneckt zu sein, der sich in dem Laboratorium, wo so viele geheime Künste getrieben worden, entwickle. Er starrte das Papier an — er las weiter, und ein schmerzlicher Ausruf bezeugte, daß er sich nicht getäuscht.

„Ich Susanne Tardier, Gattin des Herzogs Claude Damarre," so las der unglückliche junge Mann, „bekenne in dieser Stunde vor den beiden hier anwesenden Zeugen,

chaussée und der Magd Justine Labrousse, daß ich einwillige, den in der Nacht vom zehnten zum eilften April des Jahres 1639 von mir gebornen Knaben, als dessen Vater ich den Sieur Hanyvel von Saint-Laurent nenne, der sich auch als Vater bekannt hat — daß ich einwillige: diesen Knaben der Obhut des Jacques Tonneau anzuvertrauen, ihn hinwegzusenden, ihn mit genanntem Tonneau ziehen zu lassen, wohin es dieser für gut finden wird. Ich entsage allen Ansprüchen, welche mir aus dieser Verbindung mit dem Sieur von Saint-Laurent zu Gute kommen könnten, und verlange nur, daß der Knabe, dem in der Taufe die Namen: Charles Gaudin, Sieur von Saint-Croix beigelegt worden sind, dem Stande seines Vaters gemäß erzogen und gehalten werde und bitte Gott, daß er dieses arme, unglückliche Kind in seinen heiligen Schutz nehme.

So geschehen und mit meiner eigenhändigen Unterschrift vollzogen

Am 10. Mai des Jahres 1645.

Susanne Damarre, Tochter Adam Tardier's, des Zeugschmiedes und Schöffen der guten Stadt Amiens.

Weiter darunter stand:

„Ich Germain, Mathé, Leroux, Stadtschreiber zu Amiens, habe diese Schrift eigenhändig aufgesetzet und verfasset auf den Wunsch meines Freundes und Schöffen, des Meisters Adam Tardier.“

René war in jenen Zustand versetzt worden, der einer Fühllosigkeit gleichkommt. Was konnte er noch Schrecklicheres an Offenbarungen finden? Sein empörtes Herz hatte den lauten Schlag verloren, die Wucht dieser Entdeckung schien die Brust des jungen Mannes so gewaltig zu belasten, daß er unbeweglich blieb und mit eiserner

Ruhe die übrigen Papiere entfaltete. Er fand den Taufschein Saint-Croix's, diesem Document war das in bleierner Kapsel befindliche Siegel angehängt, dann folgten einige Rechnungen, dann die Bescheinigung eines Mannes Namens Tonneau, der in dem geheimen Drama eine sehr wichtige Rolle gespielt haben mußte; Tonneau bekannte, durch den Sieur von Saint-Laurent eine gewisse Summe zur Reise nach Italien erhalten zu haben; es folgte ein Bekenntniß Saint-Laurent's, daß Gaudin sein natürlicher Sohn von Susanne Tardier sei, und — hier war es, wo die eisige Rinde schmolz, welche sich um René's Brust gelagert, dieses Bekenntniß, verbunden mit der Verpflichtung, für den Sohn Gaudin ferner Sorge zu tragen — diese Verpflichtung hatte von dem Sieur der ehemalige Diener Damarre's, der verrufene Lachaussée erstritten. Verschiedene andere Papiere vermochte René nicht mehr zu lesen.

Er schrie laut auf. Eine Kette von Unglück, Missethaten, Täuschungen und Verruchtheiten klirrte und schwankte vor den Sinnen des jungen Herzogs. Mit einem Blicke überschaute sein klarer Verstand die Fülle von Unheil, welche sich hier entfaltete; er sah in den Abgrund hinein, auf dessen schlammigen Boden die widerlichsten Gestalten durcheinanderwogten. Seine Mutter — seine geliebte, angebetete Mutter, sie war es, die seit Jahren ein verwerfliches Spiel mit den Ihrigen trieb! — der Sohn hielt die Beweise des Fehltritts in seinen Händen — durch die Vermittlung schmutziger, zweideutiger Gesellen mit schwerem Golde erkauft, durch Verbrechen erpreßt, war die Geheimhaltung mühsam gelungen. Lachaussée war ohne Zweifel ein Mörder — dieser Mörder war eng verbunden mit Susanne Damarrre, der einem Engel gleichen Frau. Welch blutgefärbtes Band nmschlang den todten Saint-Croix und Lachaussée? Der Sieur von Saint-Laurent war gemordet

und vielleicht durch eines jener Gifte, welches der dort vor dem Ofen Liegende bereitet, und der Giftmischer war René Damarre's Bruder! — — Exili, die Marquise, der finstre Diener — Alle schienen in das Laboratorium zu treten, einen Tanz um die Leiche zu beginnen — es war René, als höre er laut ihre frohlockenden Rufe: „Er ist hinüber! Sa — sa!“ Er sprang empor und eilte zu der Leiche hin — hier verließen ihn die Visionen, er starrte in das fürchterlich verzerrte Antlitz, er neigte sich zu dem Todten und laut schluchzend legte er seine Rechte auf die eiskalte Brust der Leiche.

„Mein Bruder Gaudin,“ lispelte er leise, „was Du auch gethan haben mögest, Gott nehme Deiner Seele sich in Gnaden an —. Sie haben gewiß Viel an Dir verschuldet; eine liebende Hand hätte Dich zurückgehalten vom gefahrvollen Wege — oh, warum haben sie Dich verläugnet.“

René barg sein Haupt in die Hände. Aus dieser Stimmung schreckte ihn lautes Rufen empor, ein heftiger Wortwechsel schlug an sein Ohr, er erhob sich und eilte zur Thüre.

„Ich rette Dich, Mutter,“ sagte er leise, die Papiere verbergend. „Vielleicht kam ich zur rechten Zeit. — Oh — es ist Gottes Hand, die mich hierher geleitet“

Die Stimmen wurden lauter, es war nicht ein Streit — das Geräusch glich dem eines Kampfes. René eilte über den Gang in die Küche Glaser's.

Um zu erfahren, was daselbst vorging, müssen wir ein Wenig zurückgehen.

Man wird sich erinnern, daß Lachaussé sogleich, nachdem er René's Gesicht erblickt hatte, das Laboratorium Glaser's verließ und über den Hof in die Straße eilte. Er war in Verzweiflung Morel nirgends gefunden zu haben und irrte in der Dunkelheit vor dem Hause auf und nieder,

als ihm, wie durch höhere Schickung, plötzlich der Famulus Huet's gegenüberstand.

Morel war dem Lieutenant nachgeeilt, und die Furcht, Lachaussée zu begegnen, hatte den würdigen Mann abgehalten, sogleich in das Haus zu schlüpfen, da aber der Gefürchtete nicht erschien, wagte Morel weiter zu dringen, und sein Unstern ließ ihn gerade in die Armee Lachaussée's fallen, der die Straße entlang tobte.

„Hund — Scheusal — Räuber — habe ich Dich?" rief Lachaussée, den Erschreckten mit nerviger Hand packend. „Du hast die Papiere! Heraus damit — in diesem Augenblick droht schon Unheil — ich habe die Gewißheit — wo hast Du die Papiere?" Er schnürte die Kehle Morel's so heftig, daß dieser fast erstickte.

„Laß los — laß los," wimmerte er.

„Nein — hier stirbst Du, wenn Du sie mir nicht wiederschaffst! gieb sie! Es gilt, Susanne zu retten."

„Laß mich, Amelin — Jean — laß mich — ich schwöre Dir, die Papiere hab' ich nicht mehr. Saint-Croix, dem ich sie verkaufen wollte, hat sie mir entrissen — laß los meinen Hals."

„Sprichst Du wahr?" sagte Lachaussée, die Hand von der Kehle des Strolches nehmend.

„Gewiß. Wir sind Beide geprellt — eben will ich ihm nach, er ist im Hause dort."

Lachaussée lachte wild auf. „Was sträuben wir uns noch? rief er. „Welch' ein Verhängniß — er hat in seinen Händen die Beweise, jetzt wird er wissen, wer sein Vater war — er kennt die Mutter; zehn Schritte von ihm steht René, sein Bruder — oh, ich muß hinein in das Haus, hin zu ihm — heute soll Alles klar werden, es steht so im Buche des Schicksals."

„Bleib von ihm," warnte Morel.

„Hund!“ rief Lachaussée, hast Du mich getäuscht, dann wehe Dir, ich zerschmettere Deinen Diebesschädel auf dem Steinpflaster.“

„Ich habe die Wahrheit gesagt. Geh zu Saint=Croix, ich werde hier warten — Du wirst erfahren, daß ich Dich nicht belog.“

In dem Eifer ihres Gesprächs hatten Beide nicht bemerkt, wie ein Mann hastig aus dem Hause eilte und sich in die dunkle Gasse warf.

„Bleib,“ sagte Lachaussée; „ich muß Saint=Croix sprechen, komme, was da wolle. Ich fürchte, es droht Etwas. René Damarre ist mit einem Begleiter bei Glaser — aber ich scheue Nichts. Die Papiere muß ich haben oder Gaudin muß sie vor meinen Augen verbrennen.“ Er schlüpfte in das offen gebliebene Haus, vorsichtig stieg er, ängstlich horchend, die Treppe hinan.

Unterdessen hatte der Mann, welcher kein Anderer als Desgrais war, sich bis zur Ecke der Straße Bernadins begeben. Ein gellender Pfiff tönte durch die Nacht, er ward von drei Seiten beantwortet, und vier bis fünf Gestalten eilten aus dem Dunkel herbei. „Folgt schnell,“ flüsterte Desgrais. Die Männer folgten ihm zum Hause Glaser's. Morel sah den Trupp erscheinen. Er brauchte nicht lange zu rathen: die Katastrophe nahte, und der Famulus Huet's hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu verschwinden, doch blieb er in der Nähe, um die Ereignisse zu belauschen.

Desgrais und seine Gesellen traten in das Haus, der Gefreite vertheilte die Häscher auf Hof und Flur, dann stieg er wieder in Glaser's Wohnung hinauf.

Lachaussée war bei seinem Eintritte auf die händeringende Magd gestoßen — er erfuhr sogleich, welch' ein schreckliches Ereigniß die Bewohner des Hauses in Aufregung versetzte. Lachaussée's Haare richteten sich empor —

die Giftküche, alle Papiere, die Beweise des schrecklichen Bundes — Alles war offenkundig. „Wo ist Glaser?" keuchte er.

„Drüben — drüben," jammerte die Magd. „Ich hörte es deutlich, als ich mich in der Küche zusammenkauerte, er ist mit ihm bei der Leiche."

„Mit wem? flenne nicht."

„Mit dem Gefreiten der Polizei, mit Desgrais."

Lachaussée stieß einen Wuthschrei aus. „Es ist Alles verloren!" rief er, „ich kann Dich nicht mehr retten, Susanne — Deine Schmach ist offenbar geworden." Er taumelte aus der Küche, durch das Laboratorium. „Rette Dich selber, Mörder," flüsterte er, „rette Dein elendes Leben. Vielleicht kannst Du noch Zeugniß geben für sie." — Er war auf dem Treppenflur angekommen, als eine dunkle Gestalt vor ihm auftauchte.

„Glaser?" rief Lachaussée halblaut.

„Wer da?" tönte der Gegenruf.

Lachaussée trat leise zurück.

„Wer da? noch ein Mal. Soll ich Licht machen? Haha — ich sehe wohl da Etwas wanken — soll ich Licht machen mit der Pistole?"

Die Gestalt trat näher, Lachaussée flüchtete.

„Dunkler Bursche da hinten, wißt Ihr, wer ich bin? Desgrais — Gefreiter der Polizei des Herrn von la Reynie. Du kommst nicht mehr hinaus. Ich habe die Höhle umstellt mit meinen Leuten."

Ein Fußstampfen schallte durch den Flur.

„Aha — Du gehst zurück in die Wohnung? Oh — ich sehe die Thürfüllung — ich komme nach." Der Gefreite blieb einen Augenblick stehen und rief hinunter: „Lamy, die Laterne!"

Wenige Secunden später tanzte der Schein einer Blend-

laterne die Stiegen hinauf. Desgrais nahm die Leuchte und ging in das Laboratorium, sein erster Blick fiel auf einen Mann, der, die Arme gekreuzt, im Winkel zwischen Schrank und Wand Posten gefaßt hatte. „Sie sind Rolâtre, oder Lachaussée?“ rief der Gefreite.

„Ja, mein Herr.“

„Sie müssen sich mir ergeben, Sie können nicht weiter.“

„Nein. Man hat die Thür verriegelt, welche in die Küche führt; ich kann nicht hinaus.“

„Sie sind mein Gefangener.“

„Noch nicht,“ schrie Lachaussée, vorspringend und sein Pistol ziehend. Aber ehe er noch anzuschlagen, den Finger an den Drücker zu bringen vermochte, hatte der Gefreite schon die Waffe ihm aus der Hand gerissen.

Lachaussée war ein starker Mann, er umspannte mit eisernem Griffe den Arm seines Gegners, aber Desgrais' Riesenkräften waren wenige Sterbliche gewachsen; mit einem Rucke befreite er seine Hand, und schnell die Laterne auf den nächsten Tisch setzend, erfaßte er seine Beute mit den gewaltigen Armen. Es entstand ein Ringen. Lachaussée hatte Alles vergessen, er kämpfte wie ein Tiger, er bog sich nieder, schnellte empor in der furchtbaren Umarmung des Gefreiten, beide Ringer stießen Drohungen aus, sie fluchten und tobten — ihre Stimmen wurden immer lauter, die Körper prallten gegen Stühle, Tische und Schränke, schon keuchte Lachaussée, Desgrais zeigte keine Spur von Ermattung.

„Es hilft nichts, Bursche,“ rief der Gefreite höhnisch, „wen ich ein Mal in meinen Zangen habe, der kommt nicht heraus — da — siehst Du? hier halte ich Deine Krallen — so — fest an den Leib gedrückt — so — ha — ha — ha — nun da ist die Sache gemacht.“

Es war ihm gelungen, beide Hände Lachaussée's zu

ergreifen, er umschloß sie mit seiner Rechten und preßte sie fest aneinander, als lägen sie zwischen den Kiefern eines Schraubstocks, dann griff er mit der Linken in den Hosenbund Lachaussée's, und so den Körper hoch emporhebend, rief er mit donnernder Stimme: „Oeffnet die Thür! Lamy, Siard — herbei!"

Der verzweiflungsvolle Glaser öffnete die Thür, zugleich erschien René auf dem Gange, und von der andern Seite stürzten die Häscher in das Laboratorium. Der riesige Gefreite trug sein ächzendes Opfer bis zu dem entsetzten René. „Sehen Sie hier — da halte ich mein Wild," schrie er. „Kennen Sie den Burschen?"

„Lachaussée!" rief der junge Herzog, von all den fürchterlichen Auftritten überwältigt, gegen die Wand taumelnd.

Der Galeerensträfling rollte die Augen vor Wuth und Scham, er sah sich wie ein Kind getragen, gefesselt durch einen mächtigen Handdruck.

„Hier —," sagte Desgrais zu den Häschern, den ermatteten Lachaussée ihnen überliefernd, „bindet ihn."

Lautlos, ohne eine Bewegung zu machen, ließ der Ergriffene sich die Fesseln anlegen. Er lehnte gegen die Wand; dicht neben der Thür des Laboratoriums stehend, schweiften seine Blicke zu dem am Boden liegenden Leichnam Saint-Croix's, ein Ausdruck von wahnsinnigem Schmerze zeigte sich auf dem Antlitze Lachaussée's, seine Augen versuchten in die Winkel des Laboratoriums zu dringen.

Glaser stand sprachlos vor Entsetzen, René folgte jeder Bewegung des Gefreiten

„Sie waren hier in dem Gemache, Herr von Damarre?" fragte Desgrais.

„Ja."

„Es ist nichts verändert — nichts fortgenommen worden?"

Lachaussée seufzte tief.

„Nichts," sagte René mit zitternder Stimme.

„Gut. Ich glaube Ihnen. Jetzt wird die Höhle geschlossen." Er blies die Lampe aus und schloß die Thür. „Siard, Sie bleiben als Wache hier, bis der Tag angebrochen ist und ich Sie ablösen lasse."

René war in die Nähe Lachaussée's gekommen; der Gefreite forderte Papier, um ein Protokoll aufsetzen zu können.

„Herr Herzog," flüsterte plötzlich der Gefesselte, „Sie waren verstört — ängstlich. Haben Sie wirklich nichts gefunden in jenem Zimmer?"

„Schweigt — Unglücklicher — ja. Oh —"

„Schreckliche, schreckliche Papiere?"

„Ja."

„Gott sei gelobt! Sie haben sie bei sich?"

„Ja — schweigt."

„Sie wissen? — —"

„Ja — ja."

Lachaussée's Gesicht erheiterte sich. „Ich bin zufrieden," sagte er leise. „Verkünden Sie Ihrer Mutter, Susanne Tardier, sie solle ohne Sorge sein. Ich werde sterben, ohne ein Wort von ihrer Vergangenheit zu verkünden. Sie ist gerettet. Sagen Sie ihr: Ich liebe sie noch heute."

René zuckte schmerzlich zusammen.

Der Gefreite kam wieder. „Vorwärts!" sagte er.

Lachaussée trat mit festem Schritte in die Mitte der Häscher, er hatte seine ganze Ruhe wieder erlangt; da er Susanne geborgen wußte, fürchtete er nichts mehr. „Ich bin ein Gefesselter — ein Geschändeter," sagte er zu Desgrais, „aber ich werde die Klage führen vor dem Gericht über die unerhörte Gewalt, die man mir angethan."

„Das steht Dir frei, mein Freund," sagte der Gefreite.

„Du bist auf der schwarzen Liste, und ich nehme Alles auf mich."

„Ihr habt keinen Beweis wider mich. Weshalb fallt Ihr mich an wie der Tiger seine Beute?"

„Bist Du nicht Rolâtre? Lachaussée? Das ist mir genug. Hollah! jetzt fort mit ihm. Auf der Conciergerie wird man Dich schon näher kennen lernen."

„Ich fordere aber hier mein Recht. Dort in jenem Zimmer, wo der Todte liegt, ist Geld von mir. Ich habe einen Beutel mit tausend Pistolen, den mir mein Herr verwahrte, in dem Schranke stehen. Ich weiß, wie die Polizei verfährt, und will mein Eigenthum haben; führt mich noch ein Mal in das Laboratorium — ich muß meinen Beutel sehen."

Desgrais lachte höhnisch. „Dumm — sehr dumm — mein guter Lachaussée. Dieses Verlangen macht Euch doppelt verdächtig. Ihr müßt absonderliche Dinge im Kopfe haben, daß Ihr noch ein Mal in die Höhle wollt. Nein — die bleibt geschlossen, bis der Polizeimeister Picard den Plunder untersuchen will. — Vorwärts."

Lachaussée widerstand nicht länger. „Hätte ich nur einige Minuten Zeit gehabt," murmelte er, „ich hätte den Brief über Seite gebracht — ich hätte mich vielleicht doch noch retten können." Er warf noch einen schmerzlich grüßenden Blick auf René, dann traten die Häscher mit ihm ihre Wanderung an. Glaser mußte auf Befehl Desgrais' in seinem Zimmer bleiben, welches der Gefreite schloß.

Man kam in die Straße. Trotz der späten Nachtstunde hatte sich doch bereits das Gerücht von schrecklichen Entdeckungen verbreitet. Anfangs waren nur einige Müßiggänger davon in Aufregung versetzt worden, diese hatten Lärm geschlagen, dann waren neue Maulaffen herbeigeeilt, die Nachbarn öffneten die Fenster — eine Person theilte

es der andern mit, die Halbschlafenden warfen sich ihre Kleider über und liefen vor das Hausthor — hier ward Alles genauer besprochen, Laternen wurden herbeigeholt, und als Desgrais mit seinen Leuten und seinem Gefolge vor der Thür des Glaser'schen Hauses erschien, empfing sie eine Salve von Geschrei, welches aus Staunen, Neugierde und Mißbilligung zusammengesetzt erschien.

„Ah — da haben sie Einen —! Giftmischer! Giftmischer!" schrieen viele Stimmen.

„Oh die armen Menschen!" jammerten die Weiber. „Hier in des Apothekers Hause — wer hätte das gedacht."

Die Menge drängte sich herbei, um Lachaussée besser betrachten zu können, man hob die Laternen hoch, damit sein Antlitz möglichst grell beleuchtet werde.

„Zurück!" donnerte Desgrais, als sich die Gasse durch fortwährenden Zulauf verengerte — „auseinander!"

Man gab Raum, und unter Pfeifen, Schreien, Heulen bog die Escorte mit dem Gefangenen in die Straße des Noyers.

Als sie hier verschwunden war, drängte Morel, der hinter einem Kellerhalse verborgen Alles beobachtet hatte, sich durch den Menschenknäuel. Er lief die Straße Bernadins hinunter bis zum Quay de la Tournelle, dann betrat er die Insel. „Ich werde ihr die Botschaft gleich bringen. Ich habe sie ganz in der Hand und kann den Brief zerreißen, denn das wird gut bezahlt. Will sie mich verrathen? Sie kann mir nichts beweisen, immer aber ist es besser, wenn ich ihr bald aus Paris und über die Grenze helfe — und — wenn sie mich mitnimmt." Er lief hastig in den Gang, der von dem Quay des Celestins auf die Straße Lions durch das Hôtel de la Vieuville führte.

Vergebliche Bemühung. — Flucht.

Als schon die Ketten an den Beinen und Armen Lachaussée's klirrten, befand sich der Famulus Huet's unter der Mauer, welche den Garten des Hôtels d'Aubray von der Straße des Lions trennte. Die Nacht begann zu weichen und in den Nebengassen wurde es lebendig, doch noch immer hatte Morel es nicht vermocht, irgend Jemand zu erblicken, dem er sein Anliegen, seine Botschaft an die Marquise vertrauen konnte. Er wagte nicht den Schweizer herauszuklopfen, denn Verdacht ward leicht erregt, da der Famulus sich sonst nie im Hause sehen ließ, auch wohl noch bei der Dienerschaft in schlechtem Andenken stehen mochte. Morel hatte gehofft, der Marquise zu begegnen, die oft genug in später Stunde noch zu Saint-Croix schlüpfte, allein der Zufall wollte es, daß sie gerade in dieser Nacht ihr Hôtel nicht verließ.

Die Marquise war alleinige Besitzerin desselben, denn nach jener fürchterlichen Entdeckung hatte Marquis von Brinvilliers darauf bestanden, aus Paris fortgeschafft zu werden. Er wollte durchaus — wie er sagte — eine bessere Luft genießen und nahm Angesichts der Dienerschaft von seiner Gattin herzlichen Abschied. — Ein Opfer war also den tödtlichen Schlägen Maria's entrückt. —

Morel wußte, daß die Marquise allein im Hôtel sich befand, deshalb zögerte er nicht länger, sondern begann die Mauer zu erklettern, wobei er sich desselben Mittels bediente, welches einst Camille Théria angewendet. Morel gelangte bald in den Garten und von da in die Umgebung des Hôtels. Er rüttelte an den Fensterläden, er klopfte gegen die Thüren, doch blieb Alles geschlossen — stumm. Endlich versuchte der Famulus Sand gegen eines der Fenster

zu werfen und hatte bald die Genugthuung zu sehen, daß sein Verfahren nicht ohne Wirkung blieb, denn ein Fenster öffnete sich und der Kopf eines Frauenzimmers ward in der Morgendämmerung sichtbar, deren Lichter schon auf dem Dache und den oberen Fenstern des Hôtels spielten.

„Wer ist da?" fragte die Stimme.

„Sind Sie es? die Kammerzofe der Frau Marquise?" antwortete Morel mit verstelltem Tone.

„Ja. Was wollt Ihr?"

„Ich komme von Picpus. Der Herr Marquis schickt mich. Ich habe die gnädige Frau sehr nothwendig zu sprechen, Sie können sich denken, daß es eilt, sonst käme ich nicht zu so seltsamer Stunde."

„Um Gott — der Marquis ist doch nicht im Sterben?"

„Hm — viel besser nicht." Morel sagte keine Unwahrheit. „Eilen Sie, Mademoiselle," rief er, „ich muß die Marquise sprechen."

Es verging einige Zeit, endlich hörte Morel die Hauptthüre aufschließen, einige Riegel wurden weggezogen und Françoise Russel erschien auf der Schwelle des Gartensaales. Als sie Morel erkannte, der ihr noch von der einstigen Begegnung mit Saint-Croix her sehr wohl im Gedächtnisse war, fuhr sie mit lautem Schrei zurück.

„Eh — was da," sagte Morel schnell, „schreien Sie nicht. Ich bin Gärtner in der Fasanerie zu Picpus und ein guter Kerl. Sagen Sie nur der Marquise: ich würde hier unten im Saale bleiben, damit nicht etwa die Diener denken, ich sei gekommen, um zu stehlen; wenn man zu solcher Stunde hier eintritt, muß man sich auf dergleichen Verdacht gefaßt machen."

Françoise lief die Treppen hinan, und es währte nicht lange, so erschien die Marquise. Sie trug ihr Nachtgewand, ihre Haare hingen um die Schultern und ein rothsammtner

Mantel, reich mit Pelz verbrämt, umgab die schlanke Gestalt.

„Morel?" rief sie halblaut.

„Ich bin es, Madame."

„Du bringst Unheil — ich weiß es, wenn Du Dich nahst, ist etwas Böses im Anzuge — Du kommst nicht von Brinvilliers."

„Nein, ich komme von Saint-Croix. Er läßt wahrscheinlich Euer Gnaden grüßen — wahrscheinlich, sage ich, denn seine letzten Aufträge hat Niemand vernommen."

Die Marquise hatte das Nachtlicht auf den Simms eines Kamins gestellt, die zitternde Flamme, das einbrechende Morgenlicht beleuchteten Maria und den unheimlichen Boten, der leise erbebte, als bei seinen letzten Worten die Gesichtszüge der Marquise den Ausdruck des Schrecklichen annahmen. Sie fuhr mit der Hand an ihre Stirn und sagte: „Letzte Aufträge? Niemand vernommen? was faselst Du? Ist Gaudin etwa — nein, nein, unmöglich — entflohen?"

„Nein — das ist er nicht. Er liegt vielmehr fest — sehr fest, denn vor wenig Stunden ist er gestorben."

Die Marquise zischte wie eine Natter, welche aufgescheucht aus ihrem Lager sich emporrichtet, dann schoß sie vorwärts und faßte den Boten bei der Brust mit so starkem Griffe, daß dieser sich vor Schmerz winselnd zusammenzog. „Was? todt? Gaudin?" Sie taumelte zurück und preßte ihre geballten Fäuste gegen das Herz.

„Frau Marquise," sagte Morel hastig, „Sie müssen Alles wissen — Sie haben keine Secunde zu verlieren. Ein verunglücktes Experiment hat dem Lieutenant den Tod gebracht, erstickt lag er vor dem Ofen — kein Mensch war bei ihm — die Dünste sind seine Mörder geworden —. Erschlossen ist die Höhle in der Straße Bernadins — alle Geheimnisse liegen offen vor den Blicken der Spürhunde la Reynie's, die schon in den Koffern und Truhen Saint-

Croix's umherschnüffeln. René Damarre ist zugegen gewesen, die unsichtbaren Verbündeten Exili's haben schlecht Wort gehalten. Retten Sie sich."

Maria von Brinvilliers' Antlitz glich einer Larve. Sie fragte, ohne ihre Stellung zu verändern: „Ist Alles wahr, was Du sagtest?"

„Keine Sylbe hinzugesetzt noch abgethan. Es sind noch nicht zwei Stunden verflossen, seitdem Lachaussée von den Häschern zur Conciergerie geschleppt wurde. Picard wird die Höhle untersuchen."

Maria wendete sich wie im Taumel um.

„Was beschließen Sie?" fragte Morel.

„Wer ruft da?" schrie die Marquise auffahrend, wer?" Sie blickte wie irrsinnig und mit rollenden Augen umher. „Ja — so. Morel, Du bist es. Richtig. Was wolltest Du wissen?" — „Was Sie beschließen?"

„Ich will zu Picard — Gold thut viel," antwortete Maria. „Oh — Gaudin — Gaudin!" schrie sie wild auf. „Dafür haben wir Alles gewagt, geduldet — dafür haben wir gestritten." Dann, wie von Geistern gejagt, wendete sie sich plötzlich zur Flucht, sie stürzte die Treppen hinauf nach ihrem Gemache und ließ den verblüfften Morel stehen, der sogleich seinen Rückzug antrat.

Oben angelangt, kehrte die Besinnung der Marquise zurück. Sie kleidete sich schnell an, obgleich es noch früher Morgen war, band sich eine Kapuze über, öffnete ein Fach ihres Schreibtisches und nahm eine Goldrolle daraus hervor, dann rief sie Françoise. „Der Marquis ist heftig erkrankt," sagte sie. „Ich eile zu Bachot. Wenn er gewillt ist wie ich, fahren wir zusammen nach Picpus zu dem Kranken, es ist also möglich, daß ich nicht wiederkomme."

Sie lief mehr, als sie ging die Treppen hinab zum Hause hinaus. — — — — — —

„Höllenelement — was giebt es heute schon so früh! Die Kunden sind entsetzlich munter — ho — bum — bum — bum — ja wohl! ich werde kommen! da — ting ting! die Glocke! ho! ho! der hat es eilig."

Während dieses Monologs erhob sich Pierre Frater, der Schreiber des Polizei=Commissairs Picard, von seinem Lager und fuhr in den Schlafrock, zog über seine dürren Beine ein Paar hohe Filzstiefel und ging aus seinem kleinen Gemache auf den Flur des Hauses. Dieses Haus lag in der Straße Calandre. Frater war sehr übellaunig, denn ihn fröstelte. Er hatte aber die Weisung, stets auf das Pochen oder Klingeln zu achten, da schon einige Male sehr wichtige Fälle: Mord, Einbruch, Gefangennahme und solcher Dinge mehr vorgegangen waren, ohne daß Herr Picard gleich nach der Entdeckung auf dem Platze des Verbrechens sein konnte, weil sein schläfriger Schreiber den Rufenden keinen Einlaß gewährt hatte.

Frater ging also, wenn auch langsam, zur Hausthür, öffnete das Schiebfenster und blickte hindurch. „Alle Hagel, es ist ein Weibsbild," murmelte er.

„Oeffnen Sie," sagte die Stimme der außen Befindlichen, „ich muß Herrn Picard sprechen."

„Schläft," antwortete Frater mit barschem Tone.

„Ich muß ihn sprechen — gleich."

„Habt Ihr oder Jemand, der Euch nahe steht, Einen todtgeschlagen?"

Die Frau schrie laut auf.

„He? oder ist Euch Einer todtgeschlagen worden?"

„Laßt Euer Geschwätz. Weckt den Commissair."

„Es geht nicht."

Eine Hand fuhr an das Schiebfenster und fast zugleich klirrte ein Goldstück auf den Boden zu Frater's Füßen nieder.

„Aha — das muß was Besonderes sein," kicherte der Schreiber, sich bückend. „Herein, Madame," rief er, die Thür öffnend, „herein. Sie können glauben, daß ich Alles aufbieten werde, den Commissair zu wecken."

Er ließ die Frau in das, zur ebenen Erde gelegene Schreibzimmer, öffnete einen Laden, rückte einen Stuhl zurecht und ging hinaus.

Maria von Brinvilliers zitterte vor Unruhe, Mattigkeit und Frost. Im Halbdunkel des Zimmers gewahrte sie die hohen Schränke, welche Actenbündel füllten, die staubigen Kisten, die schwarzen Dintenfässer. Dicht vor ihr lag ein großes Buch aufgeschlagen, mit Schaudern las sie, als zufällig ihr Blick auf dasselbe fiel, die Ueberschrift eines Kapitels: „Vom Morde und Todtschlag."

Die Marquise versank in finstere Träumereien, sie begann wieder einzuschlummern, und erst die knarrende Thür erweckte sie.

Frater trat ein. „Madame," sagte er, „Herr Picard vermuthet Außerordentliches, und da er sich stets bewußt ist, seiner Pflicht genau nachzukommen, so bittet er Sie, in sein Zimmer zu treten."

Frater führte Maria in das Kabinet des Commissairs. Hier dampfte über einer Spirituslampe der Morgentrank des Polizeimannes, eine Art Gerstenwein.

Picard stand früher auf als sein Schreiber, er ließ die Marquise nicht lange warten, sondern erschien bald, mit einem Morgenrocke bekleidet. „Frau von Brinvilliers!" rief er verwundert.

„Herr Picard," sagte die Marquise, „ich komme zu früher Stunde, also können Sie denken, daß ein großes Anliegen mich zu Ihnen treibt."

„Gewiß, gewiß. Ich schätze mich glücklich — —"

„Ohne Ihre Zeit lange in Anspruch nehmen zu wollen, möchte ich Sie bitten: beantworten Sie mir einige Fragen?"

„Sehr gern."

„Ist es wahr, daß Lieutenant von Saint-Croix in Folge eines unglücklichen Experiments bei seinen chemischen Arbeiten vom Tode ereilt wurde?"

„Es ist wahr. Gestern Abend starb Herr von Saint-Croix in dem Laboratorium der Straße Bernadins auf eine räthselhafte Weise — oder auch nicht räthselhafte Weise, denn er erstickte offenbar durch Dämpfe."

Die Marquise barg ihr Gesicht in das reich verzierte Taschentuch, welches ihre zitternden Hände hielten. Nach einer Päuse fuhr sie fort: „Herr Picard, Sie sind mit vielen Geheimnissen der Hauptstadt vertraut, Sie kennen die Leidenschaften, die Schwächen der Menschen — sie beurtheilen alle diese Dinge wohlwollender, als mancher Priester es thun würde. Ich weiß, daß Ihnen mein einstiges Verhältniß zu dem Verstorbenen nicht unbekannt geblieben ist."

„Sie irren sich nicht, gnädige Frau."

„Nun denn, ich bekenne es Ihnen, Herr Picard — ich liebte den Herrn von Saint-Croix einst wahrhaft — ich liebe ihn heute noch; aber die Stimme der Ehre — die Stimme der Vernunft geboten mir, diese Liebe aus dem Herzen zu reißen — ich habe gehorcht. Der Lieutenant hat nicht ganz so wie ich gehandelt, ich weiß, daß trotz seines Auftretens in der großen Welt, trotz seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen die sträfliche Neigung für mich, die Gattin seines kranken Freundes, nicht aus Saint-Croix's Herzen verbannt wurde. In diesem Taumel der Leidenschaft hat er meiner stets gedacht, mich mit Briefen, Aufmerksamkeiten überhäuft, und — ich weiß es gewiß — in seinem Laboratorium eine Kassette verborgen, welche Andenken — Schriften — kurz allerlei Dinge einschließt, die über unser frü-

heres Verhältniß ein Licht verbreiten können. Für den liebenden Saint-Croix war es eine Wollust, sich in stillen Stunden mit diesen Andenken von mir, den Pfändern und Beweisen einer entschwundenen, glücklichen Zeit beschäftigen zu können — wenn jene Dinge, die Kassette mit ihrem Inhalte, aber in die Hände der Richter, der Neugierigen fallen — Herr Picard, dann bin ich eine beschimpfte Frau. Der Haß meiner Feinde, die Sucht nach Scandal finden reiche Nahrung in jenen Papieren, die ich unglücklicher Weise nicht zurückforderte — retten Sie mich, schaffen Sie mir die Kassette, und ich werde es Ihnen nicht nur danken, ich werde Ihnen das Gewicht des an sich unbedeutenden Kästchens mit Gold aufwiegen."

Picard schnitt ein Gesicht. Er gehörte zur Klasse der Polizeibeamten, welche noch aus der Schule Mazarin's stammten. Diese Leute thaten für Geld Alles. Die Einrichtungen neuerer Zeit waren ihnen höchst unwillkommen, und daher kam es denn eben, daß Herr Picard ein saures Gesicht schnitt; er mußte leider den guten Braten fahren lassen und mit Achselzucken der Marquise sagen:

„Gnädige Frau, ich fühle mit Ihnen die Wichtigkeit, ich bin ganz überzeugt davon, daß jene Kassette für Sie einen Schatz beherbergt, den viele Goldrollen nicht aufwiegen — aber zu meinem Bedauern kann ich hier nicht helfen. Der Gefreite Desgrais hat sogleich nach dem Tode des Lieutenants das Laboratorium betreten — es ist die Verhaftung eines Mannes bewerkstelligt, auf dem ein schwerer Verdacht lastet, der sich für den Diener des Verstorbenen ausgiebt — diese Umstände haben den Polizei-Lieutenant bewogen, noch in der Nacht — eine Stunde etwa nach den Vorfällen, an das Laboratorium des Herrn von Saint-Croix die Siegel des Châtelet legen zu lassen. Es

ist unmöglich, in das Innere des Gewölbes zu dringen, die Kassette kann Niemand herausschaffen."

Maria von Brinvilliers' Haupt sank auf ihre Brust, sie röchelte schwer, dann hob sie sich halb aus dem Sessel empor; aber sie wankte, ihre Hand umklammerte die Lehne, während Picard die unglückliche Frau stützte.

„Fassen Sie sich, Frau Marquise," sagte er, „noch ist nicht Alles verloren. Ich werde sehen, daß die Papiere in Ihre Hände gelangen."

Maria starrte vor sich nieder. „Es ist vorbei. Die Thaten werden offenbar," stammelte sie leise; „ich habe nicht geglaubt an die Gewalt des Schicksals. Je muthiger, je kecker Du vorschreitest auf dem gefahrvollen Wege, um so sicherer winkt Dir das Ziel. Ich habe mich getäuscht. Herr Picard," sagte sie laut, „ich danke Ihnen — wahren Sie mein Geheimniß. Wenn Sie helfen können — der Lohn soll nicht ausbleiben. Wann werden die Siegel von der Thür genommen?"

„In zwei Mal vierundzwanzig Stunden, also etwa übermorgen Abend, so lautet das Gesetz, doch wird man bis zur Morgenstunde damit warten."

Die Marquise drückte ihm die Hand und ging langsam aus dem Zimmer, aus dem Hause. Draußen war es Tag geworden. Sie beschleunigte ihre Schritte.

„Wenn sie die Kassette öffnen, bin ich verloren. Gaudin hat sicher die Verschreibungen, die Briefe bewahrt — oh, der Unvorsichtige — und sie werden sie öffnen. Achtundvierzig Stunden? Bis dahin muß ich die Grenze Frankreichs hinter mir haben."

Die Marquise überlegte, als sie das Haus Picard's verließ, was zu thun sei. Es schien ihr gerathen, keinen der früheren Verbündeten aufzusuchen, sondern sich so entfernt als möglich von den ehemaligen Genossen zu halten,

die ja ohnehin bis auf zwei: Exili und Morel, zusammengeschmolzen-waren. Sie hatte Anfangs gleich nach Picpus, wo sich Brinvilliers befand, eilen und dort abwarten wollen, bis die verhängnißvolle Kassette in ihren Besitz gelangt sei, sie wußte, daß der Marquis seine schuldbeladene Frau nicht um sich dulden würde; allein wenn sie den in Besitz der Papiere gelangte, so konnte nur mühsam ein Beweis geführt werden, denn das Verhältniß mit Saint-Croix war geheim geblieben, und Maria hoffte ihrem Gatten beweisen zu können, daß es ihr mit der Bekehrung Ernst sei. Anders gestaltete sich die Sache, als Maria die Versiegelung des Zimmers durch Picard erfuhr. Wenn Saint-Croix's Papiere, gewisse Documente und Verschreibungen sich in der Kassette befanden, so mußte das Verhältniß zwischen ihm und der Marquise offenbar werden, und die Verdachtsgründe waren dann so triftig gegen Maria, daß sie ihrer Verhaftung nicht entgehen konnte — sie wußte, daß einige Personen die dunklen Geheimnisse erspäht hatten: René Damarre und Amande schöpften Verdacht — und wie konnten die Richter, welche jede Spur der im Dunkeln schleichenden Mordgesellschaft emsig verfolgten, nur einen Augenblick daran zweifeln, daß die Geliebte des Giftmischers in naher Beziehung zu den Mordthaten stehe, die Paris in Angst und Kummer versetzten? — schließlich war ein Zeuge da: Lachaussée! Würde er die Marquise schonen? gewiß nicht — er hatte keine Ursache, konnte er sich retten, so opferte er sie. — — Und Exili?

Maria von Brinvilliers war in den Abgrund gestürzt, der auf ihrem gefahrvollen Wege gähnte; sie mußte sich zu retten suchen aus der fürchterlichen Kluft, an ein Emporsteigen zur Sonnenhöhe, wie sie es geträumt, konnte nicht mehr gedacht werden — das Verbrechen hängte seine Bleigewichte an die kühnen Schwingen. — —

Schon steht sie vor ihrem Schreibtische. In die Tasche des Reisekleides gleiten die Goldrollen. Noch einige Zeilen schreibt sie an Alexandre Delamarre, ihren Advokaten, dann verläßt sie das Hôtel.

„Ich muß nach Picpus — zu meinem Gatten,“ sagt sie. „Die Nachrichten sind sehr schlimm. Gegen Mitternacht bin ich wieder heim.“

Sie nimmt nicht ihre Pferde, ihren Wagen, sondern sie eilt zu Fuß in die Wohnung eines Fuhrmanns, der Miethswagen bereit hält; hier läßt sie ein leichtes Cabriolet anspannen, und von den rohen Knechten nicht gekannt, für die Gattin eines Pächters sich ausgebend, befiehlt sie nach Picpus zu fahren.

Als sie das Thor du Temple passirt, schlägt es neun Uhr Morgens, allmälig entfernt sich der Wagen von Paris, die Marquise blickt zurück nach der Stadt, von deren Dächern viele Flüche an ihr Ohr zu schweben scheinen.

„Schneller — schneller,“ ruft sie dem Fuhrmann zu, und als sie eine Viertelstunde gefahren sind, sagt sie: „Halte, mein Freund.“

Das kleine Fahrzeug hält.

„Willst Du Dir zwei Pistolen verdienen?“

Der Fuhrknecht lächelt. „Gewiß —,“ sagt er.

„Nun denn, biege rechts ab und fahre, so schnell Du vermagst, nach Offemont über Compiègne, hörst Du?“

Der Kutscher sieht sie bedeutungsvoll an und macht die Pantomime des Geldzählens.

„Hier,“ ruft die Marquise, zwei Pistolen reichend, „das Doppelte, wenn Du schnell nach Offemont kommst.“

Die Pferde ziehen an, die Peitsche des Lenkers fällt auf die Thiere, und mit Windeseile, hoch und nieder fliegend, saust der Wagen über das Feld dahin. In dem

Nebel des Morgens, der mit der steigenden Sonne kämpft, versinken die Thürme von Paris — die Mörderin athmet freier. — —

Die Kassette des Herrn von Saint-Croix.

Das Gerücht von der Entdeckung des Laboratoriums in der Straße Bernadins, dem Tode Saint-Croix's, der Verhaftung Lachaussée's und allen damit verbundenen Begebenheiten durchlief die Stadt Paris mit Blitzesschnelle. Als die zehnte Stunde herangekommen war, lagerten bereits große Menschenmassen vor den Thoren der Conciergerie, wohin man Lachaussée gebracht hatte. Zu gleicher Zeit hatte ein neues, in Verbindung mit diesen Vorgängen stehendes Ereigniß die Bewohner des Quartier Maubert in Aufregung versetzt, denn der alte Huet war zum größten Schrecken seiner Tochter verhaftet worden, nachdem die Wohnung Saint-Croix's durch Siegel geschlossen war.

Die weinende Amande begab sich unter den Schutz der Frau Brunet und den ihres treuen René, der zwar auch gewaltig niedergeschlagen war, doch aber in so schwerer Stunde die Geliebte nicht verlassen wollte, der er gerade jetzt ein Schutz, ein Schirm werden konnte. René war in der trostlosesten Lage. Er strebte seit dem Augenblicke, in welchem er jene schrecklichen Entdeckungen gemacht hatte, danach, der Mutter einige Nachrichten zukommen zu lassen. Aber wie war dies möglich ohne des alten Herzogs Wissen, der mit Hartnäckigkeit dem Sohne jeden Eintritt in das Haus verweigerte, bevor er nicht von dem schlüpfrigen

Pfade zurückgekehrt sein werde, auf welchem er sich nach Ansicht des Herzogs Claude befand?

Unter solchen Erregungen, Plänen und Zufällen traf den jungen Mann die Vorladung des Châtelet, nach welcher er als Doctor am obersten Gerichtshofe, als ein Zeuge des Vorfalles, gefordert wurde bei Abnahme der Siegel und Untersuchung des Laboratoriums des verstorbenen Saint-Croix gegenwärtig zu sein. René mußte gehorchen. Am dritten August des Morgens um acht Uhr stand René zum zweiten Male vor der Thür des Gewölbes, aus dessen Mauern so namenloses Unglück für ihn und die Menschheit hervorgegangen war.

Picard, Desgrais, Frater der Schreiber, der Doctor Moreau, der Apotheker Guy Simon, René Damarre und der Rath Mangot, das waren die Männer, welche achtundvierzig Stunden nach der Katastrophe zur Abnahme der Siegel schritten. Ein Bruder des Carmeliter-Ordens: Victorinus, war zugegen. Die Mönche dieses Ordens hatten die Leiche des Giftmischers Saint-Croix beerdigt.

In Ketten, von zwei riesigen Häschern bewacht, saß Lachaussée während dieser Zeit in der dunklen Zelle der Conciergerie.

Der Rath Mangot trat vor und besichtigte die Siegel. „Meine Herren des Gerichts und der Polizei von Paris, ich fordere Sie auf im Namen Gottes und Seiner Majestät von Frankreich, zu prüfen, ob seine Siegel unversehrt gefunden sind — und zu versichern in meine Hand an Eidesstatt, daß sie also in diesem Augenblicke sich ungelöst befinden, wie es Rechtens ist.“

So rief der Rath, und die Anwesenden traten ein Jeder hinzu, untersuchten die Siegel und betheuerten mit einem Handschlage dem Rathe: „Die Siegel des hohen Gerichtshofes vom Châtelet zu Paris sind unversehrt ge-

blieben. Solches habe ich gesehen, so wahr mir Gott helfe."

„Herr Commissair Picard," rief der Rath, „treten Sie mit mir zugleich an jene Thür, um zu sehen, wie ich das Siegel löse." Mangot entfernte die Pergamentstreifen von der Pforte. „Wer hat den Schlüssel zur Thür?" fragte er.

„Ich," sagte Bruder Victorinus.

„Oeffnen Sie."

Die Thür wurde aufgeschlossen, und unter tiefem Schweigen trat die Commission in das Gemach. Picard's Augen durchliefen den ganzen Raum, denn lüstern, das versprochene Geld zu verdienen, spähte der Polizeimann nach der Kassette. Desgrais vermochte ebenfalls seine Ungeduld kaum zu zügeln, natürlich aus andern Gründen als Picard, der in nicht geringer Verlegenheit war; denn erst jetzt fiel ihm ein, wie thöricht er gehandelt, da er vergessen hatte, sich die Kassette durch Maria genau beschreiben zu lassen; auf den Spinden, am Boden, hinter einigen Gestellen aber bemerkte er verschiedene Kassetten — welche war nun die inhaltschwere? Unterdessen hatte Frater aus der der Küche einen Tisch geholt und setzte sich, um das Protokoll aufzunehmen.

„Die Durchsuchung soll beginnen," sagte Mangot, „die Herren Picard und Desgrais sollen die vorgefundenen Dinge auf den Tisch setzen, damit sie genau betrachtet und beschrieben werden können."

Mangot stand rechts, René links vom Tische. Dicht neben dem jungen Herzoge befand sich der Lehnsessel Saint-Croix's, auf der Lehne hing noch der Rock, den Saint-Croix ausgezogen und dahingeworfen hatte, an dem Knopfe des Stuhles hing der Hut mit der Feder, welche die Schulter René's streifte. Es wurden zunächst die Aussagen Desgrais' und René's zu Papier gebracht, sie mußten den

Hergang noch ein Mal berichten, dann schritten die Polizisten zur Untersuchung.

Ein großes Verzeichniß von gefundenen Essenzen, Spirituosen, einer bedeutenden Anzahl von Gewichten, Waagen und Geräthschaften füllte schon die Seiten des Papiers, welches vor dem Schreiber lag, doch hatte bis jetzt nicht eine Sache sich gefunden, welche von Moreau oder Simon für gefährlich und zur richterlichen Untersuchung geeignet erklärt worden wäre — als plötzlich die Thür des Schrankes geöffnet und hinter derselben ein Kästchen von alter Arbeit hervorgezogen wurde.

„Desgrais," sagte Picard leise, „laßt dieses Kästchen bei Seite."

„Weshalb?"

„Ich — meine — ich glaube — ich weiß beinahe — diese Truhe enthält Familienpapiere, achten wir das Geheimniß."

Desgrais blickte den Lieutenant verwundert an, er lächelte und schaute auf die am Tische Beschäftigten. Simon prüfte soeben ein mit grünlicher Flüssigkeit gefülltes Gefäß, Alle hatten sich von Desgrais und Picard abgewendet, die Polizeimänner konnten daher einige Worte ungestört und unbeachtet mit einander wechseln.

„Sie wissen um den Inhalt?" fragte Desgrais.

„Ja — das heißt ich vermuthe," sagte Picard verlegen, „ich bitte Sie, College — St." Bei diesem Laute machte Picard zugleich eine eigenthümliche Handbewegung, indem er erst zwei, dann vier Finger erhob.

„Was soll das heißen?" flüsterte Desgrais.

„Sie kennen die Marquise von Brinvilliers," sagte Picard. „Diese Dame hat großes Interesse daran, die hier vor uns stehende Kassette, oder vielmehr gewisse darin befindliche Papiere zurückzuerhalten. Sie hat, wie Ihnen

bekannt ist, viel — viel Geld, wenn ich meine Finger erhob, so will ich damit sagen: großer Lohn — doppelter Lohn für die Auslieferung — Sie verstehen."

Desgrais hatte im Augenblick die Lage der Dinge überschaut. Der Faden aus diesem Labyrinthe von Verbrechen und Geheimnissen war in seinen Händen, und vor den Blicken des Criminalisten stand, durchsichtigen Glocken vergleichbar der ganze Zusammenhang. Die Marquise war die Hauptschuldige. Das schnelle Verenden der Aubray's, die Andeutungen, welche René ihm gemacht, die Beziehungen, welche offenbar zwischen der Marquise und Saint-Croix bestanden hatten, Alles schwebte vor Desgrais herauf, er war seiner Sache gewiß; nur wie sich die Dinge gestaltet hatten, darüber schien der Gefreite noch nicht einig zu sein. Er hielt es für gerathen, Zeit zu gewinnen, denn schon formte sich ein Plan in seinem Kopfe. Er sagt daher kalt zu Picard: „Herr Commissair, wir müssen diese Kassette den Richtern vorsetzen. Sie sehen, es geht nicht anders, so gern ich meine Hand auch bieten wollte, die Gefahr ist allzu groß — ich werde sehen, daß wir die Papiere herausfischen können."

Picard runzelte die Stirn, aber er nickte dennoch einigermaßen wohlwollend, er glaubte wenigstens den gewandten Desgrais auf seiner Seite zu haben.

„Meine Herren," rief Mangot, „haben Sie Neues gefunden?"

„Es ist eine Kiste, welche geschlossen zu sein scheint," antwortete Desgrais.

„Was zum Henker machen Sie denn?" flüsterte Picard.

„Lassen Sie mich," sagte Desgrais. Er öffnete das Schloß. „Ich habe sie eben geöffnet," rief er, „der Inhalt ist unbedeutend, kleine Blättchen und dergleichen."

„Nichts ist hier unbedeutend," sagte Mangot, „bringen Sie den Kasten her."

„Oh — wie fatal," sagte Picard.

„Nicht doch. Passen Sie auf," entgegnete Desgrais. Mit diesen Worten nahm er die schwere, geöffnete Kassette und ging damit zu dem Tische; einige Schritte davon ließ er plötzlich, wie durch eigne Ungeschicklichkeit, den Kasten fallen — eine große Anzahl von Päckchen — Zetteln und Schachteln — auch ein Beutel mit Geld fielen heraus und verstreuten sich auf dem Boden.

„Das scheint wichtig — sehen Sie, meine Herren, diese Kiste gerade ist vielleicht das Werthvollste." Er eilte hinter dem Tische hervor und wollte die Sachen ergreifen.

„Halt — um Gotteswillen, Herr Rath, bleiben Sie davon," rief René.

„Es können die schärfsten Gifte sein," warnten der Arzt und der Apotheker.

Erschrocken prallte Mangot zurück.

„Schnell bringen Sie die Papiere bei Seite," flüsterte Desgrais dem Commissair zu.

Picard gehorchte mechanisch, er wollte den Inhalt der Kiste schnell bei Seite bringen und bei dieser Gelegenheit die Packete von Schriften, welche sich vor allen übrigen auszeichneten, verschwinden lassen, daher stürzte er mit wahrem Feuereifer auf die am Boden liegenden Dinge und begann sie zusammenzuraffen.

Mangot lächelte wohlgefällig, denn natürlich hielt er diesen Eifer des Commissairs, der zugleich eine Gefahr der Vergiftung nicht scheute, für sehr rühmlich. „Ich danke Ihnen, Herr Picard," sagte er, als der Commissair sich mit einer Anzahl von Päckchen beladen hatte, — „so recht, nun hieher auf den Tisch damit."

Desgrais blinzelte schadenfroh, er hatte vorausgesehen,

daß es so kommen würde. Picard war ganz verblüfft und blickte den Gefreiten ärgerlich an.

„Es hilft nichts,“ flüsterte Desgrais, als Beide sich wieder bückten, um Papiere aufzuheben, „warum griffen Sie nicht früher zu?“

„Ah — warum ließen Sie die Kassette so spät erst fallen, wenn das hinter dem Ofen geschah, war ich im Besitze des halben Inhalts.“

„Ich bedaure,“ sagte Desgrais.

Man brachte die Sachen auf den Tisch. Als die Versammelten des Inhalts ansichtig wurden, bemeisterte sich Aller ein unwillkürliches Grauen.

Mangot erhob sich und sagte mit fester Stimme: „Hier werden wir Aufschlüsse erhalten. Es sind Briefe, sehen Sie, meine Herren? Wir stehen vor seltsamen Entdeckungen.“

Die Männer umstanden den Tisch, dessen Platte größtentheils die Packete, Flaschen und Schriften bedeckten, welche in der Kassette gefunden worden waren. Simon der Apotheker hatte eine Räucherpfanne aufgestellt, und durch das Laboratorium zogen die Wolken eines starken Rauchwerkes, um etwaige böse Dünste unschädlich zu machen, dann, seinen Mund durch einen in Essig getauchten Schwamm deckend, trat Simon zu den Packeten und Flaschen.

Zunächst fiel ein dicker Brief den Untersuchenden auf. Er war mit einem großen Siegel geschlossen, auf seiner Vorderseite las man die mit fester Hand geschriebenen Worte: „Meine Beichte.“ Die Männer blickten einander stumm an, nur Desgrais räusperte sich bedeutungsvoll und streckte seine Hand nach der Schrift aus.

„Halt, mein Herr,“ sagte Mangot ernst, „die Beichte eines Verstorbenen gehört nicht dem Richter, sie gehört dem Geistlichen. Wir haben kein Recht dazu, diese Ergießungen des Herzens, des reuigen Gemüths zu durchstöbern. Mein

Bruder Victorinus," sagte er zu dem Carmeliter, „hier — nehmen Sie diese Schrift, sie gehört ihnen."

Der Mönch nahm den Brief und sagte: „Der, der diese Zeilen schrieb, steht vor seinem Richter; er fuhr hinab zur Hölle, oder stieg gen Himmel je nach seinen Thaten — aber die Sterblichen dürfen nicht erfahren, was Gott allein für sich behalten wollte." Er ging hinaus und trat in die Küche Glaser's, wo ein Feuer loderte.

„Wie dumm," sagte Desgrais leise, „da hätte man die ganze Geschichte auf ein Mal beisammen gehabt. Ja — die Priester, die Priester."

Unterdessen öffnete Simon verschiedene Päckchen. — Immer ernster wurden die Gesichter, immer finsterer zogen sich die Brauen der Richter zusammen, denn jedes Päckchen enthielt neue, gefährliche Stoffe. Da war Arsenik in feinster, schärffster Eigenschaft vorhanden, hier ätzende Wasser, Vitriol und spirituöse Flüssigkeiten, deren gläserne Hüllen sorgfältig in Holzbüchsen verschlossen waren, dann zog Simon aus einem Futterale zwei Fläschchen hervor, deren Inhalt dem reinsten, herrlichsten Quellwasser glich, nur auf dem Boden lagerte ein feiner kalkähnlicher, rosagefärbter Niederschlag, den Simon kopfschüttelnd betrachtete; ein anderes Päckchen enthielt einen Topf, mit präparirtem Zinn gefüllt, sechs bis sieben Schachteln, theils größere, theils kleinere, waren voll scharf riechender Pulver; Höllenstein, Antimonium, Sublimate aller Art, die verschiedensten Samenkörner giftiger Pflanzen, Phiolen mit der Aufschrift: Schlangengift, einige Gläser mit Schweinsblase verbunden, gefüllt mit Spiritus, in welchem sich kleine Fleischstücken zeigten, die von dem Arzte sogleich als Theile des Zwölffingerdarms erkannt wurden — das waren die Dinge, welche die Kassette des Herrn von Saint-Croix beherbergte. — Wichtig mußten sie dem einstigen Besitzer gewesen sein,

denn Alles war mit größter Sorgfalt fest gepackt, geschützt vor Zufällen, das hatte sich bei dem Falle der Kassette gezeigt — und doch waren alle diese Mittel, Pulver, Droguen verderblich, tödtlich, unerlaubte Schätze; weshalb hatte Saint-Croix so sorgfältig all' diese scheußlichen oder gefährlichen Gegenstände verwahrt? Ja — die Kassette mit ihrem Inhalte erschien den Richtern als ein Möbel, welches im Nothfalle schnell bei Seite gebracht werden konnte, es war, als hätte Saint-Croix die Hauptbeweise dunkler Thaten an einer Stelle und in einer Weise vereinigt, die es ihm möglich machte, im Augenblicke der Entdeckung alles ihn Belastende vernichten zu können. Die Beichte mochte in Anwandlung von Reue geschrieben sein, und Mangot war nicht abgeneigt, an einen Selbstmord des Lieutenants zu glauben.

Obwohl aber Arzt und Apotheker sämmtliche gefundenen Präparate für gefährlich erklärten, obgleich die räthselhafte Flüssigkeit Simon sehr verdächtig erschien, und die aufbewahrten Stücke der Därme deutlich für schreckliche, vorgenommene Experimente zeugten, konnte man doch dem Verendeten noch kein Verbrechen aufbürden. Es war nicht das erste Mal, daß Laboranten bei ihren Experimenten verunglückten, die Mittel und Stoffe, welche man gefunden, waren gefährlicher Art, aber jeder Apotheker, jeder Chemiker besaß sie, und daß Saint-Croix in geheimen Wissenschaften bewandert, allerlei mystische Arbeiten verrichtete, war allgemeines, offenes Geheimniß. Lachaussée hatte noch nicht gesprochen, Glaser betheuerte, daß er nur von chemischen Arbeiten des Verstorbenen gewußt habe, und Huet wollte selbst davon nichts wissen. Die räthselhaften Wasser blieben noch zu untersuchen, man konnte daher nicht den Mann verdammen, dessen Leben mit einem Schleier umzogen war, der nur einen Aufschluß über sich gegeben: die Beichte,

und dieses Bekenntniß hatten die Flammen verzehrt, wie der Carmeliter meldete, der das Schriftstück in das Küchenfeuer geworfen hatte. Aber die Hand des Gefreiten zog ein Papier aus dem Wuste von Päckchen und Briefen hervor. Auf demselben standen folgende Worte:

„Ich bitte alle Diejenigen, in deren Hände diese Kassette fallen sollte, mir die Gnade zu erweisen, diesen Kasten sammt Inhalt an die Frau Marquise von Brinvilliers, wohnhaft in der Straße Neuve Saint-Paul, zu geben. Alles was darinnen ist geht nur die genannte Dame allein an und gehört ihr, es ist sonst für Niemanden nützlich oder von besonderem Werthe. Im Falle die Marquise früher als ich sterben sollte, beschwöre ich die Finder dieses Kästchens, dasselbe nebst seinem Inhalte, ohne ein Packet zu öffnen oder zu prüfen, den Flammen zu überliefern. Ich schwöre bei dem dreieinigen Gotte, daß ich die Wahrheit sage, und lade Jeden, der diesem meinem Begehren zuwiderhandelt, in der andern Welt vor den Richterstuhl des Allmächtigen, weil er sein Gewissen belastet mit einer Unthat.

Solches ist mein letzter Wille.

Saint-Croix,

am 2. Mai dieses Jahres 1670 zu Paris."

Dieser Zettel hatte ohne Zweifel obenauf gelegen und war beim Ausschütten des Kastens unter die anderen Papiere gefallen. Der Verdacht stieg. Eine neue Person wurde in den Kreis der Geheimnisse gezogen, eine Person, welche sich arg in der Gesellschaft compromittirt hatte, welche einst in engen, traulichen Verbindungen mit Saint-Croix gestanden, Verbindungen, die man längst gelöst glaubte, und jetzt erschien diese Frau plötzlich mitten in dem Drama, dessen grauenhafter Verlauf ganz Paris in Schrecken setzte.

Desgrais ging wie ein Thier in dem Käfige einer

Menagerie umher. „Oeffnen wir Alles, meine Herren,“ sagte er, die Packete auseinanderzerrend, „oh — ich habe mich sicher nicht geirrt.“

René dachte ebenso wie der Gefreite sprach, ihm ward es zur Gewißheit: Die Marquise ist die Mordgenossin des Verstorbenen — meines Halbbruders — das Kind meiner Mutter ist ein Mörder geworden durch jenes Weib.

„Hier ist wieder Etwas,“ frohlockte Desgrais, ein schweres Packet auflegend.

> „Dieses Packet, welches ich mit sechs Siegeln geschlossen habe, enthält Papiere, die nach meinem Tode verbrannt werden sollen,“

lautete die Aufschrift. Ein Wink des Richters bestimmte Desgrais, die Siegel zu erbrechen. Das Packet enthielt vierunddreißig Briefe der Marquise an Saint-Croix. Die Indiscretion des Gefreiten ging so weit, daß er eines der Schreiben entfaltete; seine unheilbringende Hand hatte auch sogleich einen der verdächtigsten Briefe ergriffen, es war wohl einer der kürzesten in der ganzen Sammlung, aber sein Inhalt fiel mit fürchterlicher Schwere in das Gewicht, denn die Marquise hatte mit eilender, zitternder Hand geschrieben:

> „Die Tropfen haben in zehn Minuten gewirkt. Sie müssen schärfer sein. Heute Nacht um ein Uhr erwarte mich im Laboratorium, wir werden experimentiren und uns küssen. Ich grüße Dich, Geliebter.
>
> Deine Maria.“

Desgrais sprang hoch empor. „Alles ist heraus — Alles!“

„Sie sind zu schnell,“ rief Picard.

„Ruhe, meine Herren,“ rief Mangot. „Dies Alles beweist nur ein sträfliches, verdächtiges Verhältniß, was wollen Sie damit sagen: Alles ist heraus?“

„Hier — hier,“ schrie Desgrais, einen neuen Zettel emporhaltend. „Da hören Sie“:

„An den Sieur Gaudin von Saint-Croix, ehedem Lieutenant der Dragoner von Tracy, sind aus meiner Kasse vierzehntausend Francs zu zahlen in derselben Stunde, wo besagter Herr diese Anweisung vorzeigen wird. — Geschrieben am dritten October 1669 zu Paris und mit meinem Siegel bekräftigt.

Penautier, General-Controlleur von Languedoc.“

„Wieder einer mehr,“ lachte Desgrais. „Sie steigen aus diesem Kasten heraus, wie die Marionetten auf dem Carrefour du Châtelet. Sehen Sie, meine Herren, ich bin kein Gelehrter — nur einfacher Polizeimann, aber ich sage mir: der Zeitpunkt, an welchem diese Verschreibung ausgestellt wurde, und der Todestag des Herrn von Saint-Laurent fallen nicht weit von einander. Penautier hat die Stelle des Herrn von Saint-Laurent — oh — ich habe nichts gesagt, bitte, schütteln Sie nicht die Köpfe — da — hier aha — ich habe gewartet auf diesen Herrn. Er hob einen Beutel empor, an welchen ein Zettel geheftet war, der die Worte trug: „Dieses Geld gehört meinem Diener Lachaussée.“ Darunter fand sich ein Schreiben Lachaussée's, worin derselbe um Zahlung bat, da er schon zwei Mal vergeblich nach Villequoy gereist sei, um den Bewußten abzufassen, ihn aber nicht getroffen habe. Nun war Villequoy ein Landsitz, den der Sieur von Saint-Laurent öfter besuchte und der einem der verstorbenen Aubray's gehörte — und das Schreiben Lachaussée's war von einem Datum, das ebenfalls nicht sehr entfernt von Saint-Laurent's Todestage fiel — außerdem: wer war der Bewußte, den Lachaussée abfassen wollte? und weshalb schrieb er an Saint-Croix um Geld? Er hatte also die Reise offenbar in des Lieutenants Auftrage gemacht.

Dann zog Desgrais wieder Päckchen hervor, von denen eines die Erklärung trug: „Dieses ist ein Mittel wider manches Leiden der Frauen,“ ein zweites zeigte die Inschrift: „Sechs merkwürdige Geheimnisse,“ endlich fand der eifrig Suchende eine Verschreibung in Höhe von dreißigtausend Francs, welche die Marquise von Brinvilliers ihrem geliebten Saint-Croix ausstellte — gerade zwei Tage nach dem Tode des jüngsten der Gebrüder Aubray, in der Zeit, als sie Herrin ihres Vermögens geworden, „für den Fall, daß sie, Maria von Brinvilliers, durch den Tod von dieser Welt genommen werde.“

Es war, als habe bei den Verbrechen, welche nunmehr Jeder ahnte, eine bestimmte Zahlung, eine Bluttaxe stattgefunden. Der Sieur von Saint-Laurent wurde für vierzehntausend Francs in das Jenseit befördert — die Gebrüder Aubray zu morden kostete fast das Doppelte.

René's Augen umflorten sich immer dichter, er sah und hörte nichts mehr, die Besinnung schwand, und nur eine flüchtige Erinnerung an die Gefahr, welcher seine geliebte Mutter entgegenging, blieb ihm. So war er denn der Einzige, der nicht bemerkte, daß Desgrais, nachdem alle gefundenen Gegenstände sorgfältig zu Protokoll genommen und wieder in die Kassette gepackt waren, sich eiligst beurlaubte und spornstreichs aus dem Gemache lief.

René saß tiefsinnig in dem Sessel, den Saint-Croix einst benutzt; erst durch einen leichten Stoß des Schreibers, der ihn aufforderte, das Protokoll zu unterzeichnen, schreckte er auf aus seinen Träumereien. Er folgte den Männern, die das Laboratorium verließen. Simon hatte sich mit den Fläschchen beladen, welche die krystallhelle Flüssigkeit enthielten, der Doctor trug eines der Darmpräparate. In wenig Stunden sollten Versuche an Thieren gemacht werden, wie jene Tropfen wirkten, die Simon für Gifte hielt.

Zwei Häscher trugen die Kassette. So verließ man das Haus. — —

Während dessen eilte Desgrais über die Seine und schlug seinen Weg nach der Straße Neuve Saint-Paul ein.

Die Flüchtende und der Verfolger. — Laon.

Als der Gefreite in die Nähe des Hôtel Aubray gekommen war, bemerkte er eine auffallende Bewegung vor dem weitgeöffneten Thorwege, der auf die kleine Rampe führte. Verschiedene Diener gingen hin und her, einzelne Leute aus der Nachbarschaft liefen bis an den Thorweg, unterhielten sich hier mit den Dienstleuten und eilten dann schnell wieder in ihre Wohnungen, wobei man deutlich auf ihren Gesichtern lesen konnte, daß sie mit wichtiger Neuigkeit beladen zurückkehrten. Einige Fenster des ersten Geschosses standen offen, und mitten im Hausflur sah Desgrais eine Gruppe von zechenden Bedienten, welche um einen Tisch sich gebildet hatte, der mit Flaschen, Bechern und Speisen besetzt war.

Dies Alles schien dem Gefreiten seltsam, und er kam sehr schnell zu dem Resultate, daß irgend etwas Außerordentliches in dem Hôtel Aubray vorgefallen sein müsse. Er entschied sich kurz, winkte einen der Neugierigen herbei und fragte in ganz nachlässiger Weise: was denn drüben vorgehe? Worauf der Gefragte, ein Gewürzkrämer vom Coin du Pistolet, ihm mit schadenfrohem Lachen entgegnete: „Das wissen Sie noch nicht? Die Frau Marquise von Brinvilliers ist davon —.“

„He?" rief der Gefreite, „und wohin?"

„Ja, das wissen die Leute dort im Hôtel selber nicht."

Desgrais' Ahnung hatte ihn nicht betrogen. „Ich komme zu spät," murmelte er ärgerlich, „ich werde mich beeilen müssen." Er ging auf die Rampe des Hôtels und setzte sich neben dem Eingange nieder.

„Wer seid Ihr, mein Freund?" fragte der Schweizer, der soeben die letzten Reste einer Kapaunkeule vertilgte.

„Ich?" sagte Desgrais aufstehend, „ich bin ein sehr reicher Mann."

Der Schweizer maß den Kecken mit einem strengen Blicke, er schien ihn für irrsinnig zu halten, die Antwort klang so sonderbar. „Nun," sagte der Hüter des Hôtels nach einer Pause, „wenn Ihr reich seid, so ist die Stelle auf der Steinbank hier vor dem Hôtel schlecht genug gewählt. Reiche Leute haben doch andre Orte, um sich zu ruhen."

„Mein Freund," erwiderte Desgrais, „ich könnte vielmehr ein reicher Mann sein — wenn ich Eines wüßte."

„Nun?"

„Wollt Ihr es mir sagen?"

„Wenn ich's selber weiß."

„Wißt Ihr, ob die Frau Marquise von Brinvilliers hier im Hôtel — oder wenn sie fort ist — wißt Ihr, wohin sie sich begeben?"

„Hm — aha nun merke ich. Noch eine Schuldforderung? Seid ohne Sorge — Alles wird bezahlt, wenn die Marquise wiederkommt."

„Ja wenn —! Ihr habt es getroffen, ich bin schwer betheiligt, die Leute sagen, die Dame sei davon." Desgrais' Finger zogen aus der Tasche des Wammses eine halbe Doublone, ein Geldstück, welches damals gern in Paris gesehen wurde. „Könnt Ihr mir sagen, wie es sich mit

dem Gerede verhält?" Die Doublone glitt in die Hand des Schweizers.

„Mein Herr," entgegnete dieser, „Sie beschämen mich. Ich kann Ihnen nur nicht viel dafür bieten."

„Genug. Ist die Marquise fort?"

„Ja."

„Seit wann?"

„Es sind wohl fünfzig Stunden verflossen, seit wir sie nicht gesehen."

Der Gefreite stampfte mit dem Fuße, seine Finger senkten sich wieder in die Tasche. „Wohin ging die Dame?"

Der Schweizer blieb stumm.

Desgrais ließ eine neue Doublone funkeln. „Wohin ging sie?"

„Ich — ich vermuthe nur, daß sie nach Picpus wollte."

„Sie ist doch dahin gefahren? — Sicherlich hat sie ihren Wagen benutzt, die Diener müssen es wissen." Die zweite Doublone fiel in des Schweizers Hand.

„Hm!" sagte der treue Wächter sich verbeugend, „das ist es eben, was uns stutzig macht. Sie hat keinen Wagen vorfahren lassen — und — nun, mein Herr, Sie scheinen ein Edelmann, Sie scheinen mir der Beihülfe werth — erfahren Sie denn, daß die Marquise nicht nach Picpus gegangen noch gefahren ist, denn vor einer Stunde kam Claude, der Kammerdiener des Herrn Marquis, von Picpus hier an, um Doctor Bachot zu holen, und Claude wußte nichts von der Ankunft der Frau Marquise."

Desgrais erhob sich schnell. „Seid Ihr nicht im Stande mir zu sagen, wohin die Dame fuhr?"

„Nein, mein Herr. Ich kann nur sagen, daß seltsame Gerüchte die Stadt durchkreuzen. Man spricht von plötzlichem Tode eines gewissen Herrn — von Verhaftungen —"

„Gott befohlen!" sagte der Gefreite kurz und ging

hastig die Rampe hinunter. — Die Menschenmenge hatte sich vermehrt. In verschiedenen Gruppen besprach man eifrig die Tagesneuigkeiten: Tod Saint-Croix's — Verhaftung Lachaussée's — Flucht der Marquise. Schon hatte sich die Nachricht von dem plötzlichen Zerreißen des Schleiers, der sich um die Geheimnisse der Straße Bernadins wob, in Paris verbreitet. Desgrais senkte sein Haupt auf die Brust, steckte die Hände in die Taschen seines Wammses, um so wenig als möglich erkannt zu werden, und schritt durch die Plaudernden, indem er mit beiden Ohren vierfach hörte. Seine Bemühungen sollten belohnt werden, denn er vernahm einen Ausspruch, der dem Polizeimann wie Seraphsklänge tönte; ein sehr stämmiger, sehr großmäuliger Kerl erzählte nämlich mit wichtiger Miene: „Da fragen sie, da zerbrechen sie sich den Kopf — sie suchen und rathen, wo die Frau Marquise sein möge, und vermuthen sie in Picpus, und ich habe sie nach Offemont gefahren. Was ist denn Sonderbares dabei? — Ihr seid Alle Lästerzungen — Schandmäuler. Die Dame kann doch fahren, wohin sie will?"

„Auch sogar zum Teufel," rief ein Anderer unter großem Gelächter der Umstehenden.

„Auch das," fuhr der Stämmige fort, „ja — aber sie fährt nicht dahin. Sie sitzt ruhig in Offemont, darauf will ich schwören; ich bin seit gestern Nachmittag zurück und sage: Es ist eine treffliche Dame die Marquise, dafür sind meine zwei Pistolen Trinkgeld Bürgschaft." Er fühlte in diesem Augenblicke einen Druck seines Arms. Als er sich umwendete, stand er einem hochgewachsenen Manne gegenüber.

„Auf ein Wort, mein Freund," sagte der Unbekannte. Er zog den Schwätzer aus dem Haufen der Gaffer in den Vorsprung, den ein Pfeiler bildete.

„Ihr habt die Marquise gefahren?"

„Ja, mein Herr."

„Ihr habt zwei Pistolen Trinkgeld bekommen?"

„Ja."

„Wollt Ihr noch eine dritte dazu verdienen?"

„Gern — ich liebe das Geld."

„Hier — wenn Ihr mir Euren Namen sagt."

„Ich heiße Michel Sable und bin Fuhrmann bei Meister Bonnier, der in der Straße Draperie wohnt."

„Schön — sehr schön. Bei Eurem Meister hat die Marquise einen Wagen gemiethet?"

„Ja."

„Wann?"

„Vorgestern in der Frühe."

„Ihr habt sie gefahren?"

„Und sehr gut, mein Herr. Sie wollte nach Picpus, aber sie besann sich, und als wir zum Thore du Temple hinaus waren, commandirte sie nach Offemont zu fahren. In Senlis haben wir sogar Pferde gewechselt, denn ich mußte fahren — jagen wie der Teufel."

„Gut — trefflich, und die Marquise blieb in Offemont?"

„Ich vermuthe es, sagen aber kann ich es nicht gewiß, denn ich kehrte sogleich wieder um nach Paris; meine Pferde spannte ich in Senlis wieder ein."

„Das wollte ich wissen. Hier Eure Pistole."

Der Gefreite verließ schnell den Fuhrknecht und lief mehr, als er ging, durch den Gang des Hôtel de la Vieuville, dann durcheilte er die Straßen, ohne sich umzusehen, und machte erst im Hofe des Châtelet Halt. Er riß fast den Klingeldraht auseinander, der die Glocke des Wachtlokals in Bewegung setzte, welches sich damals im ersten Stock befand. Als die Wache ihm geöffnet hatte, stürzte er, ohne zu grüßen, die Treppen hinauf in das Zimmer

des Prevot's von Paris. Die Unterredung, welche er mit diesem hatte, dauerte kaum eine Viertelstunde, dann erschien Desgrais wieder. Er trug verschiedene Papiere in der Hand, sein Rufen tönte durch die Gänge, darauf ward es im Hofe lebendig, ein Wagen wurde herbeigeschleppt, die Diener der Gerechtigkeit liefen durcheinander, und eine halbe Stunde später fuhr, von starken Rossen gezogen, der Gefreite aus dem Thor du Temple nach Compiègne.

In Senlis wechselte er die Pferde, dann in Compiègne, durch den Wald jagte er mit frischem Gespann — schon sinkt der Abend hernieder, aus der Ferne schimmert ein mattes Licht entgegen — es ist Offemont. Der Gefreite fährt an das Thor des Schlosses, die Diener kommen ihm entgegen.

„Ich wünsche die Frau Marquise von Brinvilliers zu sprechen," sagt der Gefreite, seinen Hut artig lüftend.

„Die Frau Marquise sind seit vorgestern nicht mehr hier," lautet die Antwort.

Desgrais knirscht mit den Zähnen, aber nimmt sich zusammen. „Ich bedaure," sagt er, „ich bin der Ueberbringer einer guten Nachricht. Können Sie mir nicht sagen, wohin die Marquise sich gewendet?"

„Nach Picpus zu dem kranken Gatten."

Desgrais rief seinem Kutscher zu: „Umkehren! Gute Nacht, mein Herr," sagte er dem Diener.

Der Wagen fuhr die Straße nach Compiègne zurück. „Sie ist also sicher nicht in Picpus," murmelte der Gefreite, „sonst hätte sie es den Dienern nicht mitgetheilt. Ich hätte Nichts durch jene Leute erfahren, denn die Marquise wird ihnen von den Ereignissen in Paris kein Wort gesagt haben — dumm! ich habe Zeit verloren."

Er durchsah noch ein Mal beim Schimmer der Wagenlaterne seine Papiere; es waren der Verhaftsbefehl für die

verdächtige Marquise, eine Geldanweisung, bei allen Gerichtsbehörden flüssig zu machen, eine Ordre des Polizei-Ministers von Frankreich: laut welcher dem Gefreiten Desgrais auf Befehl des höchsten Gerichtshofes jede Hülfe an Menschen, Pferden und Wagen, die Oeffnung jedes Hauses oder Schlosses, jede Auskunft auf seinen Wunsch geleistet, gestattet und gegeben werden mußte. „Wohin mich wenden?" fragte sich Desgrais, die Papiere einsteckend.

„Fahren wir nach Compiègne zurück?" rief der Kutscher.

„Nein —", entgegnete der Gefreite, dem ein Gedanke gekommen zu sein schien, „nein — nach Laon — schnell, schlage den Weg nach Laon ein."

Der Wagen bog auf die Landstraße, welche bereits die Schatten der Nacht bedeckten.

Der Wagen, den Maria von Brinvilliers von Offemont aus genommen hatte, um ihre Flucht desto sicherer bewirken zu können, trug die schöne Verbrecherin mit reißender Schnelligkeit der Grenze entgegen. Die Gewißheit, daß die Siegel erst nach der vom Gesetze bestimmten Frist abgenommen würden, gab Maria die Ruhe, um ihre Lage genau zu bedenken. Sie wußte, welche Wege sie einschlagen wollte. Zunächst suchte sie die Grenzen Frankreichs hinter sich zu haben, dann gedachte sie sich direct nach Lüttich zu begeben, vor dessen Mauern ein Kloster der Nonnen von der Regel der heiligen Brigitta, welchem die Marquise mancherlei Wohlthaten erwiesen, lag, hinter dessen festgeschlossenen Pforten die Sünderin nun Schutz suchen wollte und finden mußte, denn die Schwelle eines Nonnenklosters wagte kein Fuß der Häscher zu überschreiten. War sie erst glücklich in den Schutz der heiligen Mauern gelangt, dann,

so hoffte sie, würde es ihr gelingen, von dort aus die drohenden Stürme in Paris zu beschwichtigen.

Aengstlich blickt sie an der Biegung jedes Weges aus dem Wagen —. Die harmlosesten Wanderer scheinen ihr verdächtig — Jeder, so däucht ihr, senke seine Augen in das Innere des Wagens. Immer öder wird die Gegend, der Wald von Compiègne wird lichter, die Dörfer verschwinden — die Ebene von Tiercy breitet sich vor ihren Blicken aus, glühende Strahlen schießt die Sonne herab und die Rosse dampfen, von Milliarden heißhungriger Mücken und Stechfliegen umschwärmt. Zurückgebeugt, in die Ecke des Wagens gedrückt, sucht sich die Marquise der Sonnengluth zu entziehen. Sie hat in der Eile bei ihrer Flucht von Offemont Lebensmittel, Wein in den Wagen genommen, denn sie wagt nicht, die Häuser der Landstraße aufzusuchen, und mit zitternder Hand reicht sie dem Kutscher einen gefüllten Becher, um ihn zu erquicken. Allmälig wird die Gewalt der Sonne schwächer, die Färbung dunkelrother, und als die glühende Kugel am Firmamente niedersinkt, steigen aus der Ferne die Spitzen der Thürme von Laon empor. Die Gegend wird belebter, Schaaren singender Feldarbeiter umgeben den Wagen, einige Bettelmönche rufen ihren Gruß der Marquise zu, endlich liegt im Abendnebel die Stadt vor der Flüchtenden. Matt von der Hitze des Tages ziehen die Rosse den Wagen auf den Berg, den die Stadt Laon krönt, und durch das alte Thor rollt die Kalesche.

„Wo ist die Posthalterei?" ruft der Kutscher dem Thorwärtel zu. Als ihm die Gegend genannt wird, treibt er die Rosse noch ein Mal an, bis er mit ihnen vor dem Thorwege des Postgebäudes hält."

„Pferde nach Aubenton!" ruft die Marquise mit gebieterischer Stimme, sie zahlt dem Kutscher von Offemont

eine hohe Summe, der Mann dankt lächelnd und führt die abgeschirrten Pferde weiter.

Eine halbe Stunde später fährt der Wagen wieder mit der Marquise davon. Die Nacht bricht herein, der alte Postillon, der sich auf ein Handpferd geschwungen hat, singt ein frommes Lied in eintöniger Weise, die Marquise drückt ihr Haupt in die Ecke des Wagens, der soeben über die Brücke hinter Laon rumpelt. Ihre Gedanken nahmen eine besondere Richtung — sie schweiften, von der kühlen Nachtluft neubelebt, in die Gefilde von Offemont zurück, die schrecklichen Thaten, welche geschehen waren, schienen Gestalten anzunehmen, es war der Marquise, als kriche der Wagen, der doch pfeilschnell durch die Gegend sauste, als hingen sich allerlei Phantome in die Speichen der Räder, neben den Fenstern schwebten boshaft blickende Kobolde, die nur aus Kopf und Flügeln zu bestehen schienen, sie riefen fortwährend: „Haltet! haltet!“ Wenn Maria ein Herz faßte, so sah sie bald, daß es nur Nebelstreifchen waren, die aus dem feuchten Wiesengrunde emporflatterten, aber sie formten sich bald wieder zu Gestalten, und eine derselben, welche dem todten Chalamel aus dem Hôtel Dieu vollkommen glich, kroch immer auf dem Erdboden hin, neben dem Wagen, war von ungeheurer Länge und zeigte ein einziges, rothglühendes Auge, das der Geängstigten aus weiter Ferne zu leuchten schien, immer näher rollte der Wagen gegen diese unheimliche Flamme, die Marquise schrie vor Angst laut auf, so laut, daß der alte Postillon erschrocken die Pferde anhielt und sich im Sattel wendend sagte: „Was ist Ihnen, Madame? soll ich halten?“

„O nein — weiter! weiter!“ rief die Marquise, „ich bin so angegriffen, ich vermeine ein gräßliches rothes Licht vor mir zu sehen.“

„Es ist die Lampe an dem Heiligenbilde von Nôtre-Dame de la Misericorde.“ Er trieb die Pferde wieder an.

Maria wurde ruhiger, aber ihre Gedanken arbeiteten bald weiter. Nun schienen ihr die Nebelgestalten alle in reiche Gewänder gekleidete Herren und Damen zu sein, sie zogen lachend und grüßend neben dem Wagen her, das rothe Licht war verschwunden, aber statt dessen strahlte heller Glanz auf der Landstraße. die Marquise hatte kein Bewußtsein mehr, daß sie sich im Innern eines Wagens befinde, es war ihr, als drehe sie sich mit in den wirbelnden Tänzen, welche plötzlich die Geisterschaar auf dem Felde begann: — da waren ihre Brüder, Saint-Laurent, ihr Vater, Saint-Croix, die Geopferten des Hôtel Dieu, Einer nach dem Andern nahm die Marquise in seine Arme und riß sie in wüthendem Reigen bis zum Niedersinken herum, dabei wölbte sich über die ganze, große Masse ein ungeheurer Saal, dessen Decke auf drei Pfeilern zu ruhen schien, von den breiten Galerien, die sich an den Seiten dieses Prachtbaues hinzogen, nickten viele Bekannte herab und suchten die rasend tanzende Marquise zu sich empor zu reißen — da fühlte sich Maria plötzlich ergriffen, hoch gehoben und wieder mit scharfem Stoße niedergeschleudert, zugleich versank Alles in dunkle Nacht, nur die drei Pfeiler des Saales blieben und starrten hinauf in den Himmel. Entsetzt, von der fürchterlichen Vision erwachend, stierte die Marquise jene Pfeiler an, zwischen denen hoch oben schwarze lange Gegenstände im Nachtwinde hin und her wankten, während heiseres Gekrächze durch die Stille tönte.

„Erschrecken Sie nicht, Madame,“ rief der Postillon, „es ist der Galgen von Cressy. Viere hängen noch oben — erschrecken Sie nicht, sie können nicht herab, sprechen wir ein leises Gebet für die armen Sünder. Nur den Vierten nehme ich aus. Er ist ein Zigeuner, der in la Furne die

Kühe des Meiers vergiftet hat, der Bube verdient keine Gnade."

Die Marquise stöhnte und warf sich im Wagen auf die Kniee, aber da sie kein Gebet fand, so lachte sie wild auf, raffte sich empor und sagte: „Noch eine eben so lange Fahrt wie diese und ich bin gerettet!"

Auf der Landstraße nach Laon trabten die Pferde des Gefreiten, welche das leichte Fuhrwerk zogen, auf dessen Sitzen die Gestalt Desgrais' in größter Unruhe sich hin und her warf. Der Gefreite hatte überall gefragt, geforscht. Niemand vermochte Rechenschaft zu geben, da die Marquise nirgends angehalten hatte. Es waren einige Fuhrwerke gesehen worden; aber auf die Reisende hatte kein Mensch geachtet. Desgrais zweifelte nicht, daß die Marquise ihren Weg zur Grenze genommen habe, um sich durch die Flucht dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen; da Laon an der directen Straße lag, hatte er diese Route eingeschlagen. Der Gefreite spähte, seinen Kopf zum Wagenfenster hinaus reckend, eifrig jeden Kreuzgang, jeden Busch, jedes Häuschen aus. Er hatte bereits einige dreißig Vorüberziehende: Handwerksburschen, Werber, Gaukler, Bettler und Geistliche befragt, aber von Keinem genügende Antwort erhalten. Die glühende Sonne kümmerte ihn nicht, die Nacht schien ihm hell, obgleich der Mond nicht leuchtete, denn er vermeinte immer allerlei Personen zu erblicken. Von dem Sehen ermüdet, schlief er endlich ein. Als er erwachte, dämmerte der Morgen herauf.

„Was liegt da vor uns im Nebel?" fragte er den Postillon.

„Das ist Laon," lautete die Antwort.

In diesem Augenblick tönte das Klatschen einer Peitsche.

Der Gefreite steckte seinen Kopf aus dem Schlage. Er erblickte vor sich einen Mann, welcher, nachlässig auf einem Pferde schaukelnd, ein zweites neben sich an der Leine führend, seinen abscheulichen Tabak in die reine Morgenluft wirbelte. Die Pferde hatten Geschirre aufgelegt, sie waren vor einem Wagen gespannt gewesen. Der Gefreite winkte sehr artig dem Rossebändiger, der diesen Gruß erwiederte.

„Schon früh munter, mein Freund," sagte Desgrais, indem er seinem Postillon zu halten gebot.

„Muß wohl, mein Herr," entgegnete der Angeredete; „will vor Abend zurück sein."

„Wohin führt Eure Reise?"

„Nach Compiègne und von da ein Stückchen weiter."

Der Gefreite ward aufmerksam; schon während der ersten Worte hatte er seine Blicke auf die versilberten Zierrathen gelenkt, welche das Geschirr der Pferde schmückten. Er betrachtete soeben die auf den Scheuklappen angebrachten Wappen, über welchen eine Krone glänzte.

„Die Pferde sind schön, wie ich bemerke," sagte der Gefreite, aus dem Flaschenfutter eine Flasche nehmend, „Ihr dient, wie es scheint, guten Leuten."

„Gewiß."

„Da — nehmt den Morgentrank," fuhr Desgrais fort, aus der Flasche einen Becher vollschenkend, den der Rossebändiger hastig ergriff.

„Sicherlich hoher Adel Eure Herrschaft, man sieht es am Wappen; wohl einer von den neuen Grundbesitzern, die seit 1650 mit dem Adelsbriefe begnadigt sind."

„Ich dachte gar," lachte der Andere; „meine Herrschaft datirt sich ein wenig länger her. Die Familie d'Aubray ist nicht erst von 1650."

Dem Gefreiten fuhr dieses Wort wie ein Blitzstrahl in den Kopf.

„Aubray," sagte er mit einer vor Erregung zitternden Stimme. „Der verstorbene Vater der Marquise von Brinvilliers?"

„Derselbe."

„Ihr geht nach Offemont."

„Ja."

„Ihr kommt von daher?"

„Auch das."

„Ihr fuhrt die Marquise von Brinvilliers?"

„Ja — ja, mein Herr," entgegnete der Gefragte, dem es ängstlich zu Muthe ward, als er die Hastigkeit des Fremden sah. Er konnte sich nicht erklären, weshalb die Fahrt der Marquise so großes Interesse erregte; wußte er doch den Grund nicht, denn Maria hatte unterwegs nur einige abgerissene Worte von einem Ausfluge nach dem Brigittenkloster bei Lüttich gesprochen; sein Staunen wich jedoch dem größten Entsetzen, als plötzlich der Fremde aus dem Wagen sprang, dem Pferde, welches der Mann von Offemont ritt, in den Zügel fiel und zugleich ein Pistol hervorzog, wobei er mit donnernder Stimme rief:

„Wohin hast Du die Marquise gefahren?"

„Mein Herr — ich —"

„Wohin? Antwort, oder ich blase Dir das Lebenslicht aus."

„Mein Herr —"

„Antwort — wohin?

„Nach Laon."

„Blieb sie dort?"

„Nein."

„Wohin nahm sie von dort aus den Weg?"

„Ich weiß es nicht."

„Besinne Dich genau. Ich kenne Dich, Du bist zu Offemont im Dienste — ich merke mir Deine Gestalt,

täuschest Du mich, so wird Dich die Polizei von Compiègne zu finden wissen. Du bist mit der Marquise vor zwei Mal vierundzwanzig Stunden von Offemont abgefahren, diese Pferde sind die ihrigen — Du mußt wissen, wohin sie ging."

Der zitternde Rosselenker sah ein, daß hier etwas Ungewöhnliches im Spiele sei. Er besann sich nicht lange, sondern sagte: „Ich kann Ihnen, mein Herr, die Versicherung geben, daß ich von dem Ziele der Marquise keine Kenntniß besitze — ich hörte nur, daß sie in Laon am Posthause Pferde nach Aubenton bestellt hat und eiligst davonfuhr."

„Es ist richtig," rief Desgrais, „es ist der Weg zur Grenze."

Er sprang in den Wagen zurück. „Eile — hurtig, vorwärts," rief er dem Postillon zu; „für jede Meile doppeltes Trinkgeld."

Der Wagen flog über die Landstraße dahin, gehüllt in eine Wolke von Staub und aus dem Boden herausgeschlagenen Steinchen. Der Kutscher von Offemont sah, wie eine Reiterstatue auf der Straße regungslos sitzend, dem mit Windeseile sich entfernenden Fahrzeuge nach, bis dasselbe in der Niederung verschwand, welche das kleine Thal vor Laon bildete.

Die Erben des Fluches.

Paris war in fieberhafter Aufregung — jede große Stadt hat ihre Eigenthümlichkeit, welche sie in die Reihe der kleinen Städte zurückwirft, und so war man denn glück-

lich, einen Gegenstand der Besprechung: die Ereignisse, welche sich an die Entdeckung in der Straße Bernadins knüpften — erhalten zu haben. Jede Stunde erneuerten und vervielfältigten sich die Nachrichten — am größten wurde jedoch das Staunen, als im Laufe der Stunden die bisher für leeres Gerücht gehaltene Neuigkeit von der Flucht der Marquise sich bestätigte. Besonders ergriff das Entsetzen die höheren Kreise, in denen Maria sich bewegt hatte; zwar konnte man noch keine Thatsachen gegen sie feststellen; aber die dunklen Begebenheiten, welche Paris mit Sorge erfüllt hatten, führten immer wieder auf die Marquise hin — sie war inmitten der Verdächtigen — die Verdächtigste. Der verbotene Umgang mit Saint-Croix, der, noch ehe er zur Rechenschaft gezogen werden konnte, aus dem Leben schied, war erwiesen, die Geldunterstützung offenbar; zwar hatte Delamarre, der Advokat der Marquise, gegen den gefundenen Schein im Namen seiner Clientin protestirt: da die Summe derselben abgepreßt worden sei. Allein die vierunddreißig Briefe legten das Verhältniß zwischen Saint-Croix und Maria offen dar. Von diesem Punkte aus wob der Verdacht seine Netze, die sich bald in Form einer öffentlichen Anklage zusammenzogen. Weshalb floh Maria von Brinvilliers, wenn sie schuldlos war?

Der König gerieth in einen Zorn, wie man ihn selten an Ludwig zu gewahren pflegte. Schon zwei Mal hatte er gefragt, ob Nachricht von Paris gekommen sei, und als dies verneint wurde, schritt er, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, stumm und an seinen Lippen kauend, im Arbeitskabinet zu Versailles auf und nieder, zuweilen blieb er vor dem Tische stehen, an welchem er mit seinen Ministern zu arbeiten pflegte, wenn er in Versailles verweilte und daselbst

die hohen Staatsdiener versammelte. Man sieht diesen berühmten Tisch heute noch an derselben Stelle. Auf dem Tische lag eine Anzahl von Papieren, die der König zuweilen durchstöberte, und so oft er das that, rief er: „Abscheulich! Entsetzlich!" Es waren die Rapporte Palluau's und la Reynie's. „Ich wollte es immer noch nicht glauben," rief er. Die Zuschauer dieser Scene waren zwei Damen und zwei Herren: die Damen waren Frau von Montespan und die Herzogin von Orleans; die Herren der Herzog von Orleans und der Chevalier von Rohan, ein bildschöner Cavalier, der aus der Bretagne an den Hof gekommen. Frau Herzogin von Orleans und Frau von Montespan waren abgeschickt worden, um den König zu beruhigen, der für Niemand zugänglich schien, so sehr hatten ihn die schrecklichen Nachrichten empört. Die Königin bediente sich, wie man sieht, schon damals der Montespan, wenn sie ihren Gatten in guter Laune sehen wollte, obgleich die la Vallière noch als Schatten in den Gängen von Versailles umherwankte.

Frau von Montespan war seit einiger Zeit der Abgott aller Stellenjäger geworden. Man hatte sie aufmerksam beobachtet, und seit wenig Monden war die Verehrung eine öffentliche geworden. Woher kam das? durch eine neue Kleidertracht der Frau von Montespan. Die bevorzugte Dame hatte eine Veränderung ihrer Toilette erfunden. Sie erschien seit einiger Zeit in einem weiten, reifrockartigen Kleide. Statt des Oberkleides einer Dame trug sie ein Wamms, wie es die Cavaliere unter Ludwig XIII. getragen hatten, dieses Wamms stand vorn, nur durch goldne oder seidene Spangen zusammengehalten, auseinander, und ein sehr weites, kostbar gefältetes Spitzenhemd fiel daraus hervor und legte sich rings um die Taille. Diese Tracht sah allerdings reizend aus, und man glaubte, Frau von

Montespan habe sie nur deswegen adoptirt. Gewisse kühne Schnüffler des Hofes hatten aber bald ausgekundschaftet, daß diese seltsam geschmackvolle Neuerung des Kleiderschnittes ein zartes Geheimniß zu verbergen ersonnen worden war, ein Geheimniß, welches der Marquise gewisse Macht über den König einräumen mußte. Die Abenteurer und Stellenjäger umlagerten von dem Augenblick dieser Entdeckung an die Marquise. Die Königin fiel in Ohnmacht, als ihr die Neuigkeit hinterbracht wurde; sie erholte sich langsam, seufzte und sagte: „Wie Gott es will." Dann ließ sie die Frau von Montespan zu sich bitten und theilte ihr mit, daß sie von nun an ein „Tabouret" bei ihr, der Königin, besitze, das heißt: daß sie unangemeldet eintreten und sich in Gegenwart der Königin von Frankreich niedersetzen durfte. Frau von Montespan war wieder einen Schritt näher zum Ziele, auf gefahrvollem Wege vorwärts gekommen, während die Marquise von Brinvilliers abwärts dem finstern Schlunde entgegeneilte, der sie verschlingen sollte.

So antwortete die Königin in Ergebung auf die traurige Neuigkeit, und Frau von Montespan ergriff die dargebotene Hand, küßte sie und — schwang sich fester in den Sattel. Sie trug sich mit hohen Plänen umher; man hatte ihr gesagt: der Dauphin werde nicht lange leben.

Nur ein Hinderniß stellte sich all Diesem drohend entgegen: Henri von Montespan! — Er hatte lange Zeit den Hof gemieden, seine Briefe waren gereizt, streng geworden. Die Marquise hatte einige davon dem Könige gezeigt, Ludwig aber gelächelt und gesagt: „Ich bin der König!" —

Eine Frau, die in solchen Beziehungen zu dem mächtigsten Herrscher Europa's stand, deren Reize die kühnsten Schritte des Unrechts, der Willkür verzeihlich erscheinen ließen, durfte es wagen, den Monarchen anzusprechen und ihn zu ermahnen: „Sire, hängen Sie nicht weiter diesen

finsteren Gedanken nach. Wir müssen sonst annehmen, Sie verabscheuen uns Alle."

Der König blickte die Marquise zärtlich an. „Oh — glauben Sie nicht, Madame, daß ich die Edlen vergesse inmitten dieses Getriebes von Abscheulichkeiten. Wissen Sie, was ich weiß, meine Damen und Herren? Kennen Sie die Entdeckungen, welche la Reynie und Palluau gemacht haben? Nein — hier in diesen Papieren liegen sie aufbewahrt, und ich bin ein Mann, dem die Hände gebunden sind, der nicht den Rachestrahl so schleudern darf, wie er es müßte; denn hören Sie es, meine Damen und Herren: Wenn ich nur Richter, nicht König und Cavalier wäre, so würde ein furchtbares Strafgericht unter den Großen dieses Hofes gewaltig aufräumen, es würde lettres de cachet regnen, und im besten Falle würden die Thore der Bastille sich hinter Leuten schließen, die heute noch stolz in ihren vergoldeten Karossen über den Pont-Neuf rollen."

„Ah — Sire, das ist nicht möglich," rief die Herzogin von Orleans außer sich.

„Dasselbe habe ich vor längerer Zeit zu Palluau geäußert, Henriette; heute sehe ich ein, daß auch Ludwig XIV. sich täuschen kann, wenn er glaubt, seine Unterthanen zu kennen. Ich hielt diese Pest für unmöglich in Frankreich."

„Sire," sagte die Marquise von Montespan, „ich kannte einst die Marquise von Brinvilliers. Sie war von Jugend auf der Spielball ihrer Leidenschaften; ich zweifle keinen Augenblick daran, daß jene schreckliche Frau allein die Schuld trägt; durch sie ist das Unheil in diese gute Stadt Paris gekommen, sie fand mit höllischem Scharfsinne die schwarzen Genossen; wenn die Marquise nicht wieder unter der Gesellschaft erscheinen darf, dann wird der Schrecken von uns weichen."

„Nicht in der Gesellschaft erscheinen?" rief der König.

„Madame, Sie urtheilen zu milde. Die Marquise von Brinvilliers ist vielleicht in diesem Augenblicke schon in der Gewalt des Mannes, der sie dem Henker ausliefert."

„Wie, Sire?" rief die Montespan erschrocken, „Sie werden die Brinvilliers — —"

„Richten lassen," sagte der König mit eiserner Ruhe.

„Eine Dame vom ältesten Geschlechte — eine Tochter Aubray's?"

„Den sie gemordet hat, wenn nicht Alles trügt. Ein Opfer muß die menschliche Gerechtigkeit haben — die Uebrigen richte Gott," setzte er leise hinzu. „Sie irren indessen," fuhr er laut fort, „wenn Sie glauben, daß die Marquise allein die Ursache jener abscheulichen Verbrechen sei, welche gleich einer ansteckenden Krankheit, die Gemüther verderbend, die Menschen zu gräßlichen Thaten treibt. Einer der Verbrecher, ein gewisser Lachaussée, hat seltsame Aussagen gemacht. Er behauptet, der Italiener Exili, einst Arzt meiner Mutter, dann Gefangener der Bastille, sei der Urheber alles Unheils; jener Giftdoctor soll die wichtigsten seiner entsetzlichen Geheimnisse aus einem wunderlichen, räthselhaften, fluchwürdigen Buche gezogen haben, welches vor vielen tausend Jahren geschrieben worden ist. Man hat deshalb den Italiener verhaftet und allerdings ein solches Buch unter seinen mystischen Schätzen gefunden."

Die Marquise war todtenbleich geworden. Eine innere Stimme sagte ihr, daß sie auf's Neue in die unheilvollen Kreise gezogen werde, welche sie seit ihrem ersten Zusammentreffen mit der Brinvilliers schon einige Male übersprungen hatte. Sie fühlte aber zugleich, daß sie jetzt mehr als je auf der Hut sein, die größte Fassung heucheln müsse. Es stand viel auf dem Spiele, und der gefahrvolle Weg senkte sich steil ab. Er mußte an dieser drohenden Stelle mit Ruhe, mit Sicherheit beschritten werden.

„Und — haben jenes furchtbare Buch bereits die Richter in Händen?“ fragte sie mit ungläubigem Lächeln.

„Ja. Niemand aber vermag es zu lesen; seine Zeichen sind nicht zu enträthseln, denn einen Schlüssel, wie die Gelehrten es nennen, der die wunderlichen Figuren erklärt, hat man nicht gefunden. Er scheint vernichtet zu sein.“

Die Marquise athmete hoch auf. „Dann werden Sie schwerlich Aufklärungen erhalten, Sire,“ sagte sie. „Am besten wäre es, jenes Buch würde verbrannt.“

„Nein,“ entgegnete der König, „die Richter, die Aerzte wollen es durchaus erhalten, enträthselt wissen. Zum Heile, zum Schutze der Menschheit sollen die gräßlichen Recepte untersucht werden. Nöthigen Falls bringt man den Italiener auf die Folter, bevor er gerichtet wird. Ich selbst will die scheußlichen Blätter sehen, aus denen so viel Elend und Verderben für die Menschen hervorgingen. Ich will erfahren, ob es nicht ein Mährchen ist, und deshalb habe ich meine Maßregeln getroffen. Jeden Augenblick erwarte ich die Ankunft Picard's, des Polizeilieutenants von Paris. Er bringt jenes Buch mit. Ich habe aber zugleich einen Entzifferer der geheimnißvollen Zeichen verschrieben, einen Mann, dessen Kenntniß alter Bücher, seltener Handschriften und Lettern allgemein bewährt und bekannt ist — mit einem Worte: ich erwarte außer Picard noch den Herzog von Mortemart, Ihren Vater, Frau Marquise.“

Athénais besaß viel Kraft, die tägliche Uebung in der Verstellung, in der Kunst, die Empfindungen zu unterdrücken, welche sich ihrer bemeistern wollten, hatte die ehrsüchtige Marquise gestählt gegen plötzliche Eindrücke, aber dieser Ausspruch des Königs wirkte doch so gewaltig auf die kühne Frau, daß sie, die Hand vor ihre bebenden Lippen drückend, sich in einen Sessel gleiten ließ.

„Um Gotteswillen, die Marquise wird ohnmächtig,“ rief die Herzogin.

Der König wandte sich schnell um und eilte zu Athénais, deren Hand er ergriff. „Sie empfinden das Unheil auch gar zu lebhaft — Ihr edles Herz empört sich bei dem Gedanken an diese Verbrechen. Weshalb kamen Sie hieher? Bedenken Sie wohl, Athénais,“ flüsterte er leise, „Sie müssen sich schonen, habe ich nicht Recht?“

Die Marquise richtete ihre wundervollen Augen langsam auf den König. Sie sah entzückend aus. Die reizende Fülle ihrer herrlichen Büste ward nur nothdürftig durch den breiten Spitzenkragen verdeckt, der ihre Schultern umgab, und die sorgfältig gewählte Toilette verbarg den Zustand vollkommen, um dessentwillen der König seiner schönen Geliebten die größte Vorsicht anrieth.

„Gehen Sie jetzt,“ sagte Ludwig. „Ich erwarte die Herren jeden Augenblick.“

Die Herzogin reichte dem Monarchen die Hand zum Kusse, die Marquise verbeugte sich, und beide Damen gingen hinaus, ohne weiter von dem Herzoge Notiz zu nehmen, der sich während der ganzen Zeit damit unterhalten hatte, den reifartigen Silberbeschlag einer Bonbonnière abzubrechen und denselben dann um seinen Zeigefinger zu drehen.

„Sie haben weniger Empfindung für diese Vorgänge, wie es scheint, mein Bruder,“ sagte der König, „als Ihre Gattin und die Marquise.“

Herzog von Orleans lächelte spöttisch. „Mein Himmel, was soll man sagen,“ erwiderte er, „diese Gesellschaft sollte eigentlich nicht geschont werden. Wo Abscheulichkeiten der Art auftauchen, da rotte man die Urheber aus.“

„Sie sind sehr streng, mein Bruder,“ sagte der König,

einen finstern Blick auf Philipp werfend. „Man muß leider oft genug ein Auge zudrücken."

„Außerdem," fuhr Orleans fort, leicht über diese offenbare Anspielung auf seine Verhältnisse hinweggehend, „können sich die Herren Pariser nun in Witzen üben, mit denen sie ja so leicht bei der Hand sind. Sie können zeigen, daß selbst die dämonischen Gewalten nichts über den Humor der Franzosen vermögen. Es werden ja sonst alle Dinge mit der Sauce des Witzes übergossen." Der Herzog sah böse und hämisch aus, als er diese Worte sprach.

„Sie meinen die Witze, welche in Paris circulirten, als Ihr Freund, der Chevalier de Lorraine, nach Rom reisen mußte," sagte der König ebenfalls ein wenig maliciös.

„Sire!" rief Philipp von Orleans, „Sie sind mein Gebieter — aber auch mein Bruder; mißhandeln Sie mich nicht. Der Chevalier war mein Freund — ist es noch. Ich bin ein Prinz von Frankreich, und meine Hand wird die Leute noch treffen, welche den Freund verbannen halfen."

„Beruhigen Sie sich, Philipp. Ich weiß, daß der Vorfall Sie kränkte — aber ich mußte so handeln. Was den Witz anbetrifft, die Pariser sind schon damit bei der Hand. Sie nennen die schrecklichen Gifte: Erbfolge-Pulver*). Hören Sie wohl, Philipp? — Erbfolge-Pulver. Wenn ich nicht erhaben wäre über solche Kleinlichkeiten, könnte ich wohl stutzig werden über den grauenvollen Scherz; denn ich habe nur einen Sohn — der die Krone Frankreichs erben soll, und jene Gifte morden den König wie den Bettler."

In diesem Augenblicke meldete der dienstthuende Kammerherr: „Der Herr Herzog von Mortemart — der Polizei-Lieutenant Herr Picard."

*) Poudre de succession hatte der Volkswitz in schauderhaft frivoler Weise die Gifte der Brinvilliers getauft.

Der König trat nun zu einer Stelle der Wand seines Cabinets, an welcher sich ein vergoldeter Knopf zeigte, mittelst dieses Knopfes schob er eine Abtheilung der Wand zurück, und befand sich alsdann in dem Vorzimmer oder Oeil de boeuf. Dieses Vorzimmer war durch einen Corridor mit der, später erst so berühmt gewordenen großen Gallerie verbunden, und eigentlich nur ein kleiner, viereckiger, durch ein sogenanntes Ochsenauge (Oeil de boeuf) erhellter Raum. Wenn der König in Versailles sich aufhielt, erwarteten in diesem Vorzimmer die Höflinge das Lever Seiner Majestät, und gewisse Staatsgeschäfte, den Empfang der Generale, Gnadengesuche u. s. w. pflegte der König hier zu erledigen. Oben ging eine kleine Gallerie rings um das Gemach, zu welcher man von dem Treppenhause gelangen konnte, welches neben der großen Gallerie hinlief.

Als Ludwig das Oeil de boeuf betrat, fand er Herrn Picard und den Herzog von Mortemart bereits in sehr unterthäniger Stellung, seines Eintritts harrend. Der König grüßte Mortemart sehr freundlich, indem er ihm die Hand bot, dagegen sagte er zu Picard in strengem Tone: „Ich habe Sie, mein Herr, um ein Uhr Mittags befohlen; es ist bald eine Viertelstunde später. Weshalb ließen Sie den König warten?"

„Der Befehl Ew. Majestät erreichte mich, als ich im Palais de Justice mich befand, um daselbst den üblichen Bericht niederzuschreiben; sobald derselbe beendet war, eilte ich nach Versailles, überzeugt, daß Ew. Majestät die Versäumniß gnädigst verzeihen werden, da mich der Dienst zurückhielt."

„Sie sind entschuldigt, Herr Picard. Haben Sie das Buch mitgebracht?"

„Ja, Sire."

Picard zog unter seiner Robe ein viereckiges Packet hervor, welches in blaues Papier gehüllt und mit dem, am Bande schwebenden Siegel des Châtelet=Gerichts versehen war.

„Hierher, auf diesen Tisch damit," befahl der König; „und nun lösen Sie den Umschlag." Er deutete auf einen Marmortisch, der in der Nähe des Fensters stand.

Während Picard den Umschlag öffnete, winkte der König dem Herzoge von Mortemart, näher zu treten.

Der Herzog, dem wir seit dem Beginne unserer Erzählung nur flüchtig wieder begegnet sind, hatte sich in seiner äußeren Erscheinung nicht verändert, er schien vielmehr jünger geworden, wozu die Bewegung, welche er sich bei seiner Hofstellung angeeignet hatte, die ihn der sitzenden Lebensweise, der anhaltenden Arbeit entriß, das Ihrige beigetragen haben mochte. Gleichwohl hatte der Herzog seine Lieblingsbeschäftigung nicht aufgegeben, und da er seit langer Zeit nicht mehr Schloß Mortemart besuchte, so häufte er in seinem Hôtel zu Paris eine große Büchersammlung an. Er war über die Ereignisse, welche durch die Liebe des Königs zu Athénais die ganze Stellung der Familien Mortemart und Montespan so gewaltig verändert hatten — vollkommen beruhigt. Zuweilen traten noch Augenblicke des Nachsinnens, der flüchtigen Beängstigung ein; die seltsame Erscheinung des Mönches, die Folge der Weigerung: der Tod des Caplans, zogen hin und wieder an dem inneren Gesichte Gabriel's von Mortemart vorüber, allein den Hofleuten jener Zeit zugesellt, die täglichen Erscheinungen beobachtend, welche sich in Heben, Steigen und Fallen abwechselten, von den leichten Anschauungen des Lebens geleitet, die während der Glanzjahre des vierzehnten Ludwig junge und alte Leute umnebelten und die festesten Grundsätze durch ihren unbegreiflichen Zauber vernichteten, war Herzog Gabriel bei einigem Nachdenken zu

der Ueberzeugung gelangt: daß die ganze Katastrophe durch Gaukelei und Zufall herbeigeführt worden sei, und er hatte schon einige Male recht sehr über sich selbst gelächelt, auch beschlossen, das räthselhafte Buch aus dem Staube des Schrankes hervorzusuchen, sobald er wieder nach Schloß Mortemart kommen würde.

Als der König ihn rufen ließ, hatte Herzog Gabriel nur eine Vermuthung, nämlich die: daß es sich um einen neuen Gnadenbeweis handle. Die Luft des Hofes zu Versailles machte alle Männer klein vor dem Könige und alle Frauen hingebend. Wer sich in die Nähe dieses Taumels wagte, der vermochte sich selten zu retten, und es schien fast, als traue Niemand auf eigene Kraft; denn wer vollständig vor dem Rückfalle geschützt sein wollte, hatte nur zwei Zufluchtsorte: die Armee oder das Kloster. Herzog Gabriel trat also mit einem Antlitze vor den König, welches seine innerliche, frohe Hoffnung wiederspiegelte. Ludwig blieb vollkommen ernst, ergriff die Hand des Herzogs, und indem er nach alter Gewohnheit die Handmanschetten seines Freundes zu zerreißen begann, ein Verfahren, welches der König stets einschlug wenn er eine Sache von Wichtigkeit besprechen mußte, sagte er:

„Ich habe Sie rufen lassen, Herr Herzog, um Ihre Wissenschaft zu nützen.“

„Sie ist, wie meine ganze Person, dem erhabenen Dienste Euer Majestät geweiht.“

„Sie werden die schrecklichen Neuigkeiten vernommen haben, Herzog, welche seit einigen Tagen Paris, das Land und mich, den König, in Aufregung versetzen und die furchtbarsten Dinge zur Kenntniß bringen. Es ist leider wahr, daß die finsteren Verbrechen sich weit verbreitet haben, und den größten Anstrengungen wäre vielleicht das zu entdecken

nicht gelungen, was ein Zufall oder mehr als das: eine Schickung Gottes an das Licht des Tages brachte.“

„Ich hörte zu meinem Bedauern, Sire — —“

„Ich glaube Ihnen, Sie sind ein Menschenfreund, und so wird es Ihnen gewiß eine Beruhigung sein, zu erfahren, daß wir die Quelle des Uebels entdeckt, daß wir die giftige Wurzel ausgerissen haben, welche so schrecklich wirkende Früchte erzeugte. Mein Gerichtshof hat durch einen geständigen Verbrecher die Nachricht erhalten, daß alles Unheil durch ein fluchwürdiges Buch unter die Menschheit gekommen ist, welches sich im Besitze eines der Hauptverbrecher, des berüchtigten Arztes Exili, befand. Dieses Buch ist ein Räthsel, es ist nur verständlich für die Geweihten des schrecklichen Bundes gewesen; kein Forscher vermag die Zeichen zu deuten, und da ich Gewißheit haben will, ließ ich Sie rufen, Herzog Gabriel, dessen Kenntniß alter Schriften fast sprüchwörtlich geworden ist. Man sagt ja auch: geistreich und gebildet wie die Mortemart's. Betrachten Sie das Buch — dort liegt es.“

Herzog Gabriel war, als der König von jenem Buche zu sprechen begann, in einen Zustand gerathen, den er selbst nicht zu deuten vermochte. Die Decke des Zimmers schien sich niederzusenken, das runde Fenster ward trübe, als werde ein Schleier darüber gezogen, und den Körper des Herzogs durchrieselte eine Empfindung, welche die Mitte zwischen Tauchen in Eiswasser und mit siedendem Oel begossen werden hielt. Er hatte keine Kraft mehr, das übliche, tiefe Compliment zu machen, sondern schritt wie ein Verbrecher auf den Marmortisch zu, neben welchem Picard stand.

Der König folgte. Als man des Buches ansichtig ward, zeigte sich eine Wolke des Grauens auf dem Gesichte Ludwig's, während der Herzog die Augen schloß. Er hatte auf den ersten Blick das geheimnißvolle Manuscript wieder=

erkannt, welches vor funfzehn Jahren der Mönch so dringend und flehentlich von ihm verlangt, an dessen Blätter der Büßer einen schrecklichen Fluch gefesselt hatte. Wie kam es hierher — in das Vorzimmer des Königs nach Versailles? Ja — die Verwünschung hatte sich erfüllt: das Verderben war von seiner, von des Schlosses Mortemart Schwelle ausgezogen in die weite Welt hinein. Es hatte Elend gebracht unter die Menschheit — ein Theil des Fluches war in gräßlicher Weise erfüllt, und während dieses Verderben um sich griff, waren die Mortemarts gestiegen, immer weiter geschritten auf der gefährlichen Bahn; durch Sünde glänzte die schöne Athénais, deren engelreines Antlitz Herzog Gabriel einst, banger Sorge voll, betrachtet hatte, als er die unbefleckte Jungfrau in sanftem Schlafe ruhend fand, nachdem in jener Nacht der unheimliche Büßer aus Schloß Mortemart geflohen war. Alle seine Philosophie hatte den Herzog plötzlich verlassen, und er schlug verstohlen das Zeichen des Kreuzes.

„Dies ist also die Schale des Zornes, welche über die Menschen ausgegossen wurde,“ sagte der König.

Der Herzog kam wieder zu sich; es ward ihm klar im Kopfe, den ein betäubender Nebel umzogen hatte. Er sagte sich, daß Alles verloren sein müsse, wenn der König in dieser feierlich-gereizten Stimmung die Entdeckung machte: Gabriel von Mortemart ist der Besitzer des verderblichen Buches gewesen. Durch ihn kam es in die Welt. Weshalb hat er es nicht verbrannt? Die Geistlichen würden sich mächtig regen — die öffentliche Stimme laut sich erheben. Das Buch war offenbar aus dem Schlosse entwendet — würde der Dieb schweigen? — Dies Alles fuhr schnell durch des Herzogs Sinn, er mußte sich mit Ruhe waffnen.

Obgleich seine zitternden Hände ihm fast den Dienst versagten, that er sich doch Gewalt an und ergriff das Buch,

dann um seine steigende Bewegung zu verbergen, trat er, dem Könige und den übrigen Anwesenden den Rücken wendend, an die Stelle des Vorzimmers, welche das meiste Licht durch das Ochsenauge erhielt.

„Majestät verzeihen," bat er, „ich muß das seltsame Machwerk einige Minuten lang prüfen."

Der König winkte bejahend mit der Hand.

Mortemart, der sein Gesicht vor den Anwesenden verbergen konnte, durchflog und wendete zum Schein die Blätter. Er hatte, da ihm arabische Schrift wohl bekannt war, am Ende des Buches einen Hinweis gefunden; in diesem hieß es: daß sich der Schlüssel zur Entzifferung am Schlusse befinde. Hastig sah Gabriel nach — der Schlüssel fehlte, und augenscheinlich hatte man das Blatt, auf welchem er verzeichnet war, vor kurzer Zeit erst herausgerissen. Herzog Gabriel's Angesicht erheiterte sich — die Zeichen waren und blieben ein Räthsel — wer wollte es lösen?

Er wendete sich langsam um und sagte: „Dieses Buch enthält allerdings höchst verderbliche Anleitungen zur Bereitung von Giften, schädlichen Elixiren und Mitteln. Aber es hat seine Kraft verloren, da der Schlüssel, welcher die Gewichte, Stoffe oder Elemente dem Forscher bekannt machen würde, verloren gegangen ist. Sicherlich haben die schwarzen Gesellen ihn vernichtet. Ich lese wohl Einiges heraus, und dies erfüllt mich mit Schrecken, aber so wie es hier ist, wird das Buch nur schaden, wenn es in die Hände gelehrter Verbrecher fällt — meine Ansicht ist: Euer Majestät geben Befehl, daß es den Flammen überliefert werde."

Der König sann einen Augenblick nach, dann entgegnete er:

„Ich bin nicht Ihrer Ansicht, Herr Herzog. Durch die Kenntniß jener unheilvollen Stoffe wird man sich vor Gefahren schützen lernen; wenn man genau die Dinge prüft,

ist Sicherung gegen ihre verderbliche Wirkung möglich. Die Giftmischer haben ihre Künste, das ist gewiß, Manchen gelehrt; wer steht uns dafür, daß nicht die Verbreitung des Unheils weiter um sich greife? Dagegen müssen Maßregeln ergriffen werden. Sehen die Verbrecher ein, daß Gegenmittel gefunden sind, so werden sie von ihrem scheußlichen Thun ablassen. Es ist ein Mensch, der die Zeichen dieses Buches entziffern kann: der Italiener Exili. Wenn er sich weigert, so wird man gegen ihn mit der größten Strenge vorschreiten, und die Folter soll den Mund des Verbrechers öffnen, bevor er auf dem Grèveplatze endet — wie ich es ihm bestimmt. Noch mehr — wir erfahren durch ihn, woher jenes Buch stammt, wer die früheren Besitzer waren, und so enthüllt sich das Verbrechen, um vielleicht auf ewig in Nacht, in Nichts zu versinken."

Herzog Gabriel zitterte; er senkte sein Haupt und sah angsterfüllt gen Himmel. In diesem Augenblick bemerkte er, wie eine weibliche Gestalt auf der Gallerie des Oeil de boeuf sich zeigend, die Bewegung des Schreckens machte und dann hinter der vergoldeten Brüstung zusammensank. Herzog Gabriel hatte in jener Gestalt seine Tochter, die Marquise von Montespan erkannt. Da der König mit Picard ein Gespräch begonnen hatte, die übrigen Anwesenden das mystische Buch betrachteten, gewann der Herzog Zeit, sich von seinem Staunen und Schreck zu erholen. Es währte auch nicht lange, so verließ der Monarch das Vorzimmer. Die Hofherren folgten ihm, Picard ging in den Hof, um seinen Wagen anspannen zu lassen, und der Herzog, der verstohlen die Gallerie betrachtete, eilte die Treppen hinauf. Er fand hinter der Brüstung eine Dame am Boden liegen — er hatte sich nicht getäuscht: es war die Marquise, seine Tochter.

„Athénais,“ flüsterte der Herzog, „raffe Dich auf, Du hättest nicht lauschen sollen.“

„Oh —“ sagte die Marquise sich erhebend, „ich mußte Gewißheit haben, ich bin gefoltert von schlimmen Ahnungen. Ich weiß, daß jenes Buch der Grund alles Unheils ist.“

„Komm hinweg,“ bat Herzog Gabriel. Er zog die Tochter mit sich fort. „Wie kam dieses entsetzliche Machwerk nur aus Schloß Mortemart?“ stöhnte er.

„Wie?“ entgegnete die Marquise. „Durch jene Frau, welche dem Henker verfallen ist. Durch die Marquise von Brinvilliers.“

„Du redest irre, Athénais.“

„Ja, ja — ich wollte, ich redete irre. Es ist aber doch so. Jenes Buch hat einst Maria von Brinvilliers aus Ihrer Bibliothek, mein Vater, entwendet; der Kaplan wollte es vernichtet wissen, ein Mönch entzifferte die schrecklichen Zeichen, durch des Kaplans Tod kam es sicherlich in fremde, verbrecherische Hände, sein verderbenbringender Inhalt reizte die Giftmischer zu Versuchen an — oh, es steht Alles klar vor mir: der Italiener gerieth in den Besitz des Buches, Saint-Croix ward sein Genosse, im Kerker, in der Nacht der Bastille machte er seine teuflischen Studien, dann die Marquise: Liebe und Habsucht — Verbrechen und Ehrgeiz, diese Gewalten haben sich die Hände gereicht. Ich stieß die Marquise zurück — sie ging mit den zerstörenden Kräften bewaffnet, von ihren Genossen unterstützt, den furchtbaren Weg. Aber die Mortemarts haben die Mittel geliefert — oh — es wird ein satanischer Hohn durch diese Gemächer rasen, wenn es offenbar wird: aus den Bücherschränken Gabriel's von Mortemart ist das Elend in die Welt gekommen; der König hat seine Neigung dieser Familie zugewendet, welche der Fluch aller Gemordeten treffen muß.

Der schwarze Büßer sprach die Wahrheit: auf Dein Haupt alle Schuld — auf Dein Haus das Verderben. — Herzog Gabriel, Du hättest das Buch vernichten sollen."

Diese Enthüllungen, die Erregtheit der Marquise stürmten so gewaltig auf den Herzog ein, daß er kein Wort zu erwiedern vermochte. Es sah sich in die fürchterliche Untersuchung verwickelt, welche über kurz oder lang das Gericht einleiten mußte — wohin wurde sein Name getragen? Er senkte sein Haupt unter der Wucht dieses Schlages und sagte: „Es ist erfüllt worden — Du hast Recht, Athénais. Wir haben den Fluch geerbt — wären wir nie gestiegen."

Die Marquise wollte soeben Etwas entgegnen, als in der Gallerie, welche Beide durchschritten, sich die ersten der hundert Edelleute zeigten, denen Graf Lauzun voraufschritt, ein Beweis, daß der König erscheinen werde. Wirklich trat Ludwig in Empfangstoilette aus dem hohen Thürbogen; er ging in den großen Saal, woselbst er dem holländischen Gesandten Audienz ertheilen wollte. Als er den Herzog und Athénais gewahrte, schritt er auf Beide zu.

„Es war eine ernste Stunde," sagte er. „Herzog Gabriel, ich hoffe, Sie heut Abend im kleinen Cirkel begrüßen zu können. Ich brauche Erheiterung, Zerstreuung."

„Sire," sagte die Herzogin von Orleans, welche an der Seite ihres Gatten hinter dem Könige ging, „Sie nehmen sich die Dinge gar zu sehr zu Herzen. Ich bin nicht so furchtsam. Gott sei Dank, daß die Marquise von Brinvilliers fern von uns ist."

Herzog Philipp von Orleans warf seiner schönen Gattin einen stechenden Blick zu.

„Ta — ta — ta," sagte er boshaft scherzend, „so wird jetzt gesprochen. Ich weiß doch die Zeiten, Madame, wo Sie sich recht gern mit Frau von Brinvilliers unterhielten; die Zeiten, wo die gefährliche Frau der Abgott aller Salons

durch ihre Frömmigkeit und zugleich durch ihre gesellschaftlichen Talente war — wo die d'Albret's, die Houdancourts und wie sie Alle heißen mögen, sich um das liebliche Geschöpf zerrissen — wo Sie, Madame, sogar im Vorzimmer der Königin-Mutter der Marquise ihre Hand zum Kusse reichten. Weshalb heute diese Scheu? Warten Sie doch erst ab, wie hoch oder niedrig die Blutschuld der Marquise zugemessen wird. Sie sehen, ich bin nachsichtiger gegen Ihre Freunde, als Sie es gegen die meinigen waren."

Die Herzogin wurde feuerroth; der König flüsterte gerade Athénais einige Worte in das Ohr.

„Was giebt es?" fragte er.

„Oh — Sire," sagte der Herzog, „wenig oder nichts. Ich sprach über die Brinvilliers."

„Erwähnen Sie den Namen nicht, er macht mir Grauen," entgegnete der König.

„Mir gar nicht, Sire," lachte die Herzogin ein wenig gezwungen. „Oh — ich bin ein starker Geist — ich fürchte die Gifte nicht im Geringsten."

„Beschwören Sie keine Geister, Henriette," fiel Ludwig schnell ein, „wir haben Unheil genug gehabt."

„Bedenken Sie: die meisten Thaten der Giftmischer haben zwei Dinge befördert: Liebe und Rache," setzte der Herzog von Orleans hinzu.

Der Hof verließ die Gallerie. Athénais und ihr Vater waren wieder allein. Sie wandelten weiter. Plötzlich schlug sich die Marquise mit dem Fächer leicht vor die Stirn.

„Ich habe einen Gedanken," rief sie, durch das Fenster in den Marmorhof blickend. „Kommen Sie."

Sie schritt mit dem Herzog durch die Gallerie in den Hof, hier winkte sie einem Pagen.

„Rufen Sie dort den Herrn einen Augenblick heran,

den Lieutenant Picard. Er ist soeben im Begriff, seinen Wagen zu besteigen."

Picard erschien.

„Mein Herr", flüsterte die Marquise, „glauben Sie, daß ich Etwas an diesem Hofe vermag?"

Picard schaute empor und beugte sich sogleich wieder tief. „Gnädigste Frau Marquise sind der Abgott des Hofes," sagte er.

„Lassen Sie die Ueberschwänglichkeiten. Kurz und bündig denn: Wo sitzt der Italiener Exili in Paris gefangen?"

„In einer Zelle der Conciergerie."

„Ist der Eintritt zu ihm unmöglich?"

„Nein. Die Thüren öffnen sich auf unser Geheiß."

„Herr Picard, ich muß den Italiener sprechen."

Picard fuhr zurück. „Sie? gnädigste Frau — —"

„Ohne Zögern. Wann soll ich ihn sprechen?"

„Uebermorgen Abend — wenn Sie es wollen."

„Mein Dank wird nicht auf sich warten lassen."

Picard verbeugte sich wieder.

„Wo finde ich Sie?" fragte die Marquise.

„Sie haben zu bestimmen."

„Kennen Sie das Haus in der Straße des Tournelles, welches die Wittwe Scarron bewohnt?"

„Ich kenne es."

„Dort treffen Sie mich übermorgen Abend um welche Stunde?"

„Um die neunte, gnädige Frau."

„Sie kommen zu Madame Scarron."

Picard verbeugte sich wieder sehr tief, und als er seinen Nacken emporrichtete, war die Marquise verschwunden. — „Teufel — Teufel," murmelte Picard. „Ich sehe goldne Wolken am Himmel meiner Zukunft. Sie werden sich als Regen von Ducaten entladen." Er warf sich in den Wa-

gen. „Die Kassette ist mir entgangen — das Schicksal entschädigt mich. Nach Paris — eiligst!" rief er laut, und bald jagte der Wagen aus dem großen Gitter des Vorhofes von Versailles.

Die Flüchtende und der Verfolger: Rocroi. Givet.

Der Wald von Thiache umgiebt mit seinem Gestrüpp, seinen mächtigen Bäumen und dichtbestandenen Hügeln den Wagen der Marquise von Brinvilliers. Ueber die schmalen Wege eilt das Gespann, die Gegend wird heller, und am Saume des Waldes breitet sich eine riesige Lichtung aus, welche im Hintergrunde die Züge des Ardennengebirges begrenzen.

Diese blauen Höhen bilden ein reizendes Landschaftsgemälde im Vereine mit den grünen, üppigen Wäldern und der pitteresken Stadt Rocroi, welche jetzt vor den Blicken der Flüchtenden liegt. Die Festungswerke, die Kirchen und Vertheidigungsthürme leuchten im Glanze der Morgensonne. Immer näher rollt der Wagen auf die Festung zu, schon erkennt die Marquise deutlich die blitzenden Helmkappen der Posten auf den Wällen, und als die Uhren die neunte Stunde schlagen, fährt sie in die Stadt. Auch hier ist das Postgebäude schnell erreicht.

„Pferde bis Givet," ruft Maria den Postknechten entgegen. Givet ist die Grenze Frankreichs und des niederländischen Gebietes — noch eine kurze Frist, und die Marquise lacht ihrer Verfolger.

„Pferde?" antwortet der Postknecht. „Geht nicht."

„Weshalb nicht?" ruft Maria erschrecken.

„Wir können vor drei Stunden keine Pferde stellen. Der Bischof ist von Saint-Quentin nach Lüttich unterwegs. Er hat alle Pferde für sein Gefolge und sich in Beschlag genommen. In Chinay wechseln sie die Bespannung, dann kommen Postillons und Pferde zurück; wenn Sie so lange warten wollen?"

Maria ballte vor Zorn und Besorgniß ihre Fäuste. „Mein Freund," sagte sie zu dem Postillon, „Ihr habt mich bis hieher gebracht, wollt Ihr mich nicht mit diesen Pferden bis Givet fahren?"

„Unmöglich, Madame. Die Pferde halten es nicht mehr aus. Die Wege durch den Wald von Thiache sind abscheulich."

„Ihr wißt: ich zahle gut."

„Allerdings. Aber wenn ein Pferd stürzt?"

„Ich ersetze es."

„Hm — aber was dann? wir finden nicht überall Pferde. Alle Welt wittert den Krieg, und Rosse werden schon jetzt seltne Waare."

Die Marquise war ausgestiegen. „So muß ich warten," sagte sie.

„Ich hoffe, Sie werden nicht vergebens warten," bemerkte der Postknecht.

„Wie meint Ihr?"

„Je nun, wenn die Pferde aus Chinay kommen — wer weiß, ob sie nicht zu abgetrieben sind. Es könnte sich ereignen, daß Sie noch ein paar Stunden länger warten müßten. Die Thiere müssen doch verschnaufen."

Die Marquise zuckte heftig. Ihre Besorgniß verwandelte sich in Angst, sie berechnete jede Minute. Wie stand es in Paris? hatte man schon Verdacht? war ihre Flucht bekannt? rüsteten sich die Verfolger oder jagten sie ihr etwa bereits nach? Oh — welche Trägheit der Stunden —

Minuten — Secunden! Chinay ist nur zwei Meilen entfernt, die Pferde bleiben unendlich lange aus — fataler Zufall! Maria blickt aufmerksam zu den Kirchthürmen empor, um die Uhren zu erkennen, ihr stechender Blick möchte die Zeiger beschlennigen, das Räderwerk in schnellere Bewegung setzen; dann zieht sie ihre kostbare Taschenuhr hervor, um die schleichenden Minuten, die Zeit zu vergleichen. Endlich erfragt sie von den Vorübergehenden, welche die feine Dame neugierig betrachten: wo ein Speisehaus sich befinde? Geradeüber von dem Postgebäude ist ein solches. Die Marquise tritt ein. Sie bestellt ein Frühstück —. Einsam sitzt sie in dem Gastzimmer, dessen trübe Fenster geöffnet sind, um die Luft hereinzulassen, damit die Dünste von Tabak und Lampenqualm, die Bier- und Weingerüche hinausgetrieben werden. Sie stützt das Haupt in ihre Hand und versinkt in Nachdenken. Man bringt ihr das Frühstück, und eben will sie sich an den Tisch setzen, da tönt Hufschlag von der Straße herauf — Maria eilt an das Fenster: es sind die Pferde von Chinay. Sie läßt die Speisen unangerührt stehen und stürmt über die Straße in das Posthaus.

„Vier Pferde nach Givet, für mich," ruft sie dem Posthalter entgegen, der seine Mütze artig lüftet.

„Meine schöne Dame, es ist schwierig. Die Thiere müssen ruhen —"

„Ah — ich muß nach Lüttich."

Die soeben angelangten Postillons machen ärgerliche Gesichter. „Wieder umkehren?" brummt der Eine.

Die Angst Maria's wächst mit jeder Minute, schon wieder schlagen die gräßlichen Uhren — eine Stunde ist abermals verronnen, der Rettung verloren. „Mein Herr," ruft sie dem Posthalter zu, „es gilt, einen Sterbenden noch am Leben zu finden, deshalb meine Eile. Seien Sie

barmherzig, geben Sie mir Pferde; und Ihr, mein Freund," rief sie dem nächsten Postillon zu, „wenn Ihr mich sogleich fahren wollt, dann soll Euer Trinkgeld dreifach sein."

„Die Dame scheint große Eile zu haben — ein Sterbender," sagte der Posthalter, „ja — das ist Christenpflicht. Vorwärts, Jean! eingespannt, Viere vor und hollah!"

„Dreifaches Trinkgeld?" fragte Jean.

„Gewiß, mein Freund," versicherte Maria.

„Nun denn drauf — wenn's sein muß. Aber ich wasche meine Hände in Unschuld, wenn ein Querstrich kommt. Die Pferde sind seit vorgestern furchtbar angestrengt worden, wenn ich unterwegs einen Purzelbaum schieße, nehmt mich nicht beim Schopfe."

Während dessen hatte Maria den Schein bezahlt; der Junge aus dem Gasthofe war eiligst in das Posthaus gekommen und präsentirte für das nicht genossene Frühstück eine unverschämt hohe Rechnung. Als auch diese berichtigt war, sprang Maria in den Wagen, die Pferde zogen, von der Peitsche des Postillons getrieben, an und über das Pflaster von Rocroi donnerte der Wagen.

„Die hat es eilig," lachte der Junge, indem er sich zum Posthalter wendete.

„Ja. Es muß große Noth sein."

„Haben Sie wohl bemerkt, wie bleich sie wurde, als Sie ihr Anfangs die Pferde verweigerten?" versetzte der Postknecht.

„Allerdings — aber bedenke: ein Sterbender."

„Sie sah mir nicht wie eine Trauernde aus," meinte der Junge.

Als Maria das Thor von Rocroi passirte, war es zwölf Uhr Mittags. Die Marquise hatte drei Stunden verloren, Desgrais drei Stunden gewonnen.

Tiefe Nacht lag auf Rocroi. Ein Wagen rasselte durch die stillen Straßen. Er hält an dem Postgebäude. Heftige Schläge toben gegen die geschlossenen Läden, während der Postillon die Glocke in Bewegung setzt; aber die Bewohner des Gebäudes schienen mit einem bleiernen Schlafe gesegnet — Nichts rührte sich, obgleich der Lärmen so gewaltig dröhnte, daß in dem gegenüberliegenden Gasthause, dessen Lichter zwar ebenfalls erloschen waren, ein Fenster geöffnet ward. Gleich darauf erschien der Kopf des Jungen, und seine Stimme rief laut genug, um von den Pochenden gehört zu werden: „Wenn Sie einkehren wollen, meine Herren, hier ist das Gasthaus."

„Zum Teufel," antwortete eine Stimme von drüben, „ich will in Eure Kabache nicht hinein. Pferde suche ich; ich muß weiter."

„Es wird schwer halten, mein Herr," rief der Junge. „Die Ansprüche sind jetzt sehr groß. Bleiben Sie lieber über Nacht hier. Vorgestern erst haben wir einen Fall gehabt, der traurig war. Eine Dame, welche in eigenem Wagen kam, konnte nur gegen dreifaches Trinkgeld Pferde bekommen; bloß weil sie einen Sterbenden in Lüttich noch am Leben finden wollte, gab der Posthalter ihr Vorspann."

„Ha!" schrie plötzlich der Fremde, „eine Dame?"

„Ja, mein Herr."

„Im eigenen Wagen?"

„Ja."

„Mittelgröße, schönes, bleiches Gesicht — sie war mit Geld versehen — kam von Laon — wollte nach Lüttich — über die Grenze — hatte große Eile?"

„Alles richtig, mein Herr."

„Postillon," schrie der Fremde, „reiß' das Haus ein. Aufgemacht! — aufgemacht!" brüllte er so furchtbar, daß

sich die Fenster zu öffnen begannen. „Sie ist es! sie ist es!“ schrie er weiter. „Heraus!“

„Ist denn Feuer?“ riefen einige mit Nachtmützen versehene Köpfe, und solchem Angstschrei widerstand der Posthalter nicht länger. Er erschien, von seinen Leuten begleitet, welche Laternen trugen, in dem geöffneten Hausthore.

„Kreuzelement, wer darf hier —“

„Ruhig, mein Herr!“ rief Desgrais — denn der Leser wird diesen bereits erkannt haben — dem Scheltenden zu, indem er ihm den Befehl an die Laterne hielt. „Ich fordere Sie auf, sogleich Pferde zu stellen. Ordre des Königs.“

Im Nu war Alles im Hause auf den Beinen, abgesträngt wurden die Rosse von Desgrais' Kutsche, unter Fluchen, Schreien, Ermahnen zog man die frischen Pferde aus dem Stalle, Laternen funkelten hin und her.

Desgrais stärkte sich mit einem Becher Wein. „Wohin ging also die Dame?“ fragte er den Posthalter.

„Sie hat Pferde bis Givet bestellt.“

„Gerader Weg bis dahin?“

„Gewiß.“

„Die Pferde waren nicht mehr frisch?“

„Nein, sie waren ermattet; ich erwarte sie bis morgen früh zurück.

„Es ist angespannt,“ meldete der Postillon.

„Nach Givet! Ohne Zaudern — Galopp weiter!“ rief Desgrais, in den Wagen steigend.

Vorwärts ging es der Flüchtigen nach.

„Es ist eine Verfolgung,“ sagte der Postknecht. „Der Herr war wohl ein Diener des Gerichts?“

„Er sah mir nicht danach aus,“ versetzte der Posthalter, „ich halte ihn eher für einen eifersüchtigen Gatten.“

Durch Wald, Feld und Wiese blitzte aus der Ferne ein lebendiger Fluß herüber. An beiden Ufern desselben erhoben sich auf kalkartigem Felsgestein die Häuser einer Stadt und die Mauern einer Citadelle. Zwischen beide hindurch sah man in dem Flachlande viele Dörfer und Städte liegen. Es war das Städtchen Givet mit der gegenüberliegenden Festung Charlemont. Der Fluß, welcher zwischen beiden brauste, war die Maas; die Grenze hatte Maria glücklich erreicht, nur eine Brücke noch und sie befand sich auf niederländischem Gebiete. Indessen schien Givet näher zu liegen, als es in der That der Fall war. Charlemont, ein festes Bergschloß, konnte man schon aus weiter Ferne erblicken, und doch behauptete der Postillon: daß er Givet nicht vor einer Stunde, also um neun Uhr Abends, erreichen werde.

Maria von Brinvilliers hatte die schrecklichste Unruhe ausgestanden. Sie sah gleich nach ihrer Abreise aus Rocroi, daß der Postillon nicht übertrieben hatte, die Pferde waren sehr ermattet und wurden zusehends schwächer, da die Marquise fortwährend zur Eile antrieb. Ohne irgend einen Aufenthalt war man jedoch bis in die Gegend von Givet gekommen. Die Sonne sank schon hinab, noch ein Mal beugte sich die Flüchtende zum Wagenschlage hinaus, um den letzten Blick auf die Gefilde Frankreichs zu werfen, welche sie — eine Verbrecherin — hinter sich lassen mußte. Eben rollte der Wagen einen Hügel hinab — da — Entsetzen! die scharfen Augen der Marquise gewahren auf dem Sattel des kleinen Berges zwei Reiter. Sie sind mit einer Art von Uniform bekleidet, runde Hüte, mit Zeichen oder Kokarden versehen, bedecken ihre Köpfe. Sie halten einen Augenblick an, Einer von ihnen scheint etwas zu erspähen — jetzt deutet er auf den Wagen der Marquise, und zugleich setzen die Reiter ihre Pferde in Trab.

Die Angst der Marquise ist rege geworden — denn ohne Zweifel wird sie verfolgt. „Eile — eile!“ ruft sie dem Postillon zu. „Vierfaches Trinkgeld — peitsche die Pferde, laß nicht ab von der Jagd.“

Der Postillon murmelt einen Fluch, dann saust seine Peitsche nieder, die keuchenden Rosse greifen, wüthend gemacht, weit aus, die Zügel des Lenkers reißen ihnen die Mäuler blutig, Schaumblasen fliegen umher, die Mähnen sträuben sich, die Nüstern stoßen Dampfwolken aus, und unter Hieben und Rufen treibt der Postillon sie weiter. Die Kalesche flog über den schlechten Weg dahin, der jetzt die Straße nach Givet bildete. Der steinige Boden, aus welchem hohe Kalk- und Schieferstücken hervorragten, machte das Fuhrwerk schwanken und springen. Bald ward es durch ein starkes Hinderniß in die Luft geschleudert, bald auf die Seite geworfen, dann sank es in eine Art von Grube, um in der nächsten Minute sich wieder emporzuarbeiten. Givet rückte näher, die Dunkelheit ward immer dichter, und die Reiter waren nicht mehr weit von dem Wagen entfernt.

„Giebt es keinen Seitenweg — der schneller uns an die Stadt bringt?“ rief die Marquise.

„Hier — ja!“ keuchte der Postillon und schwenkte mit seinem Gespann in eine Biegung der Straße, da — ein Ruck, ein Krach, ein Schrei, und in den Graben hinunter stürzte der Wagen; klirrend brachen die Scheiben, zwei Rosse wälzten sich in dem schlammigen Grunde, und mühsam hielt der Postillon sich im Sattel, das triefende Pferd bändigend, an dessen Seiten die zerrissenen Stränge herabhingen, während das losgetrennte Roß über die Wiese jagte.

„Ich habe es gesagt, ich wußte es!“ schrie der wüthende Postillon. „Himmel-Donnerwetter! und sie ist sicher zerschmettert — das kommt von dem Jagen, als säße der Teufel ihr auf dem Nacken.“

Er stieg mühsam aus dem Sattel und schlang die Zügel um einen Baumstumpf, dann kletterte er in den Graben und begann den Wagen zu untersuchen, der auf die Seite gefallen war. Ein Rad hatte der gewaltige Stoß vollständig zertrümmert, die Pferde hatten sich wieder aufgerafft, sie standen vor Schreck, Anstrengung und Schweiß zitternd mit zuckenden Weichen vor der gestürzten Kalesche. In diesem Augenblick erschienen die Reiter an der Straße.

„Helfen Sie, meine Herren," rief der Postillon; „eine Dame ist verunglückt."

„Hollah," sagte der Eine, sich schnell aus dem Sattel werfend. „Louis, halte den Zügel. Das ist bedauerlich."

Er eilte zu dem Postillon, der bereits das Wagenleder zurückgeschlagen und die zertrümmerten Fenster beseitigt hatte.

Ohne ein Zeichen des Lebens zu geben, lag die Marquise zwischen Glassplittern auf dem Sitze. Die Männer zogen sie heraus und konnten bei der schon ziemlich bedeutenden Dunkelheit wahrnehmen, daß die Dame eine starke Verletzung des Kopfes erlitten hatte, denn eine Blutung ergoß sich aus der Wunde über die Kleider.

„Was beginnen wir nur?" fragte der Reiter.

„Es ist keine Zeit zu verlieren," antwortete der, der mit dem Namen Louis angeredet worden; „sie scheint schwer verletzt. Ich werde hier bei dem Wagen bleiben, tragt ihr Beide sie in das Wirthshaus zum Einhorn. Es sind keine zweihundert Schritte von hier, dann wollen wir weiter sehen."

Der Postillon und der abgestiegene Reiter nahmen die Marquise, wickelten sie in den Mantel und gelangten bald mit ihr zum Einhorn. Hier erregte die Ankunft der Verunglückten große Theilnahme, und da obenein der Postillon versicherte, es sei eine sehr reiche Dame, so währte es nicht lange, bis die Marquise im besten Zimmer des Gasthauses

auf weichem Bette lag. Die Wirthin, zwei Mägde und eine Frau aus der Stadt blieben bei ihr; der Postillon brachte die Habseligkeiten in's Wirthshaus und setzte sich zum Essen nieder. Die Reiter trabten in die Stadt Givet.

Allmälig durch Umschläge von nassen Tüchern zur Besinnung gebracht, schlug die Marquise die Augen auf.

„Rettet mich — sie wollen mich morden — ich bin nicht so schuldig!“ das waren ihre ersten Rufe.

„St, Madame, beruhigen Sie sich,“ ermahnte die Wirthin, „Sie sind in guten Händen.“

„Wo bin ich?“ rief Maria wild um sich blickend. „Wo sind die Henker? Es waren Zwei, die mich verfolgten! Wo sind sie?“

Man machte ihr begreiflich, daß die beiden Reiter nichts weiter als Stadtknechte von Givet gewesen seien. Maria ließ ihr Haupt in die Kissen des Bettes sinken, dann, nach einem Augenblick der Ruhe, sprang sie mit der Kraft einer Fieberkranken empor.

„Ich muß fort,“ stöhnte sie; „ich darf nicht länger bleiben — laßt mich — ich schwebe in Gefahr.“

Da der Postillon in aller Eile berichtet hatte, daß die Dame einen Sterbenden noch sprechen wolle, schrieb man diesen Ausruf der Sorge um Jenen zu.

„Sie müssen bleiben, Madame,“ sagte die Wirthin, „bis der Arzt gekommen ist, bis er gesprochen, entschieden hat.“

„Oh — holet Niemanden — Nie — man — den,“ ächzte Maria. Eine neue Ohnmacht umstrickte ihre Sinne.

„Sie fiebert gewaltig,“ sagte die Frau aus der Stadt. „Wir müssen den Arzt haben; die arme, schöne Dame leidet sehr. Es ist Menschenpflicht, ihr zu helfen.“

„Nicolas steht schon an der Straße; der Doctor muß bald kommen. Er fährt noch heut Abend nach Chinay zu=

rück, denn er hat hier die ganze Praxis. Es ist ein trefflicher junger Mann. Doctor Roux, unser Stadtarzt, ist zu alt."

„Die Dame scheint reich zu sein," sagte die Stadtfrau, die Packete musternd, welche der Postillon in das Zimmer gelegt hatte. „Ueberall silberne Kettchen und Schilde, hier der Namenszug unter der Krone: M. v. B."

Es pochte an die Thür. Als die Wirthin öffnete, steckte ein Diener den Kopf herein. „Der Doctor ist unten," sagte er.

„Schnell, Nicolas, bitte ihn herauf zu kommen."

Es währte nicht lange, und der Arzt trat ein. Die mit einem grünen Blechschirm versehene Lampe verbreitete nur spärliches Licht in dem ziemlich großen Gemach, dessen dunkles Holzgetäfel, Balkendecke und breiter, schwarzer Ofen ohnehin düster genug aussahen. Der Arzt war ein junger, kraftvoll gebauter Mann. Er trug die Kleidung eines Pächters der Lütticher Gegend, wie Landärzte ja noch heut zu Tage oft die Tracht ihrer Kunden anlegen. Als er in das Gemach trat, legte er seinen Hut ab und sagte halblaut: „Frau Regina, laßt die Ueberflüssigen hinaus gehen." Auf einen Wink der Wirthin entfernten sich die Mägde und die Frau aus der Stadt; selbst Regine ging schnell mit ihnen, denn der Doctor war sehr streng. Sie blieb vor der Thür, um nöthigen Falls bei der Hand zu sein. Der Arzt trat leise an das Bett der Verunglückten. Er vermochte bei dem Halbdunkel nicht die Gesichtszüge, weniger noch die Verletzung zu erkennen, und klappte deshalb den Schirm der Lampe zurück, wodurch die Ruhende hell beleuchtet ward. —

Mit einem Ausrufe des Schreckens und der Verwunderung wich der Arzt plötzlich von dem Bette; seine Hand faßte die Lehne eines Sessels, den wankenden Mann zu stützen, der die Kranke mit weitgeöffneten Augen anstarrte.

In demselben Augenblick öffnete Maria, geblendet von dem Lichtschein, aufgestört durch den Schrei, ihre Augen ebenfalls. Ihr Blick fiel auf den regungslos vor ihrem Bette stehenden Arzt, ihr Herz pochte furchtbar, das Haupt erhob sich wie durch einen Krampf emporgezogen — sie streckte, als wolle sie eine Erscheinung abwehren, die Hand aus und röchelte: „Camille Théria."

„Ich bin es," sagte der Arzt mit dumpfer Stimme. Er hatte sich gefaßt und trat wieder einen Schritt näher. „Frau Marquise," begann er zitternd zu sprechen, „ich bitte Sie, mir zu vertrauen."

Maria ergriff die Hand Camille's.

„Camille," flüsterte sie leise, „Du bist mir durch höhere Macht gesendet — rette mich."

Camille fühlte die heiße, fiebernde Hand auf der seinigen, eine Gluth ergoß sich durch seine Adern, und die alte, mühsam unterdrückte Liebe für die gefährliche Frau begann wach in ihm zu werden. Er blickte auf das schöne, bleiche Gesicht — sein Auge weidete sich an den Reizen der einst so glühend Geliebten —. Camille vergaß ihre Untreue, die Zurücksetzung, welche er erlitten. Mit Macht stürmten die Erinnerungen glücklicher Stunden auf ihn ein — seine Sinne wirbelten durcheinander, und er nahm das Zusammentreffen für einen Wink des Schicksals, wonach seine Person an die Marquise gefesselt sein sollte.

„Retten soll ich Dich, Maria?" sagte er mit zärtlichem Tone. „Laß Deine Wunde mich untersuchen, Sie wird hoffentlich nicht gefährlich sein."

Camille glaubte, die Marquise verlange Rettung vom Tode, dem sie durch ihren Sturz nahe zu sein wähnte. Er besichtigte die Verwundung und überzeugte sich bald, daß eine Verletzung des Kopfes den Blutverlust erzeugt hatte, die, wenn auch nicht allzu leicht, doch keineswegs gefahr-

bringend war; der heftige Stoß und Schreck hatten zugleich mit der Blutung gewirkt, um die Marquise sinnlos zu machen. Camille's Hände betasteten den schönen Kopf, sie strichen sorgfältig Maria's dunkle Haare zurück, sie legten den kühlenden Umschlag auf die brennende Wunde, und wie er sich über die reizende Frau hinbeugte, senkte er sein Haupt an ihr Ohr und fragte leise mit bebenden Lippen:

„Wo ist Saint-Croix?"

„Todt," murmelte Maria.

Camille preßte die Hand auf sein Herz.

„Rede Wahrheit, Maria. Er ist — —"

„Todt, Camille! — rette mich! Ich muß fort von hier."

„Wie? — Unmöglich. Du mußt mindestens zwei Tage hier verweilen. Dein Kopf brennt, Deine Arme, der Hals zeigen Quetschungen, Fieber schüttelt Dich, Du würdest Dich tödten."

„Ich muß fort von hier und gälte es mein Leben," wiederholte die Marquise.

„Dahinter steckt Etwas," sagte Camille. „Rede — offen gegen mich, Maria. Ich muß Alles wissen — wie kommst Du hierher? Ja — ja — ich hörte, Du wolltest über die Grenze? Deine Eile, die Angst — was ist geschehen?"

Mühsam richtete sich Maria in dem Bette auf.

„Schließe die Thür," sagte sie. Camille schob den Riegel vor. „Setze Dich näher, Camille, und höre."

Sie schlang ihren Arm um ihn und legte das ermattete Haupt, dessen Wangen in fieberhafter Hitze brannten, an seine Schulter. Von ihrer Achsel streifte sich leicht das Nachtgewand, und Camille's Blicke verschlangen die Reize, welche das Licht der Lampe mit zitterndem Scheine übergoß.

„Camille," sagte Maria, „liebst Du mich noch?"

„Ja — ja, Maria, frage nicht länger — ich bin nicht stark genug, Dir zu entfliehen.“

„Gut denn — ich glaube es. Wenn Du mich liebst, so laß uns fortziehen von hier — eiligst. Ich muß fort — höre ein Wort, aber stürze nicht zurück von mir, stoße mich nicht von Dir: ich bin eine Mörderin!“

Camille wollte aufspringen, aber die Arme Maria's umschlossen ihn fest. Er stöhnte wie ein Mensch, den der tödtliche Stoß getroffen hat; dann brach er zusammen, und den Wankenden hielt die Kranke jetzt aufrecht. Endlich ermannte er sich.

„Frau Marquise,“ sagte er finster, „ich bin kein Mönch, kein Priester — erlassen Sie es mir, Ihre Geständnisse zu vernehmen.“

„Ich soll also verloren sein — Du wirst mich verlassen — verrathen?“ rief die Marquise.

Camille erhob sich. „Sorgen Sie für Ihre Heilung. „Oh —“ schluchzte er, die Hände vor das Gesicht schlagend, „oh — Maria, warum mußte es also kommen? Warum kann ich Dich nicht heimführen in mein kleines, freundliches Haus — oh — ich liebe Dich dennoch.“

„Es hat so kommen müssen, Camille. Es ist ein Fluch an meine Schritte gekettet, der erfüllt werden mußte — nun ist Alles vorüber. Daß Du mir begegnet bist, das ist ein Zeichen des Glücks; ich werde den gefahrvollen Weg zurücklegen: die Rettung ist da.“

„Wirst Du verfolgt?“ fragte Camille, einen Entschluß fassend.

„Ich weiß es nicht.“

„Gut denn — es ist also noch keine drohende Gefahr, keine Gewißheit. Du mußt Dich erholen, mußt Dich stärken, Deine Wunde kann gefährlich werden.“

„Camille, laß mich über die Grenze eilen.“

„Einen Tag verweile, dann rette ich Dich.“ Er öffnete schnell die Thür. „Frau Regine,“ rief er. „Stelle Dich ohnmächtig,“ flüsterte er Maria zu.

Die Wirthin erschien.

„Die Dame ist sehr krank,“ sagte er; „ich fürchte eine Gehirnerschütterung. — Haben Sie einen Boten bei der Hand?“

„Nicolas kann gehen.“

„Lassen Sie ein Pferd satteln und senden Sie den Burschen nach Chinay. Ich komme diese Nacht nicht heim, denn der Zustand dieser Dame ist bedenklich. Hier sind die Medicamente, welche Brooker, mein Famulus, dem Boten für die Kranke mitgeben soll. Eilt Euch.“

„Als ihn die Wirthin verlassen hatte, näherte sich Camille wieder der Marquise. Er legte einen neuen Umschlag auf das verwundete Haupt, dann setzte er sich, neigte sein Ohr an den Mund Maria's und sagte seufzend: „Erzähle.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde verfloß. Die Wirthin Regine hörte den Arzt die Treppe hinuntergehen, dann sah sie, wie er in den Stall trat. Er untersuchte dort seinen kleinen Wagen sehr genau, befühlte die Deichsel, die Stränge und Achsen beim Scheine der Laterne, einer gleichen Prüfung unterwarf er die Pferde, dann sprach er mit seinem Knechte einige Worte und ging über den Hof. Die Wirthin wurde neugierig. Sie öffnete die Thür und blickte dem Arzte nach. Da der Mond hell schien, konnte sie die Gestalt genau beobachten, und bemerken, daß Camille Théria durch den Garten bis zu einer kleinen Kapelle ging, die Tag und Nacht offen stand. Er trat hinein und zog die Thür hinter sich zu.

„Die Dame muß sehr krank sein,“ sagte Regine. „Der Doctor scheint den Himmel um Beistand anzurufen.“

Als Théria zurückkehrte, sagte er: „Kann ich morgen

früh ein gutes Pferd bekommen? Ich muß einige Besuche in der Eile machen."

„Unser Fuchs steht Ihnen zu Diensten," sagte Regine. Lassen Sie ihn um fünf Uhr früh satteln."

Théria trat wieder in das Zimmer der Marquise. Sie schlief oder lag in einer neuen Ohnmacht. Er setzte sich neben das Bett hin und betrachtete die Unglückliche. — —

Die folgenden Stunden verliefen zwischen Angst und Hoffnung. Es zeigte sich nichts Verdächtiges. Camille hatte das Pferd der Wirthin genommen, um Besuche zu machen; er kehrte nach kurzen Abwesenheiten stets wieder zurück in das Gasthaus zum Einhorn, um nach der Marquise zu sehen. Dann gegen Mittag ritt er in die Stadt. Er hatte den Diener ausfindig gemacht, welcher der Marquise nach dem Unfalle Beistand geleistet. Als Arzt durfte er alle Fragen thun, ohne Verdacht zu erwecken. — Théria's Seele war schwer belastet, aber er wollte das Weib, dem er einst seine Liebe geschenkt, um jeden Preis wenigstens vor der Hand des Henkers sicher stellen und war hocherfreut zu vernehmen, daß der Stadtknecht nicht den geringsten Argwohn hegte. Um so ängstlicher aber machte ihn die Entdeckung, daß man in Givet bereits Nachrichten von den Vorgängen in Paris hatte, wie er dies in einer Schenke am Thor Saint-Thomas selbst hörte. Reisende, welche direkt von Paris gekommen waren, hatten am Nachmittage des vergangenen Tages Neuigkeiten ganz absonderlicher Art mitgebracht. Man erzählte sich, was Camille schon aus dem Munde der Marquise vernommen hatte, von den Entdeckungen in der Straße des Bernadins. Glücklicher Weise schien jedoch noch keine Kunde von der Flucht Maria's unter das Publikum gedrungen zu sein.

Von der Schenke aus eilte Camille in die Wohnung eines Bekannten und kam bald mit einem Packete beladen

zurück, dann schwang er sich wieder auf sein Pferd und trabte auf die Straße nach Rocroi. Er steckte ein Paar Pistolen in die Halfter des Gaules. Sie waren in dem Packete, welches der Arzt von seinem Freunde geholt hatte. Nun postirte Camille sich dicht an der Landstraße, etwa eine halbe Meile von Givet entfernt, in einem Gehölze. Er konnte von hier aus jeden Wagen, jeden Reiter, jeden Fußgänger mustern. Es ward Abend — Nacht —. Kein beängstigendes Ereigniß, keine verdächtige Person zeigte sich.

„Schlafe ruhig — stärke Dich," sagte Camille, als er zu Maria kam.

Der folgende Tag verging ebenso, und als Camille die Marquise spät Abends besuchte, flüsterte er: „Morgen können wir aufbrechen."

Maria unterdrückte mühsam einen Ruf der Freude, denn Regine war in der Nähe.

Während der Nacht trug Camille die wenigen Sachen der Marquise in seinen Wagen.

„Spanne die Pferde um sieben Uhr früh ein," sagte er zu dem Kutscher. „Ich werde die Dame nach Lüttich geleiten. Sie nimmt allein von dem Wagen Besitz, ich reite nebenher."

Er ging wieder hinauf.

„Ist Alles ruhig?" fragte zitternd die Marquise.

„Alles. Morgen um diese Zeit bist Du vor den Verfolgern sicher."

Aergerlich — verstimmt und gereizt fuhr Desgrais durch Wald und Feld. Er hatte die Spur des Wildes — versteckte es sich nur? oder war es bereits in vollkommener Sicherheit? Immer näher rückte die Grenze, schon glitzerte der Maasfluß ihm entgegen und er sah sich um die Beute

gebracht. Nur wenig Stunden noch, Givet lag vor seinen Blicken, über den Fluß war die Marquise in einigen Minuten gekommen, wozu noch nachsetzen? die Verbrecherin befand sich längst in Sicherheit. Aber wenn sie auch auf niederländischem Gebiete angelangt war — Desgrais hatte die Bitte des Châtelet-Gerichtes an die Generalstaaten in der Tasche, welche dringend um Verhaftung der Marquise ersuchten — konnte er ihrer nur habhaft werden, so war sie seine Beute, denn sicherlich schützte das Asylrecht eine Mörderin nicht. Dieser Gedanke gab dem Gefreiten neuen Muth, er hatte keine Ahnung von dem Plane der Marquise, sich in ein Kloster zurückziehen zu wollen.

„Eile Dich — hau' die Gäule zusammen," rief er dem Postillon zu, der mit wahrer Wuth auf sein Gespann einhieb. Als er so eine Zeitlang gefahren, sah der Gefreite sich wieder die Landstraße an. Es war sieben Uhr Morgens. — Givet rückte näher.

In diesem Augenblicke trabten auf verschiedenen Wegen zwei Reiter dem Fuhrwerke des Gefreiten entgegen. Der eine dieser Reiter war Camille Théria, der seinen Posten einnahm. Noch eine Stunde später und die Gefahr war beseitigt. Camille wollte noch ein Mal die Straße besichtigen, sehen ob kein Verfolger erscheine, ob die Flucht ohne Aufsehen zu erregen vor sich gehen könne, denn die Marquise war schwach und ermattet.

Der zweite Reiter lenkte sein Roß auf die offene Heerstraße. Er trug Kleider von militairischem Schnitte, einen breiten Filzhut — es war der Stadtknecht, den sein Begleiter Louis angeredet hatte, als die Marquise den Unfall erlitt. Louis aus Givet näherte sich dem Wagen des Gefreiten, der ihm entgegenkam.

„Guten Morgen, mein Freund," rief der Verfolger der Marquise, sich aus dem Wagen beugend. „Habt Ihr

— — ah, zum Henker, Louis Laviolette, wenn ich nicht irre? mein ehemaliger Stadtwächter im Palais zu Paris."

„Herr Desgrais," sagte der Reiter, sein Pferd anhaltend.

Camille Théria ritt gerade aus dem Gehölz, als die Beiden sich begrüßten, die Person des Stadtknechtes machte ihn stutzig, der im Wagen Befindliche konnte ein Mann der Polizei oder des Gerichtes sein, denn der Häscher grüßte ihn — reichte mit einer Art von Cordialität ihm die Hand, der Fremde lehnte sich dabei so weit aus dem Wagenschlage, daß Camille ihn deutlich betrachten konnte, und nur ein scharfes Hinsehen genügte, um dem Arzte zu zeigen, daß der Fremde kein Andrer, als der gefürchtete Gefreite der Marechaussée von Paris: Franz Desgrais, war, dessen Bekanntschaft Théria in Paris gemacht, mit dem er häufig genug verkehrt hatte und der sicherlich auf Beute ausging. Camille zauderte keine Secunde länger. Mit einem Satze galoppirte er in den Wald zurück, er trieb das Pferd mit der kurzen Peitsche an, und fast zu gleicher Zeit setzte sich auch das Fuhrwerk des Gefreiten in Bewegung und begann die Straße nach Givet hinabzujagen. Desgrais hatte durch Laviolette erfahren, was ihm zu wissen nöthig. Die Marquise war in seinen Händen. — —

Maria hatte sich mühsam aus dem Bette erhoben und ihr Reisegewand angelegt. Sie fühlte ihre Kräfte noch nicht zurückgekehrt. Eine Magd hatte die prächtigen Haare der Marquise nothdürftig geordnet und selbst durch diese, an sich unbedeutende Erregung war die Verwundete fast erschöpft. Mit Beben lauschte sie auf jedes Geräusch, welches ihr Camille's Rückkehr und mit derselben den Beginn der Weiterreise anzeigen sollte. Sie hegte die feste Hoffnung, daß sie ohne einen schlimmen Zwischenfall ihren Zufluchtsort erreichen werde. Da poltert es die Treppe herauf,

schwere, plumpe Tritte, die Thür wird heftig aufgerissen und athemlos, staubbedeckt, schweißtriefend stürzt Camille in das Zimmer.

„Eile," ruft er, „zögere keine Minute —"

„Um der Gnade willen, was giebt es?" wimmert die Marquise.

„Verfolger da — ein Wagen hinter mir — eile! Gefreite der Marechaussée."

Maria schnellte empor, die gewaltige, dämonische Kraft ihres Geistes verlieh dem ermatteten Körper neues Leben, ihre Augen funkelten, die Wangen färbte eine tiefe Röthe, sie ergriff ihren Hut, den Schleier.

„Rette mich — ich folge Dir," sagte sie.

„Hier die Treppe hinab — unten steht schon der Wagen," rief Camille.

„Hier ist Gold," sagte Maria, eine schwere Börse hinwerfend.

Sie eilte zur Thüre, aber die Kraft versagte ihr, wankend, taumelnd hielt sie sich an dem Pfosten. Camille's Verzweiflung erreichte den höchsten Grad; ohne länger die Gefahr der Entdeckung zu erwägen, ergriff er die halbohnmächtige Frau, nahm sie in seine Arme und stieg schnell mit seiner Last die Treppe hinunter. Zwar standen die Wirthin und die Mägde im Flure, aber Camille schritt an ihnen vorüber in den Hof, er drückte die Marquise in die Ecke des Wagens, warf den Schlag zu und rief dem Kutscher in's Ohr:

„Im schnellsten Trabe zum Hinterthore hinaus, gerade auf Chinay zu; eile über die Grenzbrücke zu kommen."

Der leichte Wagen ward von den kräftigen, durch zweitägige Ruhe gestärkten Thieren wie eine Feder über den Hof auf die Landstraße gerissen, und verschwand gleich einem Phantome. Camille eilte zurück.

„Hier ist Geld!“ rief er der Wirthin zu, die schwere Börse in ihre Hand drückend. „Nehmt! Die Dame ist sehr krank. Sie wird bei mir in Chinay behandelt. Ich folge ihr gleich.“

Er schwang sich wieder in den Sattel des bereitstehenden Pferdes und galoppirte dem Wagen nach.

„Die muß hoch gestellt sein,“ sagte Regine zu den Mägden, „daß der Doctor solche Umstände macht. — Hui — welch' eine Zahlung! lauter Pistolen — Himmel, es ist das Zehnfache von dem, was ich fordern könnte, wollte ich noch so hoch rechnen.“

„Und die herrliche Börse mit den breiten Goldringen und dicken Eicheln,“ sagte die Magd.

„Woher sie nur so schnell abreisen mußte?“

„Sie wird plötzlich heftig erkrankt sein.“

„O nicht doch, Doctor Théria wollte heut um sieben Uhr mit ihr weiter. So war es bestimmt,“ sagte Regine.

Alles dies war in wenig Minuten geschehen und gesprochen.

Die Flüchtende und der Verfolger: Zwischen Givet und Dinant.

Als die Zeit von etwa einer halben Stunde seit Camille's Abreise verflossen war, wurden die Bewohner des Einhorns durch neues Getümmel erregt. Donnernd, von dampfenden Rossen gezogen, fuhr eine Reisekalesche vor das Thor des Wirthshauses. Ein Mann sprang aus dem Schlage des Wagens.

„He — hollah Wirth!“ rief er.

Regine eilte ihm entgegen. „Sie befehlen?“

„Schließen Sie sogleich die Thür Ihres Hauses. Niemand darf hinaus.“

„Oho! — mein Herr — —“

„Befehl des Königs, ich bin Gefreiter der Marechaussée. In ihrem Hause ist eine Dame, die Marquise von Brinvilliers. Führen Sie mich sogleich zu ihr, denn sie ist meine Gefangene. Ich mache Jeden für das Entkommen der Dame verantwortlich. Wo ist sie?“

Die Wirthin, welche der barsche Ton des Gefreiten verdroß, lächelte boshaft.

„Sie kommen zu spät, mein Herr,“ sagte sie. „Die Dame ist schon fort aus unserm Hause. Sie lag zwei Tage hier krank, und der Doctor hat sie in sein Haus genommen. Sie ist über die Grenze.“

„Teufel — verdammt!“ brüllte Desgrais stampfend. „Wann ist sie fort? es kann nicht lange her sein — Ihr lügt —“

„Durchsuchen Sie das Haus.“

„Ah — tausend Teufel! Wann ist sie fort? Wahrheit, oder Ihr steht Alle heut noch vor Gericht. Du da,“ rief er donnernd einer Magd zu, „rede oder — — wann ist die Dame fort?“

„Vor einer halben Stunde,“ sagte zitternd die Dirne.

„Hollah — ein Pferd, laßt ein Pferd satteln — hier Befehl des Königs: daß mir Menschen und Pferde zu Gebote stehen, Hülfe leisten müssen. Ein Pferd — sogleich.“

„Wir haben nur noch eines.“

„Heraus damit, ich muß nach — ich muß sie haben. Hörtet Ihr noch nicht von den Giftgeschichten in Paris?“

„Ja — seit gestern spricht man — —“

„Nun also — schnell das Pferd.“

Nicolas eilte in den Stall.

„Doctor," rief Desgrais, „ein Doctor hat sie mitgenommen? sagtet Ihr nicht? Ha — es wird ein sauberer Doctor sein."

„Herr," eiferte die Wirthin gereizt, „schmähen Sie nicht auf den. Er ist ein fleißiger, tüchtiger Mann, der seit Jahren sich in Chinay angesiedelt hat. Er ist der Abgott der Gegend."

„Wie heißt er?"

„Doctor Camille Théria."

Es bedurfte nur dieses Namens, um dem Gefreiten einen tiefen Einblick in die ganze wunderbare Verkettung zu eröffnen. „Théria — Camille!" rief er, „nun ist Alles klar. Eilt Euch noch mehr — herbei mit dem Pferde!" Er hatte die, einst so innigen Beziehungen des Chemikers zur Marquise sich in's Gedächtniß gerufen, welche ihrer Zeit vielfachen Anlaß zu Spöttereien und Ausfällen gegen Maria gegeben hatten. „Es ist ein Dämon mit diesem Weibe," murmelte er, „aber ich werde ihn fesseln."

Nicolas kam mit dem Pferde. Desgrais nahm seine Pistolen, dann schwang er sich in den Sattel, seine Waden hatte er während der Fahrt mit dicken Gamaschen umhüllt, er bearbeitete die Weichen des Rosses durch die Hacken seiner plumpen Schuhe.

„Nach Chinay ging die Fahrt?" rief er von dem Pferde herab. „Denkt an Eure Köpfe, und sagt die Wahrheit. Wehe Euch, wenn Ihr mit der Giftmischerin gegen mich, den Diener der Gerechtigkeit handelt. Gebt die rechte Straße an oder: Gottes Tod! ich lasse Euch heut Abend noch auf die Folter spannen."

Die schreckliche Drohung und das furchtbare Wort „Giftmischerin" wirkten gewaltig auf die Leute aus dem „Einhorn".

„Wir können es mit einem Eide bekräftigen, Doctor Théria schlug mit der Kranken den Weg nach Chinay ein," versicherte Regine.

„Vorwärts denn," sagte Desgrais und setzte das Roß in Galopp.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Camille blieb, in kurzem Trabe reitend, hinter dem mit fast unglaublicher Schnelligkeit sich entfernenden Wagen. Er zweifelte keinen Augenblick, daß der verwegene Gefreite die Grenze, welche Maria schon hinter sich hatte, überschreiten und, wenn er seiner Beute habhaft werden könne, dieselbe in fremdem Lande gewaltsam mit sich fortführen werde. Nach den Geständnissen Maria's durfte Camille auch nicht darauf rechnen, bei den Lütticher Behörden Schutz für die Flüchtende zu finden, denn die Schuld war zu ungeheuer, außerdem lag man augenblicklich nicht im Kriege mit Frankreich. Camille mußte daher allein handeln. Die halbe Stunde Vorsprung war wichtig, aber wenn Desgrais schnelle Pferde besaß, so konnte dennoch die Flucht vereitelt werden; nur im Kloster war Maria sicher. Camille preßte während des Rittes die Hand an seine Stirn; er seufzte, und so oft er das Deck des Wagens in der Ferne wieder hinter einem Hügel oder in der Biegung eines Weges verschwinden sah, entrang sich seiner Brust ein Stöhnen. Er warf es sich vor, daß er die furchtbare Frau gerettet hatte, deren dunkle Thaten um Rache schrieen, es däuchte ihm, als höre er Verwünschungen aus den Lüften rufen, er hatte gebetet, gekämpft mit sich, ehe er Maria aus dem Wirthshause trug, als er Desgrais entdeckte; aber dieses Haupt, das er einst so glühend geküßt, diesen Nacken, den er in seligen Augenblicken umschlungen, auf dem Henkerblocke liegen zu sehen — diesen Gedanken vermochte Camille nicht zu fassen, und er sollte das Schreckliche verhindern können

und doch die Rettung unterlassen? Nein — „hinweg von Maria, aber gerettet soll sie werden."

Bei diesen Betrachtungen hatte Camille sein Pferd angehalten, um es verschnaufen zu lassen. Er vernahm plötzlich Hufschlag; als er zurückblickte, gewahrte er einen Reiter, der in scharfem Galopp die Landstraße hinunter-sprengte. Eben jagte er über den Hügel und näherte sich dem Arzte. Camille täuschte sich nicht, er erkannte das Pferd aus dem „Einhorn", er erkannte die mächtige Gestalt Desgrais'. Noch ein Mal blickte er nach der Gegend hin, wo der Wagen mit Maria hinter einem Gehölze, in ziemlich weiter Entfernung, verschwand, dann wandte er sein Pferd dem Reiter entgegen. „Die Entscheidung naht," sagte er leise, „Gott möge mir vergeben, ich habe jenes Weib zu sehr geliebt — ich kann sie nicht verlassen." Er machte ein Pistol locker.

Desgrais kam mit Windeseile näher. Er hatte sich vorgenommen auf kein Hinderniß zu achten, sondern den Wagen, — den er in nebelhafter Ferne von dem Hügel bei Fumay, einem Dorfe dicht hinter Charlemont, bemerkt hatte — nicht rechts noch links sehend, zu verfolgen. Er erblickte wohl Camille, aber ohne ihn anzuschauen, wollte er vorüber, als der Arzt ihm plötzlich den Weg versperrte. Desgrais richtete sich hoch auf im Sattel.

„Camille Théria!" rief er mit gekünsteltem Erstaunen. „Gieb Raum — ich habe eine gute That zu thun und darf keine Zeit verlieren."

„Franz Desgrais," entgegnete Camille, „hüte Dich — zügle den Eifer. Du bist auf dem Gebiete der General-staaten."

„Du weißt also was ich thun will — Du kennst meinen Auftrag, Camille? Ha — Du bist ein Mitschuldiger der Bande in Paris; Camille, Camille — haben Dich ein

üppiger Busen — ein wallendes Haar — schmachtende Augen so bethört, daß Du — ein braver Mann — die fluchbeladene Giftmischerin schützest? Gieb Raum, oder beim Himmel! — es endet nicht gut; Du kennst mich — ich habe die Gewalt eines Riesen — weiche!"

Er trieb sein Pferd vorwärts, aber Camille, den der strenge, strafende Ton, die Siegesgewißheit des Gefreiten zornig machten, dessen Sinnlichkeit bei den Worten Desgrais' nur noch mehr erregt ward, fiel ihm in den Zügel. „Halt!" sagte er, „ich dulde Deinen Angriff nicht auf diesem freien Boden. Zurück, Bluthund."

„Laß mich nach," brüllte Desgrais, „oder ich zerschmettere Dir das Gehirn, Mörder des Studenten Martineau!"

Camille erbleichte, er holte zu einem furchtbaren Schlage mit der Reitpeitsche nach Desgrais aus, dieser warf sein Pferd herum und jagte bei Camille vorüber. Aber der wüthende Arzt stürmte nach.

„Ich rufe das Dorf in Waffen gegen Dich!" schrie er während des Jagens.

„Laß Deine Lütticher kommen," höhnte Desgrais.

Sie galoppirten einen Hügel hinan. „Da ist die Giftmischerin!" jauchzte wild der Gefreite, denn am Rande der Landschaft erblickte man den Wagen. Ein Zufall mußte das Weiterfahren auf Minutenlänge unterbrochen haben — diese Minute war verhängnißvoll.

Camille schäumte wie sein keuchendes Roß, er grub seine Sporen in die Flanken und lenkte dicht neben Desgrais. „Du wirst anhalten, oder ich lasse Dich in Stücke hauen," schrie er.

„Befehl des Königs," lachte der Gefreite.

„Hund — ich will Dir zeigen;" er schwang die Peitsche auf's Neue, aber Desgrais, welcher ihm zur Seite war,

traf mit so gewaltigem Faustschlage Camille's Brust, daß dieser im Sattel taumelte.

„Es ist genug," rief der wüthende Häscher, „nun zurück, oder ich schicke Dich den Opfern Deiner Geliebten nach." Er fuhr mit der Hand in die Tasche des Rockes und ein Pistol blitzte Camille entgegen.

„Also Gewalt — Aug' um Auge — Zahn um Zahn," heulte der rasende Vertheidiger Maria's. Ein heftiger Stoß der Sporen ließ sein Roß hoch aufbäumen, in demselben Moment krachte ein Schuß, mit furchtbarem Rucke stieg das Pferd Desgrais' kerzengrad in die Höhe, zuckte krampfhaft und schlug dann mit dem Reiter hintenüber. Camille's Kugel hatte des Thieres Gehirn zerschmettert.

„Da liege Spion — Hyäne!" rief der Arzt, indem er sausend davongaloppirte.

Mühsam arbeitete Desgrais sich unter dem getödteten Pferde hervor, dessen Blut seine Kleider bespritzt hatte. Wuth, Scham und Rachedurst machten ihn erstarren. Er blickte dem kaum noch sichtbaren Camille nach, hob seine Faust und schüttelte sie, ohne ein Wort zu sprechen, gegen die Stelle, wo Wagen und Reiter verschwanden, dann ging er, sein Pistol zu suchen, welches ihm beim Sturze aus der Hand gefallen war. „Warum habe ich nicht zuerst geschossen?" murmelte er, sich vor die Stirn schlagend, „der Bursche mußte liegen, wo jenes Pferd dort liegt. Ich bin ein viel zu gutmüthiger Esel." Er trat den Rückweg nach dem „Einhorn" an. Seine Sendung war gescheitert. —

— — Camille holte den Wagen dicht vor Chinay ein. „Kannst Du weiter?" fragte er die vor Mattigkeit wimmernde Marquise.

„Ich will," antwortete sie.

„Eine Viertelstunde warte."

Camille lief im Städtchen umher. Er war einer der

beliebtesten Männer, denn seine Kunst hatte ihn fast unentbehrlich gemacht, und so dauerte es nicht lange, bis er zwei starke Pferde erhielt. Eilig spannte man diese vor den Wagen, Camille stieg hinein, er umschlang die Marquise, und dann ging es wieder in die Weite. — —

Dörfer und Städte durchflogen nun die Beiden; das gesegnete Hochstift war die Heimath der flüchtenden Marquise. Schon stiegen die Thürme von Lüttich empor, die Häuser auf den Bergen ließen ihre Scheiben im Glanze der Abendsonne funkeln, die Glocken der Gegend läuteten, Ruhe zog über Alles hin — Maria erholte sich von der Angst ihrer schuldbeladenen Seele.

Als man sich dem Martins-Thore von Lüttich näherte, gab die Marquise den Befehl, links abzubiegen. Durch ein dichtes Gehölz fuhr der Wagen. Einsam, verlassen schien die Gegend, kein Haus war sichtbar, und erst nach geraumer Zeit erblickte man hohe Mauern, welche von Dächern einiger Gebäude, einem stumpfen Thurme und alten, mächtigen Bäumen überragt wurden.

„Wir sind am Ziele," sagte Maria, „dies ist das Brigittenkloster."

Camille befahl zu halten. „Lebewohl, Maria," flüsterte der Arzt, „gerettet bist Du. Von nun an scheiden sich unsere Wege."

„Camille, Du wolltest mich verlassen? für immer?"

„Auf immer. Dort jene Mauern suche auf, hinter ihnen ist die Barmherzigkeit zu finden." Er drückte sie noch ein Mal an seine Brust, sie schlang ihre Arme um ihn; aber mit schnellem Entschlusse entwand er sich der bestrickenden Umarmung. Die Packete der Marquise schnell aus dem Wagen reichend, rief er dem Kutscher zu: „Wende um; zurück nach Lüttich."

Die Marquise blieb wie angewurzelt stehen, dann warf

sie einen schmerzlichen Blick zum Himmel empor — sie weinte zum ersten Male wieder nach langer — langer Zeit.

Die Glocke des Klosters ward leise gezogen. Als die Pförtnerin nahte, sah sie vor dem Eingange auf der Steinbank die Gestalt einer Frau.

„Ich wünsche Einlaß," sagte die Fremde.

Die Aebtissin und drei Schwestern erschienen, man öffnete die Pforte, und mit lautem Stöhnen sank zu den Füßen der Nonnen die Wohlthäterin des Klosters: Maria von Brinvilliers, nieder.

„Bei allen Heiligen, gnädige Frau," rief die Aebtissin, sie erhebend. „Ein Unglück muß Ihnen zugestoßen sein — Sie bluten." Maria's Kopfwunde hatte sich wieder geöffnet. „Beste, theuerste Marquise — sprechen Sie. Die Wohlthäterin unseres Klosters darf auf unsere Dienste, unsere Treue zählen."

„Darf ich das?" fragte Maria, sich erhebend. „Nun denn, nehmen Sie mich in Ihren Schutz. Ich bin eine große Sünderin."

Auf das Geheiß der Aebtissin schloß sich die Pforte des Klosters. Maria von Brinvilliers war gerettet.

Durch welches Ereigniß die Marquise von Montespan verhindert wurde, den Doctor Exili zu sprechen.

Die Marquise von Montespan hatte Versailles am Morgen des Tages verlassen, den sie zur Unterredung mit dem gefangenen Exili bestimmte. Es war ihr bekannt, daß eine große Anzahl der in das Complott gegen

die Menschheit verwickelten Personen verhaftet worden sei, und da es der Marquise vor allen Dingen darauf ankam, des Italieners sich zu versichern, so suchte sie die Unterredung so schnell als möglich herbeizuführen; denn sie konnte nicht länger daran zweifeln, daß der berüchtigte Arzt, dessen Verbindung mit Maria von Brinvilliers bereits erwiesen war, durch Diese genaue Kenntniß von den früheren Schicksalen des verderblichen Buches, von dessen Besitzern und von der Art erhalten hatte, wie es zum Unglücke so vieler Personen in die Welt gekommen. — Die Marquise durfte Niemandem ihrer Umgebung trauen, sie hatte bittere Erfahrungen gemacht. Nur Madame Scarron war die einzige Freundin, an welche sie sich in so großer Verlegenheit wenden konnte. Nun befand sich aber die Marquise außerdem noch in jenem Zustande, den der Leser bereits errathen haben wird — sie konnte die Folgen ihres zärtlichen Verhältnisses zu dem Könige kaum noch verbergen. So viel es sich thun ließ, hatte Athénais die Hofkreise gemieden, um den neugierigen Blicken zu entrinnen, allein es war offenes Geheimniß: daß die schöne Marquise durch den König Mutter geworden sei, und nachdem man die Resignation der Königin bewundert, gab sich alle Welt den weitschweifendsten Plänen hin, welche auf dieses wichtige Ereigniß für die Zukunft gegründet wurden. Der König wollte aber die in naher Aussicht stehende Entbindung seiner Geliebten verheimlicht wissen — er hatte sich zunächst noch mit der trostlosen La Vallière abzufinden — er scheute im Jahre 1670 noch einigermaßen die öffentliche Stimme.

In dieser Noth war die Hülfe der einst von Ludwig so gleichgültig behandelten Madame Scarron sehr willkommen. Madame Scarron hatte eine entlegene Wohnung in der einsamen Straße des Tournelles bezogen. Diese Straße lag am äußersten Ende der Stadt und mündete auf den

Bastille-Platz. Man begann hinter derselben einen Boulevard anzulegen, daher wohnten nicht viele Leute von gutem Ton in dieser Straße, die erst später ansehnlich werden sollte. Die Wohnung der Madame Scarron befand sich dicht an der Straße des Minimes, die eigentlich nur den Vorhof des Minimen-Klosters bildete. Nachdem Frau von Montespan ihrer Vertrauten gegenüber gebeichtet hatte, war Madame Scarron darauf bedacht gewesen, in der Nähe ihrer Wohnung ein stilles, fast unzugängliches Zimmer zu miethen. Es lag in einem Hause der Straße des Minimes, dessen Eigenthümer in Charenton wohnte, das unter Aufsicht einer alten Schließerin stand und daher für geheimnißvolle Vorgänge trefflich geeignet war. Madame Scarron hatte Alles in Bereitschaft gesetzt; in ihrer Wohnung war man nicht sicher genug. Die Marquise von Montespan sah also den kommenden Ereignissen mit Ruhe entgegen, als plötzliche Zwischenfälle: die Entdeckung des Buches und die möglicher Weise damit verbundenen Scandale, jene Ruhe der schönen Athénais gewaltig störten. Demnach mußte die Marquise Alles aufbieten, ein Plaudern des Italieners zu verhindern. Sie achtete nicht ihres Zustandes, sondern hüllte sich in eine seidene Kapuze, sobald die Stunde herannahte, zu welcher sie Picard in die Straße des Tournelles bestellt hatte, und ging allein aus dem Palais d'Orleans in das Gewirr von Gäßchen und Straßen.

Schon in der Nähe des kleinen Châtelet befiel ein seltsames Frösteln die Marquise. War es die Aufregung des vergangenen Tages? war es ein Zeichen, daß die Stunde für sie gekommen sei? Die Marquise empfand einen rasenden Schmerz. Sie stand einen Augenblick still: „Gott, Gott!“ jammerte sie leise, „was sollte ich beginnen, wenn hier — nein — nein.“ Die Schmerzen verloren sich, aber Athénais vermochte nur langsam weiter zu gehen. „Ich

muß zu ihr — ich will," sagte sie, und so schnell Angst und Erregung es ihr gestatteten, eilte sie zu einer Platzkutsche, welche die wimmernde Frau in die Straße des Tournelles führte. Frau von Montespan war in diesem Augenblicke eben so sehr Gebieterin ihres Körpers, als es ihre ehemalige Freundin, die flüchtende Marquise von Brinvilliers, während der Flucht vor Desgrais gewesen.

Sie stieg aus, zahlte dem Auvergnaten und zog dann die Glocke. Als die alte Dienerin der Scarron öffnete, fiel Frau von Montespan ihr in die Arme. „Rufen Sie Ihre Gebieterin — ich kann nicht weiter," stöhnte sie.

Die Alte zog die fast ohnmächtige Marquise auf eine Holzbank des Hausflurs, dann lief sie die Treppe hinauf, Madame Scarron zu benachrichtigen.

Fast zu gleicher Zeit war Herr Picard angelangt. Als dieser Madame Scarron die Treppe hinabkommen und dann die ohnmächtige Marquise von Montespan mit Hülfe der Magd hinaufschaffen sah, schüttelte er bedeutungsvoll den Kopf. Herr Picard war als Mitglied der Polizei, noch dazu als ein Polizeimitglied aus den Tagen des alten Hofes, mit den sonderbarsten, geheimnißvollsten Ereignissen bekannt geworden, er hatte eine ganz besondere Kenntniß der plötzlichen Zufälle erlangt, durch welche oft große Dinge herbeigeführt werden, und da ihm obenein der interessante Zustand der Marquise kein Geheimniß war, so wird der Leser es begreiflich finden, daß Herr Picard trotz der dankbar verabschiedenden Worte der Madame Scarron das Haus nur zum Scheine verließ, sich dagegen in der Nähe möglichst vortheilhaft postirte, um die weiteren Ereignisse abzuwarten. Herr Picard hatte ein eigenthümliches Mißgeschick. Es war nun in kurzer Zeit das zweite Mal, daß ein Goldregen, der nach des Polizisten Meinung jeden Augenblick auf ihn niederrieseln mußte — ausblieb. Picard wollte aber durch-

aus das Glück beim Schopfe fassen, und deshalb blieb er, da die gewünschte Unterredung mit Exili nicht stattfinden konnte, auf der Stelle, von welcher aus er mindestens vortheilhafte Beobachtungen anzustellen vermochte.

Er hatte vielleicht eine Viertelstunde so gestanden, als er eine weibliche Gestalt in die Hausthür treten sah, dieser Gestalt folgten zwei andere. Alle Drei gingen, zwei zu beiden Seiten der Dritten, welche sie führten, die Straße entlang bis zur Straße des Minimes, und Picard, der ihnen von Weitem folgte, sah, wie Alle in ein Haus verschwanden. Er zweifelte nicht, daß irgend etwas Wichtiges vorgehe, und daß die drei Damen: die Montespan, die Scarron und deren Dienerin gewesen seien. Was auch geschehen sollte, Eines war sicher: ganz außerordentliche Zufälle mußten die, von der Marquise so sehnlichst gewünschte Unterredung mit dem Italiener Exili vereitelt haben. Herr Picard begann, sich wieder einen Wachtplatz zu suchen, der dieses Mal noch schneller gefunden ward, weil dem Hause gegenüber, das der Aufenthalt der Damen geworden, sich das Minimenkloster befand, dessen Eingang durch eine Art von Vorhalle gebildet wurde, in welcher sich Herr Picard sehr bequem verbergen konnte. Er bemerkte hinter den herabgelassenen Vorhängen der Fenster jenes Hauses Licht, dann trat nach einiger Zeit wieder eine Dame aus der Thür, in welcher Picard trotz ihrer Verkleidung Madame Scarron zu erkennen glaubte. Die Dame ging sehr schnell.

Es verfloß eine lange Zeit. Endlich fuhr ein Miethsoder Platzwagen bei dem Hause vor. Die Dame stieg in Begleitung eines Herrn aus, zahlte dem Kutscher den Preis und ging dann mit ihrem Begleiter in das Haus. Sie kam nach wenig Minuten wieder auf die Straße und eilte eben so schnell als vorhin in entgegengesetzter Richtung fort.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Leser trete nun einen Augenblick in das gothisch gewölbte Zimmer eines der ältesten Häuser der Straße St. Antoine. Dieses Haus stand dem Kloster der Marien-Nonnen gegenüber und war daher nicht weit von dem langen Gebäude entfernt, welches sich zwischen der Straße St. Antoine und der Bastille befand, deren Thürme und Mauern man die ganze Straße entlang sehen konnte. Das Gebäude lag aber gegenüber von der Straße Tournelles, wo Madame Scarron wohnte. An jenem Abende saß in dem erwähnten gothischen Zimmer, dessen Wände mit Folianten und Abbildungen menschlicher Körpertheile bedeckt waren, vor einem besetzten Tische ein Mann bei dem Reste einer Schöpsenkeule, deren Vorhandensein er durch starkes Einhauen in die Fleischfülle zu vertilgen suchte. Ein Krug leistete ihm Beistand, denn der Inhalt desselben spülte die genossenen, großen Bissen vollends in den, jedenfalls gesunden Magen des Essers hinab. Das Aeußere dieses Mannes war nicht sehr empfehlend. Er zeigte eine kaum vier Fuß hohe Gestalt, einen dicken Kopf, kurzes wolliges Haar, sogenannte Froschaugen und wulstige Lippen, eigentlich also eine sehr gemeine Außenseite, zu welcher aber im grellen Widerspruche die auffallend feinen, weißen, beinahe weibischen Hände des Mannes standen. Er summte leise ein Lied vor sich hin, während er mit der Gabel die besten Stücke aus der Schüssel hervorlangte. Als er schon eine geraume Zeit die angenehme Unterhaltung fortgesetzt hatte, tönte scharf und heftig die Glocke seines Hauses.

„Alle Hagel," brummte der Esser, „es wird gewiß noch eine Kundschaft sein. Man kommt nicht zur Ruhe." Und im Vorgefühl einer baldigen Störung ergriff er noch ein Mal den Krug, aus welchem er hastig schlürfte.

Die niedrige, mit Kupfer beschlagene Thür öffnete sich und der Kopf einer Dienerin ward durch die Spalte gesteckt.

„Herr Doctor," sagte die Magd.

„Was giebt es?" fragte der Esser ärgerlich.

„Eine Dame wünscht Sie dringend zu sprechen."

„Was für eine Dame?"

„Eine hohe, schlanke, ganz verhüllte Dame. Ich kann gar nichts von ihr erkennen, denn selbst das Antlitz ist mit einer Sammetmaske bedeckt."

Der Herr Doctor stand auf. „Laß sie eintreten."

Die Magd öffnete die Thür, unterdessen rückte der Mann die Teller und Krüge zusammen, drehte die Lampe nach dem Eingange und erblickte nun eine sehr stattliche, in einen langen seidenen Capuchon gehüllte Dame, deren Antlitz eine spanische Sammetmaske bedeckte, durch welche auch der untere Theil des Gesichts mittelst einer kleinen, an der Larve befestigten Seidengardine verhüllt ward.

„Sie sind der Doctor Jacob Clément, der berühmte Accoucheur?" fragte die Dame, eine sanfte Stimme hören lassend.

„Ich bin der Doctor Clément; ob ich berühmt bin — weiß ich nicht, Madame."

„Ich aber weiß es. Deshalb, mein Herr, nehme ich Ihre Hülfe in Anspruch, denn es gilt, ein junges Dasein, eines Kindes-Geburt zu überwachen, dessen Erhaltung große Ereignisse mit sich führen kann. Es bedarf vielleicht in der schweren Stunde die Mutter der Hülfe des Arztes, deshalb habe ich den Beistand einer Wehamme verworfen. Kommen Sie gleich mit mir, mein Herr Doctor, Sie werden große Belohnung erhalten; es ist ein wichtiges Ereigniß, und keine Zeit zu verlieren, soeben zeigten sich die ersten Wehen."

„Wichtiges Ereigniß, meine Dame," entgegnete Clément, „ist stets das Wort. Ich habe noch wenig Entbindungen gemacht, wo die Leute nicht das Erscheinen des

Kindes als ein wichtiges Ereigniß begrüßten, in gutem oder bösem Sinne."

"Dieses, mein Herr, ist aber thatsächlich höchst wichtig — so wichtig — so der Verschwiegenheit bedürfend, daß —"

"Sie als die Helferin maskirt erscheinen."

"Nein, daß ich Sie sogar ersuchen muß, Herr Doctor, sich eine Binde umlegen zu lassen, wenn Sie die Hülfe leisten, wenn Sie mit mir gehen. Ich werde Sie führen."

"Teufel — führen lassen mit Binde — ja. Es ist nicht das erste Mal, aber die Procedur mit Binde vornehmen — nein, Madame, das geht nicht. Uebrigens seien Sie ohne Sorge. Ich bin daran gewöhnt, solche geheimnißvolle Geschichten mitzumachen, bei meinem Geschäfte giebt's genug dergleichen. Ich schwatze nie; abgesehen davon, daß die Verschwiegenheit Pflicht ist, sind mir solche Ereignisse alltäglich — Geschäft — Geschäft, meine Beste — es kommt hundert Mal vor und ist gar nicht der Rede werth. Her mit der Binde."

Die Dame zog ein schwarzseidenes Tuch hervor und begann es in eine Binde zu legen. Während dessen hatte Clément sich einen weiten, leichten Rock übergeworfen, dann nahm er ein ledernes Etui aus dem nächsten Schranke, schob es in die Tasche seines Wammses und steckte außerdem ein doppelläufiges Sackpistol zu sich.

"Waffen?" fragte die Dame erstaunt.

"Sicher. Ich kann nicht wissen, wohin ich gehe; außerdem sind die Straßen voll von Gesindel, namentlich hier herum. Ist es weit, wohin wir marschiren?"

"Nein." Die Dame legte nun die Binde fest um Clément's Augen. "Sie geben Ihr Ehrenwort, daß Sie nicht sehen können?"

"Nein doch. Machen Sie sich nicht lächerlich, meine Beste. Ich bin an das Blindekuhspiel gewöhnt."

Die Dame ergriff den Arm Clément's und so gingen sie zum Zimmer hinaus, die Treppe hinab und kamen in die Straße.

Clément merkte sehr wohl, daß er in die Straße Tournelles geführt ward, und daß seine Begleiterin kein abgefeimtes Weib war; denn sie kannte den gewöhnlichen Kunstgriff nicht: durch öfteres Herumdrehen den mit der Binde Versehenen über den Platz zu täuschen. Nach etwa zweihundert Schritten blieb sie sogar stehen. Sie zitterte.

„Was ist Ihnen, Madame?" fragte Clément.

„Ich ängstige mich, mein Herr, denn zwei Kerle schleichen uns bereits seit längerer Zeit nach."

„Sehen Sie, daß die Waffen gut sind! Wenden Sie mich nach der Richtung herum, wo die Schlingel sichtbar sind." Die Dame that es, Clément zog sein Pistol. „Wer mir nachkommt," rief er, „dem schieß' ich durch den Kopf." Er bewegte sein Pistol.

„Sie verschwinden," sagte die Dame.

Beide schritten hastig weiter. „Wir sind zur Stelle," flüsterte endlich die Maskirte.

Clément ward in einen Hausflur, dann eine Treppe hinangeführt, dann durchschritt er zwei Zimmer; ein heftiges Stöhnen zeigte ihm, daß er an der richtigen Stelle sei. „Nehmen Sie mir die Binde ab," sagte er.

Die Binde fiel, und Clément blickte umher. Er sah sich in einem sehr einfachen, fast gänzlich von Meubles entblößten Zimmer. Vor ihm an der Hauptwand stand ein Bett mit grünen Vorhängen, hinter welchen die Kreisende lag. Auf dem Simse des Kamins brannten auf silbernen Leuchtern zwei Kerzen; Clément hatte kaum Zeit gehabt, die Umgebung zu betrachten, als plötzlich die Lichter ausgelöscht wurden und das Zimmer mit allem darin Befindlichen in vollständige Nacht gehüllt ward.

„He!“ rief der Doctor, „was heißt das? Soll ich im Finstern den Weltbürger holen?“

Jetzt ertönte eine sonore männliche Stimme hinter dem Vorhange: „Mein Herr,“ sagte der Unsichtbare, „fürchten Sie Nichts! ermannen Sie sich!“

„Den Teufel auch,“ lachte Clément, „ich fürchte nie Etwas. An solche Expeditionen bin ich gewöhnt. Wir leben jetzt in einer Zeit, wo die kleinen Menschenkinder auf die Welt kommen, wie sie Lust haben. Sehr bunte Welt das, mein Herr.“

„Herr Clément,“ ließ sich die Stimme hinter dem Vorhange vernehmen, „Sie sind gerufen worden, um Ihr Geschäft auszuüben, nicht um moralische Betrachtungen anzustellen.“

„Schon gut,“ lachte der Arzt, „schon gut. Aber ich bin in meinem Abendessen unterbrochen worden und noch nicht vollständig gesättigt; ich habe besonders Durst.“

„Ist nicht etwas Eßbares in der Nähe?“ fragte die Stimme, und gleich darauf hörte der Arzt, wie ein Schrank geöffnet wurde, die Stimme seiner Führerin sagte: „Hier, nehmen Sie.“ Dann trat ein Mann zu Clément, der ihm eine Düte mit Confect und ein Stück Brod reichte.

Clément kostete ein wenig.

„Essen Sie tüchtig, mein Herr,“ sagte der Mann.

„Ja, aber nun auch einen Schluck Wein. Hoffentlich ist der Keller besser bestellt,“ sagte der Arzt.

Wieder Geräusch an der Schrankthür, dann nahte der Unsichtbare mit einem Glase, welches er in der Dunkelheit bis zum Ueberlaufen voll geschenkt hatte, dem Accoucheur.

Clément begoß sich beim Trinken den Aermel. „Ah — das haben Sie nicht geschickt gemacht, mein Herr,“ sagte er.

„Ich kann nicht Alles zugleich thun,“ antwortete der Unsichtbare fast ärgerlich.

„Der Wein ist trefflich," meinte der Arzt.

„Ist nun Alles in Ordnung?" fragte die Stimme.

„Noch nicht. Füllen Sie ein zweites Glas, mein Unsichtbarer, und trinken Sie mit mir auf das Wohlsein der Mutter."

„Aber, mein Herr — —"

„Ohne Faxen. Ich bitte. Die Arbeit wird dann besser gehen."

Der Mann tappte in der Finsterniß so lange herum, bis er ein zweites Glas fand, dann näherte er sich wieder Clément und stieß mit ihm an. In diesem Augenblicke unterbrach ein lang anhaltender Schmerzensruf der Kreisenden die Stille.

„Aha," sagte Clément, „nun wird es angehen. Ich soll also im Finstern meine Hülfe leisten." Er trat mit dem Manne zugleich an das Bett. Die Dame ergriff, wie der Arzt trotz der Dunkelheit bemerken konnte, die beiden Hände des Mannes, und alsbald begann die schwere Stunde. Die Gebärende stieß furchtbare Schreie aus, Clément hörte deutlich, wie sie die Spitzenbesätze, die er vor wenig Augenblicken noch an dem Aermel des Unsichtbaren gefühlt hatte, in Fetzen riß. Der Arzt, gewöhnt an dergleichen Zustände, verrichtete mit größter Kaltblütigkeit seine Functionen, durch welche er der Natur zu Hülfe kam.

Die Dame rief im höchsten Schmerze ein Mal: „Ludwig, ich sterbe!" dann: „Henri! Henri!"

„Muth, Madame! Ruhe! athmen Sie tief." Das waren die Worte, welche Clément ihr zusprach.

Der Unsichtbare stieß nur einzelne Laute aus, aber seine Arme zitterten. Endlich brachte die letzte gewaltige Wehe das erwartete Kindlein in diese Welt, und ein lauter Freudenruf entschlüpfte dem Unsichtbaren, als der Arzt sagte:

„Es ist ein höchst respectabler Junge."

Stille herrschte in dem Gemache. Nur das Wimmern des Neugebornen erschallte, er begrüßte mit einer Klage die neue Existenz.

„Nun ersuche ich aber dringend um Licht,“ sagte Clément. Die maskirte Dame brachte bald eine brennende Kerze. Clément befahl, ein Bad für das Kind herzurichten, dessen Aussehen prächtig war und dessen kräftige Stimme die gesunde Brust verrieth. Der Arzt sah, wie sich eine Gestalt in die Vorhänge des Bettes gewickelt hatte, das Gesicht der Wöchnerin war mit einem feinen Tuche bedeckt. Clément widmete ihr seine ganze Sorgfalt.

Als er seine Geschäfte beendet hatte, nahm er noch einen Schluck Wein, zog seinen Rock an und betrachtete den Neugebornen, der schon lustig im Bade plätscherte. — „Ich bin nun überflüssig, meine Herrschaften,“ sagte er, „die alte Frau dort versteht, wie ich sehe, die Sache. Wenn Sie mich brauchen, wissen Sie mich zu finden.“

„Mein Herr,“ begann der hinter dem Vorhange Befindliche, „erlauben Sie mir, Ihnen ein kleines Douceur überreichen zu dürfen.“

Clément wendete sich. Eine Hand kam hinter der Bettgardine hervor. Sie war wunderschön geformt und hielt eine rothseidene Börse, welche sie in Clément's Hand legte. Das Gewicht der Börse war bedeutend. Der Arzt schien betroffen.

„Mein Herr, das ist eine ungeheuer reiche Belohnung. Ich darf nicht so viel beanspruchen. Mein Dienst ist nicht allzu schwierig gewesen, denn die schöne Dame ist so wundervoll gebaut, daß Alles leicht von Statten ging.“

„Nehmen Sie, Herr Clément, und schweigen Sie vor allen Dingen.“

Der Arzt blickte noch ein Mal die Wöchnerin an, welche ohne Tuch auf ihrem Lager ruhte; zwar legte die maskirte

Dame schnell die Hülle über das Antlitz, allein Clément hatte genug gesehen, um zu begreifen, daß er so bald als möglich seinen Rückzug antreten müsse. „Ich danke nochmals," sagte er. „Geben Sie die Binde."

Die Maskirte legte ihm die Binde um, führte ihn aus dem Zimmer und ging schweigend mit ihm die Straßen entlang.

„Madame," sagte der Arzt, „wenn nicht Alles mich täuscht, so sind in der Börse wohl an hundert Louisd'ors."

„Sie werden sich nicht irren, Herr Doctor."

„Hm, das ist ein königliches Geschenk."

„Gewiß. Man braucht aber nicht immer König zu sein, um königlich zu schenken."

„Sie haben Recht. Aber heute scheint mir doch die königliche Hand im Spiele gewesen zu sein. Die Hand war zu schön, um einem kleinen Adligen gehören zu können, und Frau von Montespan ist keine Wöchnerin, wie man sie alle Tage trifft."

„Um Gotteswillen schweigen Sie, Unglücklicher. Von Ihrer Wohnung aus können Sie die Thürme der Bastille sehen — weiter sage ich nichts."

„Oho — ich bin nicht ängstlich."

Sie kamen an das Haus des Arztes, und die Dame löste die Binde.

„Leben Sie wohl, Herr Clément."

„Gute Nacht, Madame," sagte lachend der Arzt. „Sie haben mich heute für Numero Eins geholt; hoffentlich wird man nicht dabei stehen bleiben. Entziehen Sie mir die brillante Kundschaft nicht, ich will Ihnen gern Verschwiegenheit angeloben."

Er ging in sein Haus. Die Dame kehrte zurück.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Obgleich ihm fast die Beine zusammenbrachen, hatte Herr Picard doch tapfer auf seinem Posten ausgehalten. Es bedurfte nicht großer geistiger Fähigkeiten, um zu errathen, was in dem Hause vorgegangen; daß Frau von Montespan heimlich dort niedergekommen war, unterlag keinem Zweifel. Picard hatte bei seiner Ankunft im Hause der Scarron genug gesehen, um sich klar darüber zu sein, er hatte die Unruhe, das Gehen, Wiederkommen mit einem Fremden bemerkt, hatte die lauten Schmerzensrufe gehört, welche in kürzeren oder längeren Pausen aus dem Hause schallten.

Herr Picard hatte sich nun, wie gesagt, vorgesetzt, in dieser Nacht sein Glück zu machen. Eine Person war ihm noch räthselhaft: Wer war jener Herr, der zuerst in Begleitung der maskirten Dame in einem Miethswagen angelangt, bis jetzt das Haus nicht wieder verlassen hatte? Picard dachte sich, es müsse ein Vertrauter des heimlich-öffentlichen Liebeshandels sein, und wollte, wozu er als Polizei-Lieutenant ein Recht zu haben glaubte, dem Unbekannten in den Weg treten, ihm begreiflich machen, daß er, ein Polizeimann, Alles wisse, daß er aber ein so zartes Geheimniß hüten werde. Er zweifelte nicht: durch Frau von Montespan eine Belohnung zu erhalten. Während er so hin und her überlegte, bemerkte er zwei Gestalten, die sich in der Straße des Minimes schon seit längerer Zeit gezeigt hatten. Sie waren der maskirten Dame nachgeschlichen, deren Ab- und Zugehen mit und ohne Clément sie aufmerksam beobachtet hatten.

Obwohl nun Herr von la Reynie trefflich gegen die Strolche einzuschreiten begann, gab es doch noch Unsicherheit genug in den Straßen von Paris. Herr Picard war nichts weniger als feig. Er hatte seinen Degen bei sich, und als Beamter der Polizei durfte er auf jede Hülfe rech-

nen; er beschloß also, in Ermangelung eines besseren Zeitvertreibes, die Verdächtigen zu beobachten, konnte sich jedoch nicht lange mit ihnen beschäftigen, denn die Thüre des Hauses gegenüber öffnete sich und der Mann, den Picard erwartete, trat heraus. Er sah sich um, und da er keine Kutsche gewahrte, ging er die Straße des Minimes hinunter. Picard beschloß, ihm zu folgen, sah aber auch auch zugleich, wie die zwei Kerle dem Unbekannten nachschlichen und, mit ihm in die Straße des Tournelles gekommen, plötzlich einen Angriff auf ihn machten, dem der Mann kaum zu begegnen vermochte, da er ganz unerwartet stattfand. Die Frechheit der Bursche war um so größer, als gerade an der Stelle eine Laterne in eiserner Kette hing. Picard besann sich keinen Augenblick, sondern war mit einem Satze an der Seite des Angegriffenen, wodurch er die sofortige Flucht der Banditen bewirkte. Jetzt erst bemerkte er, daß der Mann maskirt gewesen war, denn dieser bückte sich, um die ihm bei dem Angriffe entfallene Larve wieder aufzuheben, wobei er bemüht war, sein Gesicht in den Schatten zu bringen; allein die Strahlen der Laterne waren scharf genug, um dem neugierigen Picard ein Gesicht zu beleuchten, bei dessen Anblick er vor Schreck, Staunen und Ehrerbietung fast in die Knie sank, denn vor ihm stand in einsamer Straße: Seine Majestät König Ludwig der Vierzehnte von Frankreich.

Picard stieß eine Entschuldigung hervor, die sich allerdings in dumpfes Gurgeln auflöste. Der König legte ruhig seine Maske an und trat dann dicht zu Picard.

„Ich habe Sie gleich erkannt, Herr Picard, und danke Ihnen für die geleistete Hülfe. Sie haben als Polizeibeamter die Verpflichtung, des Nachts in den Straßen zuweilen die Runde zu machen. Hüten Sie sich aber, Alles was Sie in dieser Nacht bemerkt, jede Person, die Ihnen be-

gegnet ist, auf Ihren Rapport zu setzen, oder von Ihren Abenteuern zu sprechen. Auch für die Diener des Polizeiministers ist jenes Haus dort bestimmt (er wies auf die Bastille), wenn sie mehr thun, als ihre Pflicht erheischt. Gute Nacht, Herr Picard." Er ging weiter bis zum Platze vor dem Marienkloster, wo noch einige Nachtwagen mit Laternen hielten.

Picard stand wie angewurzelt. Zum dritten Male war ihm das Glück, welches er im Netze zu haben glaubte, entschlüpft. Langsam trat er seinen Rückmarsch an.

„Der alberne Picard," sagte Einer der Strolche zu dem Andern, als Beide in Sicherheit waren. „Er denkt, sein Anblick hat mich zur Flucht gebracht. Pah — wenn ich den Andern nicht erkannt hätte, ich wäre keinen Fuß breit gewichen."

„Wer war es denn, der Dich so erschreckte, Morel?" fragte der Zweite.

„Das kann ich Dir nicht sagen, aber ich war vom Donner gerührt; und doch ist es vielleicht gut, daß ich ihn traf. Komm, wir wollen die Festung aufsuchen." Sie gingen eilig in die finstere Gasse St. Pierre.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Herr Picard schlich sehr mißmuthig bis in den Flur seines Hauses, als er die Thür geöffnet hatte, kam ihm sein Schreiber Frater hastig entgegen.

„Aber mein Gott, Herr Picard, wo bleiben Sie denn?" rief der thätige Diener. „Ich habe schon nach allen Orten geschickt, wo Sie verkehren könnten."

„Was ist denn vorgefallen?" rief Picard ängstlich, denn er fürchtete heut in allen Dingen Unglück zu haben.

„Nun vorgefallen ist Nichts, aber Sie hätten, wären Sie nur noch fünf Minuten länger geblieben, eine wichtige Person versäumt, die nach Ihnen fragt — Sie sprechen will — — "

„Etwa Herr von Artagnan?“ fragte Picard zähneklappernd, während die Thürme der Bastille vor seinen Blicken aufstiegen.

„Nein,“ lächelte Frater. „Eilen Sie. Oben in Ihrem Zimmer sitzt der Herr Graf Lauzun, der Sie gleich sprechen will. Er hat eine Bitte an Sie.“

Hurtig lief Picard die Treppe hinan, öffnete die Thür seines Zimmers und verbeugte sich tief mit einer Entschuldigung vor dem Grafen, der sich erhob und zu ihm sagte:

„Herr Picard Sie müssen mir einen Dienst leisten.“

„Jetzt kommt das Glück,“ sagte leise Picard. „Herr Graf, befehlen Sie,“ setzte er laut hinzu. —

Frau von Montespan hatte die Unterredung mit Exili versäumt, weil sie einem Kinde das Leben gegeben hatte. Es war das erste Pfand ihrer sträflichen Liebe mit Ludwig dem Vierzehnten. Jener Knabe nannte sich einst Louis August von Bourbon, Herzog du Maine. Er war in seiner Weise nicht weniger verderblich für die Gesellschaft, als die Gifte der Marquise von Brinvilliers, welche in jener Nacht, als ihre einstige Freundin das Kind des Königs gebar, ihr schuldbeladenes Haupt in die Kissen des Lagers senkte, das die reinen Hände frommer Nonnen der Verbrecherin hinter den schützenden Mauern des Klosters, in traulicher Zelle bereitet hatten.

Die Zelle Numero 5 in der Conciergerie.

Graf Lauzun blickte noch ein Mal vorsichtig im Zimmer umher, dann sagte er: „Der Dienst, lieber Picard, den Sie mir leisten werden, ist einfach: Ich muß den Italiener

Exili sprechen, der sich in den Gefängnißzimmern der Conciergerie befindet."

Picard machte ein sonderbares Gesicht. „Ich werde diese Unterredung herbeiführen, mein Herr Graf," sagte er.

„Sie dürfen aber nicht zögern, Herr Picard. Es muß gleich sein."

„Das ist schwierig, ich muß meine Amtsgewalt — —"

„Ach lassen Sie doch Ihre amtliche Stellung bei Seite. Ich will nur eine Unterredung mit ihm haben, weil er mir gewisse Mittel für meine Pferde lieferte, die ich als trefflich bewährt gefunden."

„Eben die Mittel des Italieners, Herr Graf, dürfen nicht — —"

„Herr Picard!" sagte Lauzun bedeutungsvoll, und zugleich fiel mit dumpfem Schalle eine Goldrolle auf den hinter Lauzun stehenden Tisch. Picard schüttelte sich vor Frost oder Vergnügen. „Also ich spreche den Italiener?"

„Gewiß — wenn es sein muß. Ich hoffe, Ew. Gnaden werden sich meiner erinnern."

„Zweifeln Sie nicht daran." Graf Lauzun dachte einen Augenblick nach, dann sagte er, den Polizeimann scharf anblickend: „Herr Picard, Sie sind nicht immer so schwierig."

„Sie meinen, Herr Graf?"

„Sie verschaffen den nach Unterredung Begierigen oft Zusammenkünfte, ohne so große Schwierigkeiten zu machen — oder sollte ich mich irren?"

Picard, der zwar ein gut Theil polizeilicher Dreistigkeit besaß, wurde dennoch verlegen. Er schüttelte fragend das Haupt und ließ ein gewisses Lächeln erscheinen.

„Wenn ich nicht irre," fuhr Graf Lauzun abspringend von dem soeben Gesagten fort, „wünschen Sie ja sehnlichst aus dem activen Dienst in die neuerrichteten Bureau's des Herrn von la Reynie versetzt zu werden? nicht wahr?

Sie möchten die Stelle erhalten, welche der verstorbene Herr von Riom inne hatte. Möchten Sie nicht?" Graf Lauzun blickte hierbei Herrn Picard gar nicht an, sondern spielte mit einer Lichtscheere, welche ihm zunächst lag.

Picard rieb sich die Hände. „Ich wußte, daß heut noch bei mir das Glück einkehren werde," lispelte er. „Ja," fügte er laut hinzu. „Ja — Herr Graf, das ist mein lang gehegter — sehnlicher Wunsch. Werde ich ihn aber jemals erfüllt sehen?"

„Es kommt darauf an. Ich bin im Stande, Ihnen diesen Wunsch zu erfüllen, Sie wissen, daß ich nicht übertreibe, wenn ich sage: Ich vermag etwas."

Picard neigte sich bejahend.

„Allein — Herr Picard," fuhr Lauzun fort, „wenn ich Ihnen so hohen Preis in Aussicht stelle, dann müssen Sie mir auch Waare dafür liefern."

Picard horchte auf. Er erwartete zunächst eine neue Goldrolle. „Befehlen Sie über mich. Wenn ich kann —"

„Ach, Sie können. Sie brauchen nur zu wollen. Ich verlange keine persönliche Aufopferung, kein Einsetzen Ihres werthen Ichs, Herr Picard, Sie sollen mir nur eine Frage beantworten. Wollen Sie?"

„Herr Graf, die Polizeimänner aus der alten Zeit sind keine Plaudertaschen, die Polizeimänner der alten Zeit ——"

„Sind stets zu haben gewesen, wenn man es recht anzufangen wußte," fiel Lauzun, mit höhnischer Ruhe jede Sylbe betonend, dem Beamten in's Wort. „Strengen Sie sich nicht mit Beweisführung an, Herr Picard."

Der Unbestechliche biß sich die Lippen.

„Sie sollen mir für hohen Preis: die Stelle des Herrn von Riom, nur einfach Ja oder Nein auf die Frage antworten, die ich Ihnen jetzt vorlegen werde. Wollen Sie?"

„Fragen Sie, Herr Graf."

Lauzun trat einen Schritt näher, faßte vertraulich den Zipfel von Picard's Hemdbesatz und sagte: „Ist es wahr, daß die Marquise von Montespan Sie ersucht hat, ihr eine Unterredung mit dem Italiener Exili zu verschaffen?"

Picard machte eine kurze Pause, dann sagte er: „Ja, Herr Graf. Es ist wahr."

Lauzun's Gesicht glänzte vor Vergnügen. „Wann soll diese Unterredung Statt finden?"

„Heute Nacht."

Lauzun fuhr auf. „Ah — wir haben keine Zeit zu verlieren. Kommen Sie, ich muß eher bei Exili sein, als die Marquise."

Picard zögerte wieder. Er war einen Augenblick Willens, dem Grafen zu entdecken, durch welche Umstände die Marquise verhindert sei, die Unterredung zu haben; da er sich jedoch zur rechten Zeit der Drohung des Königs erinnerte, beschloß er, wie das Grab zu schweigen und den Grafen in dem Wahne zu lassen: die Marquise wolle heut noch den Italiener sprechen. So glaubte Herr Picard sich am Besten aus der Verlegenheit ziehen zu können. Er zündete eine Blendlaterne an und fragte Lauzun: „Sind der Herr Graf bereit?"

„Wir gehen zur Conciergerie?"

„Ja. Wir müssen eilen."

„Sie haben Recht, Herr Picard. Kommen Sie. Ich gratulire zur Stelle des Herrn von Riom."

Die weit vorgerückte Nachtzeit gestattete Beiden, ohne den geringsten Aufenthalt bis in das Palais und von dort in die Conciergerie zu kommen. Sie schritten, nachdem der wachthabende Archer*) den Commissair Picard er-

*) Schütze, Trabant, Häscher. Name der Polizeisoldaten. Es gab drei Arten Archers. Archers de la garde, de guet und des pauvres: Hatschiere, reitende Nachtwache und Bettelvögte.

kannt hatte, über den Préau. Das war und ist noch heut der Name des großen Hofes, um den die Galerien laufen, von welchen aus man in die Gefängnisse kommt. Picard bedurfte nur einer kurzen Zeit, um sich nach einigen kleinen, leicht zu besiegenden Hindernissen den Eintritt in die Zelle Numero 5 zu verschaffen, wo Exili saß. Man hatte dem gefährlichen Manne das Licht entzogen, und Picard's Laterne mußte den besten Dienst leisten.

Als die Thür der Zelle sich öffnete, sprang der Italiener von seinem Lager, auf welchem er geruht hatte, empor. „Soll ich auch des Nachts mit Verhören geplagt werden?“ rief er unwillig.

„Herr Doctor,“ sagte Picard, „Geduld. Sie erhalten einen hohen Besuch.“

Exili vermochte nicht die im Dunkel stehende Person zu erkennen. „Wer ist es?“ fragte er, und als Picard das Licht der Laterne auf den Fremden fallen ließ, sagte Exili mit kaltem Tone: „Graf Lauzun.“

Auf einen Wink des Grafen setzte der Commissair die Laterne in eine der kleinen Wandnischen.

„Ich werde nun gehen und hier an der Thür Wache halten,“ sagte er. „Eilen Sie sich, Herr Graf. Sie dürfen nicht mehr in der Zelle sein, sobald die nächste Runde kommt.“

Als Exili mit Lauzun allein war, begann der Letztere: „Sie haben mich doch sicherlich zu sehen erwartet?“

„Nein,“ entgegnete der Italiener, „ich glaubte nicht an Ihr Versprechen. Die Leute Ihres Schlages sind nicht nahe in der Stunde der Gefahr. Außerdem sind Sie an Nichts gebunden, denn ich habe mein Wort noch nicht gelöst.“

„Eben deswegen komme ich. Sie müssen frei werden, damit Sie nützen können. Wollen Sie mir den Zaubertrank destilliren?“

„Ich will es, aber ich werde schwerlich mein Werk vollenden, denn ich werde diesen Kerker wohl nur verlassen, um auf das Schaffot zu gehen."

„Sie irren sich. Wenn man mich zum Freunde hat, stirbt es sich nicht so leicht durch Henkershand; ich versprach Ihnen die Freiheit, Sie werden sie erhalten."

„Herr Graf, ich verkenne Ihre Macht nicht; allein ich glaube, Sie trauen ihr dieses Mal zu viel."

„Sie sind von der Kerkerhaft bereits angegriffen."

„Der König hat geschworen: die in den Giftmischerprozeß verwickelten Personen ohne Gnade richten zu lassen, und ich bin der Altmeister jener Innung gewesen."

Lauzun rückte unwillkürlich einige Schritte zurück.

„Erschrecken Sie nicht," lächelte der Italiener, „ich bin noch nicht so weit vorgeschritten in meiner Kunst, daß ich durch eignen Athem tödten könnte; ich denke dahin zu kommen, wenn mein Leben nicht früher enden wird."

„Welches sind die Gründe des Verdachtes, die Sie als einen Mitschuldigen erscheinen lassen? Sie haben doch schon Verhöre bestanden?"

„Fünf bereits. Die Herren sind mir nicht gewachsen. Meine Mittel können gerade eben so heilsam als verderblich wirken, mein Umgang mit Saint-Croix kann mir nicht zum Vorwurf gemacht werden; — es ist nur ein großer, gewaltiger Zeuge gegen mich — stumm zwar, aber doch laut redend, dieser Zeuge ist ein Buch."

Lauzun ward aufmerksam und hielt an sich. „Ein Buch?"

„Ja. Dieses Buch enthält Recepte, Anweisungen und Beschreibungen für die Anfertigung der furchtbarsten Gifte, dieses Buch ist ein Beweis gegen mich, der alle Vertheidigung umstößt, denn man wird die Wirkung an der Menge von Opfern erkennen, die Symptome, welche sich nach

genossenem Gifte bei Saint-Laurent, den Aubray's zeigten, selbst Saint-Croix's Tod sprechen für die sichere, nie fehlende Macht der Geheimmittel. Freilich ist dieses Buch nur den Meistern der dunklen Kunst verständlich; aber es ist ein Mann in Paris, der die räthselhaften Zeichen deuten kann."

„Und dieser Mann ist?"

„Der Herzog von Mortemart."

Lauzun sprang auf. „Wie? und woher kann Mortemart diese Schrift deuten?"

„Woher? Herr Graf, aus dem Hause der Mortemart's stammt jenes Buch. Einst in den Besitz des bücherliebenden Herzogs gekommen, mit schwerem Fluche belastet, ward es durch die Marquise von Brinvilliers und durch Fräulein Athénais von Mortemart, die sich jetzt Marquise von Montespan nennt, aus dem Verschlusse des Herzogs entwendet. Nach allerlei Irrfahrten gerieth es in meine Hände, und ich ward dadurch in den Stand gesetzt, jene gewaltigen Mittel zu liefern, mich in der Kunst zu vervollkommnen, deren Dienst ich mein Leben geweiht habe. Aber dieses Buch ist auch mein Sturz, es wird, es muß mich vernichten."

„Sie irren," rief Lauzun, „es muß Sie retten."

„Sie täuschen sich, Herr Graf. Glauben Sie mir, die Marquise von Montespan ist mächtiger bereits, als Sie ahnen. Der König ist in ihrer Hand. Die Marquise wird sicherlich in großer Unruhe sein, da sie ohne allen Zweifel weiß, daß die Brinvilliers mit mir von dem Buche, und wie es in die Welt gekommen, gesprochen hat. Sie wird Alles daran setzen, den Mann, dessen Aussage die hochsteigende Familie in einen großen Scandal verwickeln kann, zu vernichten, und sie wird nicht zögern es zu thun; ich werde sogar nicht ein Mal gerichtet werden, ich werde viel-

leicht auf's Neue in die Bastille geschleppt, um in den unterirdischen Kerkern zu vermodern."

„Nein — nein," rief Lauzun, dem die boshafte Freude das Antlitz verklärte. „Nein — deswegen kam ich hieher. Sie wissen also, daß die Mortemart's alles Unheil in die Welt brachten, Sie wissen, daß ein ungeheurer Fluch, eine Warnung an die schrecklichen Blätter geheftet waren, Sie können beweisen, daß die Montespan in Verbindung mit der Giftmischerin Brinvilliers jenes Buch entwendet hat? Das ist genug. Sie werden nicht verloren gehen zwischen den Mauern der Bastille, denn erfahren Sie: Heute noch will die Marquise von Montespan zu Ihnen kommen, um Ihr Schweigen wahrscheinlich durch das Versprechen Ihrer Befreiung zu erkaufen."

„Wie, es wäre möglich?" rief Exili.

Bei diesen Worten trat Picard ein. „Meine Herren, die Runde naht," sagte er.

„Einen Augenblick," rief Lauzun. „Verhalten Sie sich ganz ruhig. Wenn die Marquise Sie bittet, anfleht, bleiben Sie standhaft, gehen Sie auf Nichts ein. Wir haben die ganzen Mortemart's in der Hand, und die Feinde dieser Familie werden Sie, Doctor, aus dem Kerker befreien. Ah — Frau Marquise," setzte er leise hinzu, „ich will Ihnen das lettre de cachet vergelten."

„Und Sie meinen, die Marquise werde heut noch erscheinen?" fragte Exili.

„Ich denke; glauben Sie nicht, Picard?"

„Sie wird nicht erscheinen," entgegnete der Commissair.

„Wie?"

Picard zog den Grafen in die Ecke und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr.

Lauzun schreckte heftig zusammen, dann faßte er Picard bei der Hand und fragte mit starker Stimme: „Mann?

reden Sie die Wahrheit? Hüten Sie sich, mir ein Mährchen aufzutischen, nur zwei Straßen von dem Büreau des Ministers ist die Bastille entfernt."

„Ich theilte Ihnen mit, was ich beobachtet — Sie erfuhren die Wahrheit."

„Ah —," rief Lauzun, „das ist ein gefährlicher Zwischenfall; ich meinte den Sieg ganz in der Hand zu haben, er entschlüpft mir wieder. Wir müssen schnell handeln. Doctor, ich danke Ihnen für die Entdeckung, zählen Sie auf mich." Er trat dicht zu dem Italiener. „Und wenn Sie frei sind — —"

„Ist mein erstes Werk der Trank, der zum Siege verhilft," flüsterte Exili.

Picard ergriff die Laterne. Er und Lauzun verließen die Zelle, als die Runde am Ende der Galerie sichtbar ward.

„Ich habe Dich in Händen, stolzes, gefährliches Weib," murmelte Lauzun. „Du bist nicht viel weniger unheilvoll, als Deine ehemalige Freundin. Wartet! wartet! ich will Euch das Bücherstehlen eintränken. Wir stoßen auf dem gefahrvollen Wege aneinander, Frau von Montespan; ein Mal haben Sie mich zum Sturze gebracht, vielleicht schleudre ich Sie jetzt aus den Schranken."

Sie waren in den Préau gekommen. Der Archer öffnete das Hofthor, und als Beide sich auf der Gasse befanden, sagte Lauzun:

„Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen, Herr Picard, einen doppelten Dienst. Durch die mir verschaffte Unterredung und durch die Mittheilung der Neuigkeit. Glauben Sie, daß Frau von Montespan einen Sohn geboren hat?"

Picard zuckte die Achseln. „Bis morgen Mittag kann ich es wissen. Die Accoucheure von Paris sind treue Freunde der Polizei."

„Sie werden es mich wissen lassen. Riom's Stelle ist Ihnen sicher."

„Tausend Dank, Herr Graf. Und zum Beweise meiner Erkenntlichkeit noch eine dritte Entdeckung: Heute Nachmittag um vier Uhr ist Herr Penautier verhaftet worden."

„Alle Teufel," rief Lauzun, „ich muß mich ernstlich rüsten. Das Glück spielt für Frau von Montespan die Karte. Zug um Zug, Schlag und Gegenschlag zwischen uns. Es geht nicht anders — Einer muß zertreten werden."

Die Papiere der Gemordeten.

Es bedarf keiner Versicherung, keines historischen Beweises, daß die mit der Entdeckung der Giftküche verbundenen Verhaftungen, Aufschlüsse und Persönlichkeiten die tägliche Kost der Pariser Neuigkeitsjäger bildeten. Fast jeder Tag brachte eine andre, oft höchst pikante Enthüllung. Man erfuhr Dinge, die sich Niemand hatte träumen lassen, man erklärte sich Wohlstand und Armuth gewisser Personen, deren Aufsteigen oder Hinuntersinken so plötzlich eingetreten war, daß die nächsten Angehörigen die Wechsel der Schicksale nicht erwartet, noch geahnt hatten.

Für keine Familie in Paris war aber die furchtbare Katastrophe wohl peinlicher und trauriger, als für die beiden Ehegatten im Hôtel Damarre. Der Herzog ward durch seine Freunde in Kenntniß gesetzt, daß Huet verhaftet worden sei, daß man bereits in der Stadt die seltsamsten Gerüchte ausstreue, da unglücklicher Weise René Damarre stets der Begleiter aller Ereignisse gewesen sei. Seine

Gegenwart in der Nacht der Entdeckung, seine stete Anwesenheit im Hause Huet's, das allgemein bekannte Verhältniß, in welchem er zur Tochter des schwer compromittirten Laboranten stand, endlich die Gewißheit, daß Lachaussée einst im Hause der Damarre's gedient und nothwendiger Weise wieder den jungen Herzog kennen mußte, daß der ergriffene Verbrecher der Diener Saint-Croix's gewesen — solche Thatsachen hefteten sich an den Namen Damarre und zogen ihn in den Schlund der Verläumdung, welcher, wie das stets bei ähnlichen, selbst harmloseren Gelegenheiten der Fall war und noch heute ist, sehr weit gähnte und gierig alle Gerüchte einschluckte.

Herzog Claude befand sich in einer, fast an Tiefsinn grenzenden Stimmung. Ihm waren die finstersten Vermuthungen aufgestiegen, als er die Verhaftung Lachaussée's erfuhr. Die Vergangenheit des ehemaligen, von seiner Gattin so hoch gehaltenen Dieners, der auf dringende Bitten Susanna's die Stelle im Hause erhalten, dessen vielfache Nachlässigkeiten und Fehler die Herzogin stets beschönigt oder entschuldigt hatte, trat aus dem Dunkel verschwundener Jahre hervor, grell beschienen von dem Lichte der richterlichen Untersuchung. Man war den verschiedenen Thaten Lachaussée's auf die Spur gekommen, die Verfolgung des Herrn von Saint-Laurent durch den ehemaligen Galeerensträfling, dessen Umgang mit den berüchtigtsten Gaunern der Hauptstadt, welcher durch Geständnisse eingezogener Verbrecher erwiesen wurde, seine gräßliche That: der Mord des General-Controlleurs im Gasthause „zum Prinzen Condé", bildeten ein Gebirge von Anklagen und Beschuldigungen gegen den Diener des Herzogs.

Claude Damarre verfolgte die Fäden, welche sich spannen und die eine unheilvolle Macht gelegt zu haben schien. Den verbrecherischen Lachaussée hatte das finstere Geschick

in des Laboranten Haus geführt, wo er mit den Ereignissen eng verknüpft werden mußte, die dem Sohne Claude's eine Rolle in dem furchtbaren Drama anwiesen. Noch eine Person suchte der Arm des Gesetzes, eine Person, die gleich dem Irrlichte auf diesem Sumpfe von Unthaten, Geheimnissen und Täuschungen umhergaukelte, bald in den Tiefen verschwunden, bald wieder auf der Oberfläche erschienen und sicherlich die genügendsten Aufschlüsse zu geben im Stande war. Diese Person war: Josias Morel, der Diener und Famulus Huet's, dem es gelungen schien, sich so trefflich zu verbergen, daß die Männer des Gesetzes bis zur Stunde noch nicht des räthselhaften Burschen habhaft geworden waren. — Diese Verhaftung fürchtete Herzog Claude am meisten, denn Morel war sicherlich Zeuge der Vorgänge im Hause Huet's gewesen, und wenn der Herzog auch fest von der Reinheit seines Sohnes, des jungen René, überzeugt war, so quälte ihn doch der Gedanke, daß Verläumdung und Bosheit ihr Werk: die Vernichtung oder Verunglimpfung des Namens Damarre, mit höllischem Geschick vollenden würden.

Neben dieser Befürchtung tauchte bei den Grübeleien Herzog Claude's noch eine andere empor. Er kam immer wieder auf die räthselhafte Protection Lachaussée's durch die Herzogin zurück und begann über die Vergangenheit Susanna's nachzudenken, was er bisher nie gethan. Er rechnete die Jahre seiner Ehe, seines Aufenthalts in Amiens nach, er fragte sich: „Hast du geforscht? gefragt? nie — nie.“ Der Herzog rechnete und führte seine Erinnerungen, die Kenntniß von dem Leben seiner Gattin bis auf das Jahr 1641 zurück. Hatte er jemals darüber nachgedacht, was vor dieser Zeit geschehen sein konnte? Er mußte wieder mit Nein antworten. Aber jetzt, als die Vermuthungen, die Gedanken über Lachaussée's Persönlichkeit sich in dem

Gehirne Claude's kreuzten, jetzt kam er auf die Zeit zurück, welche vor dem Jahre seiner Bekanntschaft mit Susanne lag. Die Grübelei des Herzogs hatte sich in Mißtrauen verwandelt. Konnte jene Zeit, die er nie erforscht, deren Vorgänge ihm unbekannt geblieben, nicht die Lösung des Räthsels hinter ihrem Schleier bergen? Ja — das war es! Weiter zurückgehen mußte der Herzog, um das Geheimniß zu ergründen, welches Lachaussée und Susanne Damarre mit einander verknüpfte. — Claude begann seine Gattin zu meiden. —

Wer aber schildert die Qualen Susanna's? Ohne jegliche Nachricht von René, da der Herzog das Hôtel bewachte, jeden Brief sich zustellen ließ, hatte sie mit Besorgniß und Angst zu kämpfen, daß in den täglich stattfindenden Verhören Lachaussée's ein Geständniß, eine Beleuchtung des ehemaligen Lebens jenes Mannes die Enthüllung bringen könne, da ja auch Saint-Croix's Persönlichkeit, obgleich dieselbe dieser Welt entrückt war, einer Prüfung unterliegen mußte. Hatte Herzog Claude bereits einen Verdacht? sein Wesen schien umgewandelt. Susanne wagte nicht zu fragen.

Ein heftiges Unwohlsein überfiel den Herzog, die innere Erregung, der stille Gram warfen ihn eines Tages nieder. Da war es Susanne, die mit ängstlicher Sorgfalt, Alles vergessend, an dem Lager des Gatten stand, ihn wie immer pflegend, seiner wartend, und als der finstre Claude ihr sanftes Gesicht neben sich erblickte, ihre Hand auf seiner heißen Stirn fühlte, versetzte er sich wieder zurück in jene Zeit, wo er, ein hülfloser Verwundeter, in Amiens gelegen, unter der Pflege Susanna Tardier's erstarkt war. Er hatte dem guten Mädchen seine Hand angetragen, er hatte sie zu sich gezogen und trotz aller Einsprüche sie zur Herzogin Damarre erhoben — durfte er noch mit ihr rechten? und wie war Susanna als Gattin, als Mutter trefflich sorgend,

treu und ergeben gewesen. Wie hatte sie die Hochachtung der stolzesten Leute zu erringen gewußt — vor diesen und ähnlichen Betrachtungen schwanden bei dem Herzoge die trüben Gedanken allmälig, sein gutmüthiger, cholerischer Charakter, der häufig genug zwischen Extremen bewegt ward, ließ ihn zurückweichen vor einer unwürdigen Spionage. Er sah nur die treue, liebende Gattin, die ihm das reizende, kleine Haus zum Paradiese bisher gemacht, und er verwarf den Gedanken, die Ruhe dieses trefflichen Weibes durch eine Art von Verhör stören zu wollen.

Als er nach einigen Tagen sich wieder erhob, faßte er die Hand seiner Gattin und sagte mit bewegter Stimme: „Susanna, ich liebe Dich noch eben so innig, als früher.“

Die Herzogin sah ihn ängstlich staunend, fragend an. „Mein Gemahl,“ entgegnete sie, „ich zweifelte nie daran. Aber Du bist ernst gewesen, verschlossen — hat man es versucht, Deine Liebe für mich vermindern zu wollen?“

Claude schwieg, und die Herzogin zitterte heftig. Sie erwartete eine Enthüllung.

„Nein, Susanna,“ versetzte der Herzog, sie an sich ziehend, „ich selbst habe Grillen gefangen. Jener Lachaussée lag mir im Kopfe. Wenn ich denke, daß Ihr, Du und Dein Vater, Euch für jenen Verbrecher so lebhaft interessirtet, dann runzelt sich unwillkürlich meine Stirn; aber von heute an werde ich nicht mehr daran denken.“

„Gewiß nicht, mein Gemahl?“

„Nie mehr. Ich rechne das Glück meines Lebens vom Jahre 1641 an, wo ich Susanna Tardier heirathete.“

Die Herzogin sank weinend an seine Brust. „Er ahnt Unheil — er weiß das Schrecklichste nicht,“ seufzte sie leise, „Gott schütze mich und binde Lachaussée's Zunge.“ Dann setzte sie laut hinzu: „Und René?“

Claude Damarre schüttelte ein wenig unwillig das

Haupt. „Laß' ihn erst seine Sache ausfechten, dann wollen wir weiter sehen," sagte er. „Ich fürchte, er wird arg verwickelt werden in das große Netz; aber er ist der Hülfe seines Vaters gewiß."

Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, hatte sich Susanne nach diesem Gespräch mit dem Herzoge in ihr Zimmer begeben, welches in den kleinen Garten des Hôtels sah. Sie war mit sich zu Rathe gegangen, ob sie René aufsuchen oder ob sie die Mittheilung von der Umwandlung des Vaters ihm schriftlich zukommen lassen sollte. Die Briefe durfte sie nur in sehr verstohlener Weise absenden, ihre Ausgänge, welche sich auf den Besuch der Messe beschränkten, wurden seit dem Anfalle in der Kirche Saint-Germain l'Auxerrois auf Befehl des Herzogs durch einen älteren Diener überwacht, dem die scheue Herzogin sich nicht anvertrauen wollte. Sie hatte ein Portefeuille ergriffen, in welchem verschiedene Papiere aufbewahrt wurden, die noch aus der Zeit herstammten, wo Lachaussée die Reisen in's Ausland machte, um die verlorne Spur Saint-Croix's zu suchen. Diese Papiere schienen der Herzogin gefährlich, denn sie war darauf bedacht, alle Zeugnisse genauerer Beziehungen zu Lachaussée zu vernichten. Sie wußte, daß noch weitere Documente vorhanden waren, welche einst der alte Hüter Saint-Croix's mitgenommen hatte, daß Lachaussée vergeblich gesucht, dieser Papiere wieder habhaft zu werden, und da seit der ganzen, langen Reihe von Jahren keine Hindeutung auf jene Papiere erfolgt war, so wagte Susanne zu hoffen, daß die Schriften verloren gegangen, vernichtet worden seien, daß der Mörder Tonneau's sie den Flammen überliefert habe.

Die Herzogin hatte in dem Kamine ein leichtes Feuer anzünden lassen, dem sie hin und wieder ein Schriftstück übergab, sie saß, dem Fenster den Rücken zuwendend, in

einem Rollstuhle. Ihre Hände entfalteten verschiedene, fast vergilbte Papierstreifen; da war einer aus dem Hause der Eltern, die ihr Glück wünschten zum Wiegenfeste, dann ein Schreiben des Herzogs, als er einst einige Tage vom Hause entfernt gewesen, dann kamen Briefe René's, dann fuhr die Herzogin erschreckt zusammen, als ihre Augen auf die breite, dick und plump hingeworfene Handschrift Lachaussée's fielen; sie knitterte das Papier und warf es in den Kamin, sie starrte die züngelnden Flämmchen an, welche die Handschrift schnell verzehrten. In dieser Stimmung bemerkte sie nicht, wie bald vor dem Fenster des Zimmers, bald im Garten umherschleichend ein Mann die Umgebung jener Stelle sorgfältig prüfte und sich dann wieder dem Fenster näherte, an dessen Scheibe er sein Gesicht legte.

Die Herzogin senkte ihre Hand wieder in das Portefeuille, da vermeinte sie ein leises Pochen zu vernehmen. Susanne erhob sich schnell und wendete ihr Haupt. Ein Schrei des Erstaunens, der Freude entschlüpfte ihr, denn sie hatte sogleich das schöne Antlitz René's erkannt. Hastig öffnete sie das Fenster. „Mein Sohn — mein geliebter Sohn!" rief die zitternde Frau.

„Ruhig," flüsterte René, „ich bin mit genauer Noth über die Mauer gekommen. Die Gärtner sind noch bei den Weinstöcken. Bist Du allein, Mama?"

„Ja — Dein Vater ist in seinem Kabinet."

„Laß mich hinein. Ich habe Dir Etwas zu sagen."

René schwang sich in das Zimmer. Die Herzogin umarmte den Sohn, der ihre Hand küßte; als sie diese Hand zurückzog, fühlte sie eine Thräne darauf. „René, was ist Dir? Du weinst?"

Der junge Herzog führte die Mutter einige Schritte

weiter. „Mutter," begann er mit schmerzlichem Lächeln, „wie geht es meinem Vater?"

„Er ist ruhig, sein Unwohlsein verließ ihn schnell."

„Wie — er ward durch die Aufregung krank, der arme, bedauernswerthe Vater?"

Die Herzogin musterte ängstlich das Gesicht ihres Sohnes. „Ja — er ängstigte sich Deinetwegen, René. Du bist in böse Dinge durch — die schrecklichen Ereignisse verwickelt."

„Er möge sich beruhigen. Mein Ruf ist gut, ich bin frei von jeder Schuld — keinen Verdacht hat man zu erheben gewagt, und ich führe die Sache Derer, die ich liebe."

„René, Du bist rein — gut, Du bist ein Engel."

„Ich bin ein Sohn meiner Mutter," sagte René mit leichtem Seufzer, das Haupt von Susanne fortwendend.

„Du seufzest, René?" fragte die Herzogin, immer unruhiger werdend. „Oh — es ist lange her, daß ich Dich nicht sah, und doch bleibst Du nicht in meinen Armen? Du blickst mich nicht heiter, nicht glücklich an, wie sonst, selbst als Du schon fort von uns warst, wenn wir uns Beide wiedersahen — René, Du hast Etwas auf dem Herzen — sprich."

„Es steigt eine Gestalt zwischen uns aus dem Boden herauf," flüsterte René, „die sich drohend emporrichtet, und die mich zurückstößt, wenn ich Dir, Mutter, die Hand reichen will. Diese Gestalt sieht fast der meinigen gleich, nur sind dunkel die Haare, bleich das Gesicht. — Sie hat ein Grabtuch umgeworfen, Mutter, und blickt Dich mit jammervollem Ausdrucke an — es ist die Gestalt Saint-Croix's."

„Ah —," schrie Susanne, sich mühsam an den schweren Seidenvorhängen haltend, die neben ihr vor dem Fenster herabhingen.

„Bin ich es allein, der meinem Vater die Ruhe raubt?" fuhr René fort, „hat der Name Lachaussée nie seine Stirn gefurcht, die Gedanken ihm verwirrt? Sollte die Verbindung, welche der Verbrecher einst mit diesem Hause unterhalten, nie meines Vaters Argwohn erregt haben, — jetzt, wo Lachaussée mit den Fesseln klirrt, der einst hier der begünstigte Diener war? Hat mein Vater nie bedacht, daß hinter dem Jahre 1641, wo er Susanne Tardier kennen lernte, sich noch eine Reihe von Jahren dehnt, über welche die Tochter des Schöffen von Amiens ihrem Verlobten doch Rechenschaft hätte geben sollen?"

Susanne, die fast unterlegen war, erhob sich an diesen Worten, sie ergriff René's Arm und sagte mit starker Stimme: „Dein Vater, der Herzog Claude Damarre, ist ein Edelmann, ein großes, schönes Herz. Er hat gerechnet, mein Sohn, aber seine Rechnung beginnt mit dem Jahre 1641. Von diesem Jahre an datirt Dein Vater, wie er selbst sagt, das Glück seines Lebens."

René schlug die Hände vor das Gesicht. „Mutter! Mutter!" rief er schluchzend, indem er vor Susanna auf die Knie sank, „oh — wäre es doch verzehrt worden durch die tödtliche Gewalt, welche Saint-Croix vernichtete!"

„Was, mein Sohn? erhebe Dich. Was sollte verzehrt sein?"

„Die Papiere," rief René außer sich, „die ich zu Deinem Heile gefunden habe in der Giftküche Saint-Croix's — meines Bruders," setzte er mit brechender Stimme hinzu, sein Haupt an die Brust der Mutter legend.

Susanne umklammerte den Sohn, sie hielt sich an ihn. „Du weißt es? Du hast die Papiere?" flüsterte sie.

„Hier," sagte René, auf die Tasche drückend, in welcher die Documente knisterten.

„René, Du bist ein Engel — ich sage es noch ein

Mal. Rette Deine Mutter und dann blicke die sündhafte Frau nicht wieder an, sie darf die Augen nicht vor Dir aufschlagen."

„O — das nicht — so nicht," rief René, „Du hast gesühnt, gebüßt durch namenlose Angst, die Bisse der Reue, des Schmerzes haben an Dir genagt lange — lange Jahre hindurch, jetzt verstehe ich den stillen Gram, der Dich verzehrte; Dein bleiches, liebes Antlitz sagt mir genug. Arme Mutter, was hast Du gelitten."

Mutter und Sohn umschlangen sich auf's Neue — endlich riß René sich los. „Wir sind gerettet. Gott sei Dank. Gerade in dem Augenblicke, als es nöthig war, blieb ich allein im Gemache, ich fand die Papiere, welche einst in anderem Besitze waren, und als ich sie gefunden," René begrub sein Gesicht wieder in die Hände, „da kniete ich hin an der Leiche meines Bruders, den ein mildes Wort der Mutter bewahrt hätte vor dem Verderben." René blickte wieder auf, er sah, daß die Herzogin einen Rosenkranz ergriffen hatte, bei welchem sie betete; der junge Mann schwieg einige Secunden, dann fragte er: „Weiß der Vater um — Dein Geheimniß, meine Mutter?"

Susanne blickte auf. „Irgend eine düstere Ahnung hatte ihn wohl beschlichen — er hat sie verscheucht — hat meine Hand gedrückt und jedes Forschen aufgegeben; — wenn sein Argwohn erwacht ist — seine Liebe zu mir ist gewaltiger. Claude Damarre wird nicht unglücklich sein, die schrecklichen Beweise werden seine Tage nicht verdüstern, Du glückliches, gesegnetes Kind hast sie gefunden, hast Deine Mutter gerettet — gebenedeiet seiest Du, René Damarre."

René zog die Papiere hervor. Bei ihrem Anblicke überfiel Susanne ein heftiges Zittern. „Sie sind es — ja es sind die Beweise meiner Schuld," stammelte sie. Ihre Arme streckten sich aus, um die Documente zu fassen, aber

die Kraft versagte ihr den Dienst, unfähig, die Papiere ergreifen zu können, blieb sie mit ausgestreckten Armen vor René stehen. „Wirf sie dort in jenes Feuer," lispelte sie, „es ist das einzige Zeugniß für meinen Fall, für mein Vergehen. Wirf sie in's Feuer — schnell — zögere nicht. Dein Vater hat keine Kenntniß von diesen schrecklichen Blättern — eile — rette ihm die Ruhe seiner Tage."

René ballte die Papiere zusammen, er machte eine Bewegung auf den Kamin zu — als plötzlich mit heftigem Geräusch die Vorhänge der Thür auseinandergerissen wurden und Herzog Claude Damarre zwischen Susanne und René trat. Mutter und Sohn starrten ihn an, vor Entsetzen unfähig, einen Laut hervorzubringen.

Der Herzog veränderte keine Miene. Er blickte die Beiden an, dann sagte er: „Gieb mir die Papiere, René."

Der Sohn zauderte.

„Gieb mir die Papiere," gebot Claude noch ein Mal, „Dein Vater befiehlt es. Ich hörte Deine letzten Worte, Susanne — in diesen Blättern ruht ein Geheimniß — das der Gatte Susanne Tardier's wissen muß."

René's Augen umflorten sich, willenlos, dem strengen Befehle des Vaters gehorchend, reichte er die Documente hin, welche der Herzog hastig ergriff.

Susanne war stumm jeder Bewegung gefolgt, erst als Claude die Papiere erfaßte, stieß sie ein leises Wimmern aus. Sie stand noch um eines Haares Breite von dem Abgrunde entfernt, ihre letzte Stunde war gekommen, sie mußte Abschied nehmen von dieser Welt. Susanne hatte nur noch eine Aufgabe schnell zu lösen: sie sollte entscheiden, auf welche Weise sie sich selbst den Tod geben wollte — und dieser Entscheidung mußte die That folgen.

Der Herzog nahm die Papiere — seine Hände bebten — das Siegel am seidenen Faden schwankte heftig hin und

her gleich einem Pendel an der Todesuhr — schon faltet er die zerknitterten Papiere auseinander — Schriftzüge werden sichtbar — Claude senkt den Blick auf diese — da hält er inne. „Susanne," sagte er mit fester Stimme, „ich habe Dir heute gelobt, nie zu forschen nach dem, was die Vergangenheit mir umhüllt hat mit ihrem Schleier. Ich habe gesagt, daß ich das Glück meines Lebens Dir verdanke. Ein Blick in diese Papiere könnte mich aufklären über Vorgänge, die da begraben liegen in der Nacht der Jahre — ich wende einige Blätter, vor mir liegt offen ein Geheimniß Susanne Tardier's. Aber Claude Damarre hält sein Wort. Seine Gattin steht rein, unbefleckt vor ihm, und die Geheimnisse der Schöffentochter von Amiens darf der Gemahl der Herzogin Damarre nicht enthüllen." Er ballte die Papiere wieder zusammen und mit einem starken Rucke schleuderte er sie in die Flammen des Kaminfeuers.

„Claude!" „Vater!" Das waren die Rufe, welche an des Herzogs Ohr drangen, Gattin und Sohn stürzten in seine Arme — er umschlang die Geliebten.

So standen sie, ohne zu sprechen, ohne sich zu bewegen. Kein Laut ertönte als das Knistern der brennenden Papiere, die bald zu Asche verwandelt, in leichten, grauen Flocken durch den Schlot des Kamins emporwirbelten.

Herzog Claude drückte noch ein Mal seine Lieben an die Brust, dann neigte er sich zu René und sagte: „Bringe mir morgen Deine Amande, die Tochter des Laboranten, und Du, Susanne, reiche mir den Nachttrunk. Kein Diener soll heute bei unserm Tische aufwarten. Wir wollen an Amiens zurückdenken, an das stille Zimmer im Hause Deines Vaters, wo ich Dir meine Hand antrug im Jahre des Heils Eintausend sechshundert und einundvierzig."

Die Kuren des Doctor Exili.

Der König stand am Fenster seines Kabinets und blickte in den Park von Versailles hinab, gerade über eine Lichtung hinweg, an deren Ende die Straße nach Paris abzweigte. Man konnte vom Fenster des Kabinets daher die Wagen und Reiter erblicken, welche gegen Versailles herankamen. Scheinbar betrachtete der Monarch einige Karten, aber fortwährend flogen seine Blicke über die Blätter hinweg zum Fenster. Endlich gewahrte er einen Reiter, der in scharfem Trabe auf den Hauptweg des Schlosses lenkte.

„Es ist Chauvelin,“ sagte er zurücktretend.

Nach kurzer Zeit führte Bontems den Angekommenen zum Könige. Es war ein achtzehnjähriger Page, der junge Marquis von Chauvelin.

Ludwig ging schnell auf ihn zu. „Nun — wie steht es?“ fragte er mit besorgter Miene.

„Sire,“ entgegnete der Page, der noch von dem schnellen Ritte tief athmete, „ich bin leider nicht der Ueberbringer einer frohen Nachricht. Die Frau Marquise befindet sich seit heute Morgen schlechter.“

Der König erbleichte, er schlug die Hände zusammen und warf sich in einen Sessel. Man wird leicht errathen, daß die Nachricht Frau von Montespan betraf.

Die Couriere kreuzten sich zwischen Paris und Versailles, denn Frau von Montespan war von ziemlich heftigem Leiden befallen worden. Der König konnte Versailles nicht verlassen; da er zum Empfange der englischen Abgesandten mit dem ganzen Hofe übergesiedelt war, durfte er, ohne das größte Aufsehen zu erregen, Versailles nicht den Rücken kehren. Daß der Liebende gewaltig litt, läßt sich

denken. Abends vorher hatte Madame Scarron ihn durch ein Billet benachrichtigt, daß die Marquise sich schlechter befinde, als in den letzten Stunden, wo Ludwig noch an ihrem Bette gesessen. Fortwährend brachten Couriere die Berichte nach Versailles.

Das Originellste bei dieser ganzen Angelegenheit war die feste Ueberzeugung des Königs, daß bis zur Stunde noch Niemand von der erfolgten Niederkunft der Frau von Montespan eine Ahnung habe, während doch thatsächlich der ganze Hof davon sprach.

Mit dieser Gewißheit empfing daher der König den Grafen Lauzun in einer, offen zur Schau getragenen schlechten Laune.

„Sire," sagte der Graf, „Sie sind heut sehr hart gegen Ihren treuen Diener."

„Ich — habe viel zu denken," entgegnete der Monarch unruhig, „die herannahenden politischen Verwickelungen —"

„Ich kann es wohl begreifen, Sire. Allein es darf Sie nicht übermannen." Lauzun schwieg. Er wollte den König kommen lassen.

„Ah —" sagte Ludwig nach längerer Pause, „ich lasse mich auch nicht übermannen, aber ich habe vielfache Sorge. Du weißt doch, daß sich eine gewaltige Partei bildet?"

„Wo, Sire?"

„Geh doch — Du weißt es sicher."

„Gewiß nicht. Ich lebe als Philosoph, seitdem mir die höchsten Wünsche abgeschlagen wurden."

Der König lächelte matt. „Nun denn, so magst Du erfahren, daß seit längerer Zeit gegen meine Schwägerin, die Herzogin von Orleans, heftig intriguirt wird. Man weiß, daß Henriette bestimmt ist, bei dem Könige von England eine wichtige diplomatische Mission zu negociren,

man kennt den Preis, um den es sich handelt, und sucht der Herzogin hier das Leben zu verbittern, so viel sich thun läßt. Allein ich, der König, werde nächstens ein Strafgericht halten. Die Herzogin geht nach England, und ich selbst will sie mit dem ganzen Hofe geleiten; die Partei, welche hier für Holland agirt, sehe sich vor — das kannst Du verkünden. Es ist mir sogar sehr lieb, wenn Du das verbreitest. Ich habe beschlossen, der Herzogin einen glänzenden Zug für ihre Gesandtschaft zu veranstalten — der ganze Hof, Alle, selbst die Gegner Henrietten's, werden ihr Gefolge bilden."

Der König ereiferte sich — das sah Lauzun sehr bald ein — künstlich. Die Sache schien gar nicht so wichtig, wie sie es leider später werden sollte. Der Graf aber wollte auf sein Ziel direct lossteuern, welches er sich gesteckt. Er knüpfte daher an die Worte des Königs seine Rede.

„Mit dem ganzen Hofe, Sire," fragte er, „wird man die Herzogin geleiten?"

„Gewiß," entgegnete der König.

„Und wann denken Ew. Majestät diesen eigenthümlichen Zug zu unternehmen?"

„Um die Mitte des Septembers. Oh — ich habe einen trefflichen Entwurf ausgearbeitet." Ludwig blickte wieder besorgt durch das Fenster. „Du wirst," fuhr er fort, „das ganze Arrangement übernehmen. Ich ernenne Dich zum Reisemarschall. Es soll eine Entschädigung für die verweigerte Stelle sein."

Lauzun biß sich die Lippen. „Ich danke mit freudigem Herzen für diese Gnade, Sire. Also — der ganze Hof. Auch die Damen Ihrer Majestät der Königin."

„Auch diese."

„Hm," machte Lauzun. „Ich will nur wünschen, daß die Reisestrapazen gut thun für das zarte Geschlecht."

„Wie meinst Du das?“

„Heute noch befinden sich einige unserer Damen in den Händen des Arztes. Zum Beispiel Frau von Montespan,“ sagte Lauzun mit großer Ruhe und Dreistigkeit.

Der König wandte sich blitzschnell um. „Graf Lauzun,“ rief er, „Du willst auf's Neue meine Güte für Dich auf die Probe stellen — dieses eine Wort von Dir beweist, daß Du es gewagt hast, in die Geheimnisse Deines Königs zu dringen.“

Lauzun war an Stürme solcher Art bereits gewöhnt. Er verbeugte sich leicht und entgegnete: „Sire, ich wünschte, daß Jeder, der Ihre Geheimnisse entdeckt, nicht indiscreter wäre, als ich es bin.“

Der König machte große Augen und rüttelte mit der Hand einen Stuhl, um seinem Zorn Ausdruck zu geben. „Was soll das heißen, Graf?“ fragte er. „Etwa: Die Leute wissen schon allgemein um ein Ereigniß, dessen Geheimhaltung ich wünsche?“

„So ist es, Sire.“

Ludwig schnippte mit den Fingern. „Ich werde untersuchen lassen,“ sagte er.

„Sire,“ entgegnete Lauzun, „wozu sollte das nützen? Sie haben nicht recht daran gethan, Ihren treuen Dienern ein so wichtiges Ereigniß zu verbergen; die Marquise von Montespan, welche Ew. Majestät durch die Geburt eines Sohnes erfreut hat, würde, wenn ich mir einen Rath zu geben erlaubt hätte — wenn ein solcher verlangt worden wäre — schon seit längerer Zeit den Hofkreisen entrückt worden sein, nur dann hätten Ew. Majestät das zarte Geheimniß hüten können. Wenn aber maskirte Damen zu berühmten Accoucheuren schleichen, wenn diese Aerzte mit seidenen Binden zu der Kreisenden geführt werden, wenn Ew. Majestät selbst die Abwartung der Marquise über-

nehmen und schließlich noch einem Räuberanfalle sich aussetzen — wie soll, ich erlaube mir die Frage, da noch das Geheimniß der Niederkunft gewahrt werden? Ich zweifle nicht, daß zwei Damen bereits vollständig von allen Nebendingen unterrichtet sind: die Königin und Mademoiselle de la Vallière."

Der König ging in großer Aufregung durch das Zimmer. Endlich blieb er stehen und sagte: „Morgen um diese Zeit soll Herr Picard sich in dem engsten Gefängnisse der Bastille befinden, und Herrn Clément werde ich aus Paris weisen lassen."

„Das wäre, Sire, verzeihen Sie mir, eine ebenso unkönigliche, als gefährliche Maßregel. Es ist ja nicht erwiesen, daß die Genannten plauderten — kann denn nicht eine dritte Person das Geheimniß verrathen haben?"

„Aber," fuhr der König heftig auf, „woher wissen Sie es denn, mein Herr Graf?"

„Ich? Oh — Sire, durch ein magisches Experiment, durch einen Zauberspiegel, in dessen Glase ich Alles las."

„Du treibst Narrheiten, Antoine," sagte der König sanfter.

„Nein. Ich weiß es daher, Sire."

„Und wer ist denn Dein Zauberer?"

„Der Italiener Exili."

Der König schreckte heftig zusammen. „Wieder dieser entsetzliche Mensch —" rief er. „Wohin ich mich wende — überall taucht er auf vor mir. Er ist das Haupt der Giftbande, er opferte meine Mutter, er besaß jenes Buch."

Lauzun horchte gespannt auf. „Ja — richtig, das ist wahr," sagte der Graf. „Ich hörte von jenem schrecklichen Buche, dem Urquell alles Elends. Wie kam es in des Italieners Besitz? Der Mann scheint — wenn überhaupt schuldig — durch das Buch auf die schreckliche, gefahrvolle Bahn gedrängt worden zu sein. Anfangs hat er

wohl die Gifte als Heilmittel benutzen wollen, später wurde er vielleicht Verbrecher — ah, Sire, es gehört viel Religion, eine unglaublich große Beherrschung dazu, mit solchen Mitteln in der Hand rein — unbescholten zu bleiben. Ein Mensch, mit den Geheimnissen jenes Buches ausgerüstet, muß sich für einen Halbgott ansehen und leicht in die Verlegenheit kommen, seine Macht prüfen zu wollen. Weit schrecklichere Verantwortung aber, als der Giftmischer selbst, haben Diejenigen auf sich geladen, die das unheilvolle Buch in die Welt schleuderten; denn der Italiener hat es nicht von Alters her besessen. Wer war der frühere Besitzer? kannte dieser den gräßlichen Inhalt nicht? und wenn er ihn kannte, weshalb übergab er das Buch nicht den Flammen? Der Mensch, aus dessen Händen die Blätter in den Besitz Exili's kamen, ist der Strafbarste von Allen, ihn treffe der Zorn Ew. Majestät, wie ihn die Flüche des Volkes, der ganzen civilisirten Welt treffen werden."

„Du hast Recht," entgegnete der König, „wäre das Buch vernichtet worden, so hätte der Giftdoctor seine furchtbarsten Verbrechen nicht begehen können."

„Und dann, Sire," fuhr Lauzun fort, „wer weiß, ob nicht eine neue, seltsame Verbindung mit den Genossen des Bundes der Nacht zum Vorschein kommt, wenn die Besitzer des Buches ermittelt werden. Ich denke, die Marquise von Brinvilliers hatte weitverbreitete Bekanntschaften."

„Du weißt mehr, als Du mir sagen willst," rief der König, „Du spielst auf Verbindungen an, die zwischen gewissen Leuten und den Giftmischern stattfanden; oh — ich will Nichts wissen davon, ich habe fürchterliche Entdeckungen gemacht."

„Sire," sagte Lauzun mit fester Stimme, „wenn sich die Besitzer des Buches ermitteln lassen, wenn diese leichtfertigen, gewissenlosen Creaturen dem erregten Volke bekannt

werden, wenn eine Verbindung derselben mit den Giftmischern nachgewiesen werden kann, dann darf Ludwig der Vierzehnte nicht mehr schonen; denn der Fürst, welcher beim Antritte seiner Regierung schwört: dem Zweikampfe mit dem Henkerbeile entgegen zu treten, kann es nicht ungestraft hingehen lassen, daß die Mittel zur Ausrottung von Generationen geliefert werden, und wären die Lieferanten solcher Recepte auch die besten Freunde dieses Fürsten. Hätte ich selbst in Verbindung mit den Giftköchen gestanden, Sire — ich würde nicht wagen, Ihre Gnade anzuflehen, ich würde die Strafe geduldig ertragen, die Sie mir dictiren müßten, um Ihre Unparteilichkeit gegen einen Verbrecher zu zeigen."

Der König ward sehr unruhig und warf Papiere, Nippessachen und Schmuckgegenstände, welche auf seinem Tische lagen, durcheinander. „Du bringst mich in Zorn, Lauzun," sagte er, „ich habe schon genug Schreckliches erfahren. Ich werde richten — entscheiden — ja. Ich hab' es gelobt. Zunächst aber die Verbrecher, die ich ergreifen ließ — später die Andern. Aber — seltsam, bist Du denn nicht auch mit den Giftköchen in Verbindung? Kennst Du nicht seit lange den Italiener? wann sahst Du ihn zuletzt?"

„Ich ließ mich in sein Gefängniß führen, weil ich Ew. Majestät einen Dienst erweisen will."

„Durch den Italiener?"

„Ja. Sire, ich weiß, daß die Marquise von Montespan in Gefahr schwebt. Seit einigen Tagen ist ihr Leben sogar bedroht — ich weiß, wie furchtbar Ew. Majestät dieser Schlag treffen würde."

„Ja," rief Ludwig außer sich, „ich habe Nachricht. Es ist eine Verschlimmerung des Zustandes eingetreten — die Berichte lauten ungünstig — und ich muß hier sein — muß die Gesandten empfangen, während Athénais leidet."

„Die Gefahr wird beseitigt werden, wenn Exili die Kranke behandeln darf."

„Wie! ich sollte den Giftmischer zu Athénais senden? Hat er nicht meine Mutter gemordet?"

„Nein, Sire. Die Königin Mutter starb durch den Neid der Aerzte, die des Italieners Mittel vertauschten."

„Schrecklich — gräßlich," murmelte der König. „Es ist eine Sage — eine Ausflucht. Ich gab Dir den Italiener schon ein Mal frei, weshalb bist Du für ihn, Du, der gegen die Genossen der Giftmischer so unbarmherzige Strenge predigt?"

„Weil ich den Italiener für weniger strafbar halte. Der Lieutenant Saint-Croix hat ihm die Mittel abgelauscht. Wenn ein Arzt Arsenik zu wohlthätigen Kuren verwendet, wenn es ihm erlaubt ist, das Gift in den Medicamenten, damit es heilbringend wirke, zu reichen, wollen Sie den Arzt dann strafen, wenn sein Famulus Arsenik gebraucht, um Menschen zu vergiften? Exili ist ein großer Arzt — noch hat ihm in allen Verhören keine Schuld nachgewiesen werden können, und ich selbst ließe mich durch ihn behandeln, wäre ich leidend."

In diesem Augenblicke jagte wieder ein Reiter auf das Thor von Versailles zu. Der König ging zur Thür, öffnete sie und blieb so lange an derselben stehen, bis der Page eintrat. „Nun? den Rapport, den Rapport!" rief Ludwig.

„Schlechte Nachricht, Sire. Doctor Fagon wird gleich selber kommen. Er fürchtet Alles für die Dame."

Der König rang die Hände. „Oh — ich bin in Verzweiflung, Antoine."

Der Herzog von Crequi trat mit tiefer Verbeugung in das Gemach. „Die englischen Ambassadeurs sind an der Treppe des Vestibüles vorgefahren, Sire," meldete er. „In einer Stunde beginnt die Audienz." Er trat zurück.

„Sire," flüsterte der Page, „die Frau Scarron bittet um Befehle — um Hülfe."

„Gut — gut, Crequi," rief der König, „ich werde mich in den Empfangssaal begeben."

Crequi trat zurück.

„Was soll man beginnen?" fragte Ludwig.

„Sire, lassen Sie den Italiener rufen; ich bin gewiß, er wird die Marquise retten."

„Ich wage viel," rief der König, „ich befreie den Schrecklichsten."

„Nein, das ist er nicht."

„Du nimmst die Verantwortung auf Dich?"

„Das kann ich freilich nicht, Sire. Wollen Sie mir die große Verantwortung aufbürden — dann lassen Sie Ihre Aerzte kommen; aber ich zweifle, daß sie besser helfen, als der Italiener — allerdings — Exili ist auch nur ein Mensch."

„Du bist sehr für den Italiener."

„Beweis genug, daß ich kein Urtheil zu scheuen habe."

„Aber wenn er entspringt während seines Ganges zur Marquise?"

„Die verschwiegensten Leute des Herrn von la Reynie können in der Nähe bleiben. Ich selbst werde nicht weit sein."

„Und wenn er nun die Kur glücklich vollendet?"

„Dann, Sire, lassen Sie den Italiener entwischen. Die Schrecklichste ist die Brinvilliers — sie muß büßen — fallen. Sie und Alles, was daran Schuld trug, daß jene entsetzlichen Mittel unter die Menschheit kamen."

„Du hast es ausgesprochen, Antoine. Ich sehe, daß Du frei von den Fesseln bist, welche die Genossen des fürchterlichen Bundes um ihre Mitschuldigen geschlungen. Ich werde den Italiener freigeben, damit er Athénais rette. Eile zurück," sagte er zu dem Pagen, „sage: Ich sende eine

sichere Hülfe und heut noch eile ich nach Paris." Er nahm ein Papier vom Tische und warf schnell einige Zeilen auf dasselbe. „Hier nimm," sagte er zu Lauzun, „der Italiener soll Dir übergeben werden. Du haftest mir aber für sein Verbleiben. Picard und Clément? was geschieht mit ihnen?"

„Sire," erwiderte Lauzun, „Picard hat einen guten Dienst geleistet — Clément hat seine Schuldigkeit gethan — weshalb sollen sie gestraft werden? Nein, geben Sie dem Picard die Stelle des Herrn von Riom — Clément irgend einen Titel, das sieht größer, königlicher aus, als wenn Beide durch Ew. Majestät Befehl für ein Vergehen bestraft würden, das doch gar nicht erwiesen ist. Alle Welt weiß die Vermehrung von Ew. Majestät Nachkommenschaft, wollen Sie eine Furcht an den Tag legen, Sire? Wollen Sie sich nachsagen lassen: Ludwig XIV. scheut sich, die Kinder seiner Liebe anzuerkennen? Der König hat Niemandem Rechenschaft von seinem Herzen zu geben, als sich selbst, und zwei arme Teufel einsperren lassen, weil sie, vielleicht, sage ich, ein Wort über das freudige Ereigniß gesprochen haben, hieße die Liebe des Königs als ein Vergehen, als eine Handlung hinstellen, welche das Licht der Oeffentlichkeit zu scheuen hat."

„Du hast wieder Recht, Antoine," sagte der König, froh, endlich zum Ziele gekommen zu sein. „Ich werde es so anbefehlen. Picard soll sich um Riom's Stelle an mich wenden — Clément kann bei dem Val de Grâce die Stelle als Chirurg erhalten. Es liegen wohl hundert Bitten dafür auf meinem Tische. Eile jetzt nach Paris, ich gebe das Zeichen zum Empfange der Gesandten."

Graf Lauzun fuhr schnell die Straße nach Paris. „Ich werde Dir den Schlag zurückgeben, Marquise von Montespan," triumphirte er. „Wenn ich nur erst ein Mal den Italiener Dir gegenübergestellt habe, sollst Du klein vor mir

werden, viel kleiner, als Du in dem Schlosse Mortemart warst. Stürzen? — wer weiß, ob das gelingen würde; aber versuchen muß man es. Wenigstens sollst Du mich als Begleiter nehmen müssen auf Deinem glänzenden Wege, wenn ich Dein Geheimniß besitze, oder ich nagle Dich mitsammt den Deinen an den Pranger der Oeffentlichkeit; wenn die gefesselte Marquise von Brinvilliers einst vor den Schranken des Châtelet erscheinen wird, dann würde sich die Montespan trefflich neben der ehemaligen Freundin ausnehmen, in deren Gesellschaft sie das Giftbuch stahl. Das werde ich der Marquise als Drohung vorhalten. Ich habe sie fest. Der Italiener ist frei — sie wird sich von ihm behandeln lassen, wenn er ihr die Geschichte des Buches erzählt, denn schon ist sie voll von Furcht und Sorge — ihre Krankheit ist gar nicht so gefährlich, wie mir Fagon sagt; der alte Spitzbube ist leicht zu erkaufen gewesen, er hat seine Rathlosigkeit für einen Sack voll Pistolen zu Protokoll erklärt — ha, ha! — erbärmliche Gesellschaft! Nur noch die Brinvilliers in Händen haben — sie mit dem Italiener zusammenbringen — ihre Erzählung von dem Schlosse Mortemart — dann ist der Scandal für die Montespan fertig, und wir werden die Brinvilliers haben, dafür lasse ich den wüthenden Desgrais sorgen. Dann noch das Mittel Exili's und die Prinzessin ist mein."

Graf Lauzun fuhr unter solchen Selbstgesprächen auf Paris zu. Um einigermaßen den kühnen Planen, welche der Graf hegte, folgen zu können, ist es nothwendig, den Leser mit gewissen Ereignissen bekannt zu machen, die sich am Hofe Ludwig's XIV. begaben, während in der großen Welt von Paris das furchtbare Giftdrama spielte. Graf Lauzun hatte, wie der Leser sich vielleicht erinnert, schon bei der Unterredung mit Penautier, als er Geld für die Gewinnung seiner Stelle eines Chefs der Artillerie nöthig

brauchte, darauf hingedeutet, daß diese hohe Charge nur ein Uebergang, eine Nothwendigkeit zur Erreichung eines höheren Zieles sei, welches der kühne Günstling sich gesteckt hatte. Graf Lauzun sah ein, daß die Marquise von Montespan allein auf den gefahrvollen Wegen einherschritt, ohne ihn, den Bevorzugten, freiwillig als Gefährten sich zu erwählen. Graf Lauzun beschloß also, ebenfalls eigne Wege zu wandeln, und womöglich der Marquise den Rang abzulaufen. Wir haben gesehen, daß schon ein Mal mit wechselndem Glücke gekämpft worden war. Nun aber hatte der Günstling einen ganz absonderlichen Plan gefaßt, zu dessen Gelingen er eigentlich jene hohe Stellung beansprucht hatte. Lauzun wollte nämlich nichts Geringeres, als ein Mitglied der königlichen Familie werden. Er war der erklärte Liebling der Damen; höchstens der König stand ihm im Wege, seit Fouquet in strenger Haft sein Vergehen büßte, und so hatte er denn beschlossen, das Feuer seiner Liebenswürdigkeit auf das Herz der Prinzessin von Montpensier zu richten — keineswegs, um einen Liebeshandel zu beginnen — sondern um durch diese Liebe, durch ein inniges, ernstes Verhältniß den König zu zwingen, seine Einwilligung zur Heirath Lauzun's mit Marie Louise von Orleans, genannt Mademoiselle de Montpensier, zu geben.

Die Prinzessin zählte freilich schon vierzig Jahre; aber Lauzun wurde doch ein Verwandter des Königs, wenn er Marie Louise heirathete, die außer ihrer Hoheit noch einige zwanzig Millionen Francs Vermögen, nebst verschiedenen Grafschaften und Herzogthümern besaß. Die Annäherung hatte bereits vor längerer Zeit stattgefunden, dann waren Erklärungen gefolgt, und Lauzun durfte nicht zweifeln, daß die Prinzessin sein eigen sein würde, als mitten in dem Taumel der Siegesgewißheit ihn die Entdeckung überraschte, daß Marie Louise durch irgend welchen Einfluß wankend

gemacht worden sei. Gewisse Freunde des Grafen behaupteten, die Zuflüsterungen der Familie hätten die Entschlüsse Marie Louise's geändert; allein besser Unterrichtete wollten wissen, ein sehr schöner Lieutenant der Mousquetairs habe dem Grafen Lauzun Concurrenz bei dessen Bewerbung gemacht — wie dem auch gewesen sein mag — es stand fest, daß die Prinzessin ihre Neigung dem ehrsüchtigen Grafen nicht mehr so innig, wie früher in den ersten Tagen ihres Liebesverhältnisses, zuwendete. Graf Lauzun hatte seine schwachen Stunden darüber. Er wendete alle Mittel an, um die flatterhafte Dame sich wieder geneigt zu machen; allein sie schien nicht zu gewinnen. Endlich kam Lauzun auf die Idee, den Gleichgültigen zu spielen — das war ein glücklich gewähltes Mittel. Die Prinzessin ward in den Mann, der sie vollständig mied, ihrer gar nicht gedachte, rasend verliebt, und Lauzun ließ sich endlich erweichen, der Unglücklichen ein freundliches Gesicht zu zeigen. Da ihm aber daran lag, die reiche, hohe Dame sich dauernd zu fesseln, sann er auf Mittel aller Art. Versprechungen oder Betheurungen schienen ihm nicht sicher genug; einige Geheimnisse, durch welche die Damen jener Zeit am leichtesten beherrscht wurden, wenn die Liebe nicht mächtig genug war, lasteten auf der Prinzessin nicht, denn sie hatte stets ziemlich offen gehandelt, die Heirath war für Lauzun ein sehnlicher Wunsch — also suchte er Mittel hervor, welche ganz dem Geiste des frivolen Jahrhunderts angemessen waren, dessen Söhne bei aller Nichtachtung der zartesten Bande, bei einem Hange zu Ausschweifungen, welche oft an das Verbrechen streiften, doch wieder mit ängstlicher Gläubigkeit sich den vermeintlichen Wirkungen übernatürlicher Kräfte unterwarfen, wenn es galt, einen sträflichen Wunsch erfüllt zu sehen.

Graf Lauzun griff zur Hülfe der Zauberei. — Es wurde damals viel auf diesem Gebiete geleistet, und wohin

Abirrungen führten, hat der Leser durch den Verlauf unserer Erzählung kennen gelernt. Lauzun wollte durchaus die Prinzessin fesseln, und als er mit Exili in der Bastille zusammentraf, bestellte er sich bei dem Italiener, wie wir wissen, einen Liebestrank. Durch welche Zwischenfälle Exili verhindert wurde, sein Versprechen zu erfüllen, ist ebenfalls bekannt, und es wird nunmehr auch erklärt sein: weshalb Graf Lauzun den Italiener frei sehen wollte, und was er unter dem Mittel verstand, welches ihn zu dem Besitz einer Prinzessin verhelfen sollte.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder in das Zimmer der Straße des Minimes zurück. — Wir finden Frau von Montespan auf dem Bette sitzen. Aus dem Monolog Graf Lauzun's wissen wir, daß er selbst alle übertriebenen Gerüchte von der gefährlichen Krankheit der Marquise ausgestreut hatte, indem er den Arzt Fagon erkaufte. Es lag dem Grafen nur daran, den Italiener in die Nähe der Marquise bringen zu können. Fagon war ein Mensch, der für Geld Alles that, obwohl ihm der Ruf eines bedeutenden Arztes geblieben ist. Die Herzogin von Orleans fürchtete ihn sehr: er galt für das willige Werkzeug reicher und mächtiger Intriguanten, und hatte daher dem Könige, der durch Geschäfte sowohl als auch durch die Scheu vor der öffentlichen Stimme, von Besuchen bei der Montespan abgehalten wurde, einen höchst übertriebenen Rapport von dem Verlauf der Krankheit gesendet, welchen Lauzun theuer bezahlte. Als es kurz darauf galt, noch einen Arzt zu befragen, willigte Fagon sogleich darein, obwohl er seinem Rufe einen Stoß gab; er wußte jedoch, daß seine Beschützer ihn zur gelegenen Zeit rehabilitiren würden.*)

*) Die zweite Herzogin von Orleans, Elisabeth Charlotte, nennt Fagon in ihren berühmten Memoiren nur „den alten Schurken" oder „den boshaften Kerl".

Der vom Könige abgesendete Page hatte die Nachricht überbracht, daß eine wirksame Hülfe eintreffen werde, und Frau von Montespan, die ihren Zustand nicht zu beurtheilen vermochte, erwartete den neuen Jünger Aesculaps.

Madame Scarron hatte sich zurückgezogen, um nicht durch den Arzt in eine schiefe Stellung ihren Gönnern gegenüber zu gerathen, die, wie sie glaubte, noch nicht von den Diensten wußten, welche die Scarron der Maitresse geleistet hatte. Die Marquise beobachtete soeben ihr Kind, welches in der Wiege neben dem Bette lag, als die Dienerin eintrat und einen Arzt meldete, der auf höchsten Befehl gesendet worden sei.

„Laß ihn eintreten," sagte die Marquise.

Die Thür öffnete sich, und man hätte nun einen Schrei hören können: „Doctor Exili!" Diesen Schrei stieß Frau von Montespan aus.

Exili trat näher und verbeugte sich tief. „Erholen Sie sich, gnädige Frau," sagte er. „Ich nahe mich als Arzt und als Vertrauter. Sie wollten mich sprechen. Ist es nicht begreiflich, daß ich eher zu Ihnen komme, als daß Sie mich aufsuchen?"

„Wer sendet Sie? der König?" fragte die Marquise.

„Ja, gnädigste Frau. Ich darf um Ihre Zustimmung bitten?"

Die Marquise blickte den unheimlichen Arzt fest an, dann gab sie ihm einen Wink, näher zu treten. Exili gehorchte und beobachtete einen Augenblick das schlafende Kind; er streckte die Hand aus, um es zu berühren.

„Zurück," rief die Marquise, „rühren Sie den Knaben nicht an. Sie sind der Mutter wegen hier. Tasten Sie nicht die Stirn des Kindes."

Exili trat zurück. „Sie scheinen noch immer ein Mißtrauen gegen mich zu hegen, Frau Marquise."

„Mißtrauen? Furcht — Entsetzen hege ich, mein Herr, wenn ich Sie erblicke.“

„Sie thun mir wahrlich Unrecht. Ich komme als Freund, ich bitte um Ihr Vertrauen. Weshalb wollen Sie mir das Zutrauen hier im Zimmer der Straße Minimes nicht schenken, da Sie es mir doch in die Conciergerie entgegentragen wollten?“

Die Marquise schwieg, dann sagte sie zu dem Italiener: „Schließen Sie die Thüren dieses Zimmers, mein Herr.“ Exili that es. „Kommen Sie jetzt und lassen Sie sich in jenen Sessel nieder.“ Der Italiener nahm Platz. „Mein Herr,“ begann die Marquise, „durch wessen Macht sind Sie aus dem Kerker entlassen, um bei mir den Arzt zu spielen?“

„Durch Befehl des Königs.“

„Sie müssen einen Freund haben, der Sie aus der Zelle der Conciergerie erlöste, damit Sie zu mir eilen konnten; denn, Doctor Exili: Sie kommen nicht als Arzt, Sie sind beauftragt, mit mir zu unterhandeln, zu feilschen um das Geheimniß, welches mich mit der mörderischen Marquise von Brinvilliers verband. Sie sehen, mein Herr, ich kenne den Zusammenhang.“

„Sie sind nicht mehr leidend, Frau Marquise?“

„Ich bedarf Ihrer Hülfe nicht, Doctor Exili. Man hat Fagon entfernt, um Sie in meine Nähe zu bringen — es ist ein wohlangelegter Plan meiner Feinde — nun denn: dictiren Sie Ihre Bedingungen und die der Verschworenen, welche Sie absendeten. Sie wissen, daß ein verhängnißvolles Buch durch mich und die Brinvilliers in die Welt kam, daß mein Vater jenes Buch dem rechtmäßigen Besitzer verweigerte; Sie können oder werden vor Gericht aussagen, daß durch dieses Buch die fürchterlichen Mittel Gemeingut wurden, dann freilich haben Sie die Mortemarts und die Montespan dem Hasse, dem Scandal Preis gegeben — eine

Gefahr, die kaum zu beseitigen sein dürfte, droht mir auf meinem Wege.— aber sehen Sie dort auf jenes Kind —: Wenn der Monarch trotz aller Intriguen gegen mich, ungeachtet meines Fehlers die Mutter dieses Kindes — seines Sohnes, höher achtete, als die Stimmen rachedürstender Höflinge? Wenn er ohne Rücksicht auf den Scandal mich dennoch in der Stelle erhielte, die ich einnehmen werde, sobald ich dieses Zimmer wieder verlassen habe? Was würde aus Ihnen, mein Herr Doctor, und aus Ihren Helfershelfern? Jenes Kind dort ist ein mächtiges Band, welches unlösbar den König nnd mich umschlingt; wenn Sie mich verderben wollten, mußten Sie Ihre Arbeit beginnen, ehe jener Knabe das Licht der Welt erblickte."

Exili nickte leicht mit dem Kopfe. „Sie sehen ja, Madame, daß ich frei bin," sagte er.

„Sie täuschen mich nicht. Ich meine durch diese Thür dort blicken und die Diener der Gerechtigkeit schauen zu können, die Ihre Wache bilden. Nein, mein Herr, wenn der König Sie wirklich sendet, dann hat er den Mann, der wegen schrecklichen Verdachtes im Kerker saß, den Mann, welchem der Tod Anna's von Oesterreich zugeschoben wird, nicht zu Athénais von Montespan dringen lassen, ohne sich der Person dieses Mannes zu versichern, auf daß er von seinem Treiben Rechenschaft gebe."

„Es ist schwer, gegen Sie zu kämpfen, gnädige Frau," sagte Exili. „Ja — Sie haben Alles errathen: die Häscher sind draußen vor jener Thür. Der König glaubt an Ihre schwere Krankheit, heut noch eilt er zu Ihnen. Ein Mann, dem an meinem Zusammentreffen mit Ihnen, Frau Marquise, viel gelegen sein muß, hat den Monarchen vermocht, meine Freilassung auf eine Stunde zu bewirken; unter dem Vorwande, Ihnen ärztlichen Beistand angedeihen zu lassen, nahte ich mich Ihnen. Spielen wir offenes Spiel: Ich

kann großes Unheil über Sie bringen, denn ich kenne die Geschichte jenes Buches; erzähle ich sie den Richtern, dann — nun, sie sagten bereits, was dann geschehen werde — ich sage nicht, daß Sie unterliegen, Frau Marquise; aber noch leben die Königin und Fräulein de la Vallière. Besser für Sie ist es, wenn ich schweige; gedenken Sie ferner, daß Ihr Gatte, der beschimpfte Marquis von Montespan, nahen wird — nehmen Sie das Alles zusammen — gewiß ist es besser, wenn ich schweige."

„Nun also, mein Herr — was soll das? Ihre Bedingungen!"

„Sie sind einfach: zunächst werden Sie, wenn heute Seine Majestät nahen, erklären, daß Sie durch meine Medicamente wohlauf sich fühlen, daß Sie eine bedeutende Besserung spüren; dann zweitens erbitten Sie meine Freilassung — ich gelobe Ihnen, Paris zu fliehen. Drittens — —" er hielt inne.

„Nun, drittens? sprechen Sie nur: ich soll dem Manne die Freundeshand reichen, der Sie angestiftet, die ganze Intrigue eingefädelt hat — soll ihm den Weg zu noch höherer Ehre bahnen, als die ist, welche ihn umgiebt — und dieser Mann, mein Herr Doctor, ist Graf Lauzun."

Exili fuhr auf. „Sie besitzen einen Scharfsinn, gnädige Frau, der mich erstaunen läßt. Wehe Dem, der macht- und waffenlos Ihnen gegenübersteht. Ja — es ist Alles, wie Sie gesagt."

„Ich wußte es," erwiderte die Marquise ruhig. „Sagen Sie Ihrem Genossen, dem Herrn Grafen, er könne auf meinen Beistand zählen — er hat ihn erkauft — er ist mir zuvorgekommen; wäre ich zwei Stunden früher ausgegangen an einem gewissen Abende, ich hätte Sie frei gemacht, ehe Lauzun gekommen wäre, und ich brauchte mich heute nicht zu beugen unter der Nothwendigkeit. Was Sie

betrifft, mein Herr, Sie werden Ihre Freiheit erhalten, ich will dem Könige sagen, daß Ihre Mittel mich gesund gemacht."

Die Marquise schauerte, sie bekreuzte sich verstohlen und drückte ein Tuch vor die Augen, dann sagte sie:

„Verlassen Sie mich jetzt, mein Herr, und betreten Sie nie mehr diese Schwelle; zeigen Sie sich nicht wieder vor mir und sagen Sie dem Herrn Grafen Lauzun: Er möge niemals von meinem — unserem Geheimnisse sprechen, auch dann nicht, wenn Sie, mein Herr, Paris verlassen haben und — wie ich hoffe, in die Ferne gezogen sind, denn geschähe dies, so werde ich dem Könige beichten. — Gehen Sie jetzt."

Exili erhob sich. „Hier ist ein Fläschchen," sagte er, eine kleine Phiole auf den Tisch setzend; „Sie werden erklären, daß hierin die heilsame Medicin enthalten ist."

Die Marquise zitterte heftig. „Entsetzlich — oh! Es ist sicherlich eines Ihrer furchtbaren Gifte — nehmen Sie es hinweg — ich flehe Sie an, die schrecklichen Dünste könnten das Kind tödten — nehmen Sie es hinweg."

Exili zuckte die Achsel. „Madame," sagte er, „wenn ich Sie tödten wollte, bedürfte ich dieser Tropfen nicht. Ein Luftzug würde sie vernichten, das habe ich aus dem Buche gelernt, welches Sie mit Ihrer Freundin, der Marquise von Brinvilliers, aus dem Bibliotheksaale des Schlosses Mortemart entwendeten. Auf Ihr Haus, auf Ihren Vater, auf Ihre Hand — der Fluch, den eine unsichtbare Macht an jene Blätter fesselte. Leben Sie wohl, Madame de Montespan, so lange sie können; Ihre Wege sind nicht minder gefahrvoll, als die meinigen."

Die Marquise schloß die Augen; der Italiener aber schob die Riegel zurück und verließ das Zimmer.

„Franziska! Franziska!" rief die Montespan. Madame

Scarron trat ein. „Oh —" seufzte die Marquise, „wo bleiben Sie? Er war hier, der Schreckliche."

„Ich sah den Italiener — es ist der Arzt Exili," entgegnete Madame Scarron.

„Der König hat ihn gesendet," stammelte die Montespan. „Aber — ich fürchte mich. Es ist der Giftdoctor, dort steht ein Elixir, welches er verordnet. Ich werde, sagte er, mich gleich besser befinden, wenn ich die Tropfen nehme — aber ich bebe vor Angst. Oh — weshalb sendet der König ihn aus dem Kerker?"

„Es ist ein großer Arzt," sagte die Scarron. „Lassen Sie den Giftmischer seinen Richtern — nützen Sie seine Kunst. Sie müssen bald wieder auf dem Kampfplatze erscheinen, Ihre Zeit naht — wenn Sie nicht lieber umkehren wollen. Sie haben nur eine Wahl: der König zu Ihren Füßen oder — das Kloster! Entscheiden Sie."

Die Marquise richtete sich empor. „Sie sprechen die Wahrheit — aber jene Tropfen dort — ich kann sie nicht nehmen. Wenn es Gift wäre, wenn ein Feind den Mörder gedungen hätte?"

„Doctor Exili ist noch in den Fesseln. Er haftet für das Gelingen," sagte die Scarron. „Und wer wollte es wagen — —?"

„Oh," rief die Marquise, „wenn der König, meiner bereits überdrüssig, mich — —"

„Marquise von Montespan," rief Madame Scarron entsetzt, „sprechen Sie dieses furchtbare Wort nicht aus. Ludwig der Vierzehnte? ah — Madame, heute haben Sie die größte Sünde Ihres Lebens begangen. Sehen Sie hieher — auf mich." Mit fester Hand öffnete sie das von Exili zurückgelassene Fläschchen, hob es empor, und ehe noch die Marquise ihr Halt gebieten konnte, schlürfte die kühne Frau einen Theil der Flüssigkeit hinunter. Langsam setzte sie die

Flasche nieder. „Wir wollen sehen," sagte sie, „ob es Gifte sind. Frau Marquise von Montespan, Sie müssen sich noch viel mehr Muth, großes Vertrauen aneignen, wenn Sie weiter dringen wollen."

„Aber mein Himmel, Franziska," rief die Marquise, „wenn es nun — ohne Wissen eines Menschen — doch Gift sein sollte — dann sind Sie verloren."

„Dann habe ich dem Könige sein Liebstes erhalten, Sie sind durch mich gerettet, Frau Marquise."

Frau von Montespan blickte mit einer Art von Ehrfurcht auf die Freundin. — — —

Nachdem die Schatten des Abends in das Gemach gedrungen waren, erschien vermummt, mit weitem Mantel bedeckt, der König. Er fand die Marquise in der heitersten Stimmung.

„Wie glücklich bin ich, Athénais," sagte er, „der Italiener hat sein Bestes gethan. — Vielleicht ist er zu retten."

„Sie müssen ihm dankbar sein, Sire, wenn Sie mich lieben."

„Ich will mich erkenntlich zeigen; seien Sie es aber auch gegen den Mann, auf dessen Rath ich das Wagestück unternahm. Sie halten ihn stets für Ihren Feind, Sie fliehen ihn, und doch war er eifrig für Ihr Wohl besorgt. Es ist Graf Lauzun."

„Sire, wäre es möglich," rief die Marquise mit trefflich gespieltem Erstaunen, „Graf Lauzun hätte sich für mich interessirt — ihm wäre mein gefährlicher Zufall ein Gegenstand der Besorgniß gewesen?"

„Gewiß. Er drang darauf, die bewährte Kunst des Italieners zu versuchen."

„Oh — ich bin dem Grafen sehr verbunden. Ich werde ihn von jetzt an meinen Freund nennen," sagte Athénais

mit heuchlerischer Sanftmuth. „Ich glaubte, Graf Lauzun gönne mir die Seligkeit.“

„Nicht doch, Athénais. Wie mögen Sie nur so Etwas denken? Es ist gut, daß Sie nicht vorher erfuhren, Lauzun habe den Italiener empfohlen; Sie hätten aus falscher Besorgniß vielleicht nicht die Arzenei genommen, welche Exili verordnet hat.“

„Wohl möglich, Sire, obgleich ich mich schon genug vor dem finstern Doctor fürchtete; aber seine Tropfen — dort stehen sie — wirkten trefflich.“

„Und Sie wagten es, jene Tropfen zu schlürfen? ohne Prüfung derselben? Athénais, Sie sind kühn.“

„Ich will nicht stärker scheinen, mein geliebter Sire, als ich es in Wahrheit bin. Die Tropfen wurden vorher geprüft.“

„Ah — das ist vernünftig. Sie ließen die Essenz untersuchen? durch wen?“

„Sire,“ sagte Athénais, „durch jene Frau dort.“ Sie zeigte auf Madame Scarron, welche soeben mit tiefer Verbeugung in das Zimmer trat. „Sie können ersehen,“ fuhr die Marquise fort, „daß es Leute giebt, welche mich innig, wahrhaft lieben, welche es vermögen, sich für mich zu opfern. Madame Scarron nahm, als ich zauderte, die Phiole, und ohne sich zu besinnen, schlürfte sie einen Theil der Tropfen. War die Essenz vergiftet — so hatten wir eine Leiche, und Madame Scarron wäre als ein Opfer ihrer Liebe zu mir gefallen.“

Der König erhob sich und trat auf Madame Scarron zu, die mit dem Blicke einer Heiligen Demuth, Unbefangenheit und Verlegenheit in ihrem schönen Gesichte wiederspiegelnd, vor ihm stand. „Das thaten Sie, Madame?“ fragte Ludwig.

„Sire, ich glaube nur meine Pflicht gethan zu haben," sagte sie, „Sie haben mich als Wächterin für Mutter und Kind hiehergestellt, ich muß Beide hüten, schützen, und gälte es mein Leben."

Ludwig ergriff die Hand der schönen Frau. Zum ersten Male betrachtete er das reizende Gesicht, die majestätische Gestalt der Scarron mit anderen Blicken als bisher. Es war ihm, als werde eine prächtige Statue vor seinen Augen enthüllt, die bisher verborgen unter neidischen Schleiern gestanden. Madame Scarron's bescheidenes Wesen wirkte mächtiger auf Ludwig, als es die imposanteste Haltung gethan haben würde. Der König sah mit richtiger Würdigung in dem Verhalten der Scarron eine große Hingebung für seine eigene Person. Es war seine Geliebte, es war sein Kind, für welche die Scarron sich zu opfern bereit war, welches sie hütete. „Sie haben großartig gehandelt, Madame," sagte er, die Hand der schönen Wittwe drückend. „Der König von Frankreich bedankt sich bei Ihnen. Jenes Kind dort in der Wiege soll Ihrem Schutze, Ihrer Pflege anvertraut bleiben, bis es einst seinen Dank in wohlziemenden Worten selbst aussprechen kann, dann wird es auch im Stande sein, Ihnen, Madame, die treue Pflege zu vergelten."

Madame Scarron verneigte sich und flüsterte: „Sire! ich bin beschämt. Sie schlagen zu hoch an, was doch so natürlich ist. Wer würde für Ludwig und die Seinen nicht freudig das höchste Opfer bringen?"

Der König wandte sich zur Montespan. „Sie haben eine treffliche, wahre Freundin, Athénais! Glücklich machen wird eine solche Frau den Mann, dem sie ihre Liebe zuwendet. Ich hoffe, Madame Scarron, Ihr Herz werde nicht immer ungerührt bleiben. Es giebt keinen Cavalier in Frankreich, der hoch genug stände, um nicht nach dem

Besitze einer solchen Frau streben zu dürfen. Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft."

Die Marquise von Montespan lächelte und nickte der Scarron freundlich zu, dann sagte sie zu sich: „Der König ist in glücklichster Laune. Alle Gefahr ist abgewendet. Nun, Herr Graf Lauzun, hüten Sie sich! ich fange an, mich mit Ihnen zu beschäftigen. Auch Monsieur Picard werde ich bedenken. Er hat die Falle geöffnet, in die ich stürzen mußte."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Verhöre, welche die Richter des Châtelet fast täglich mit den Genossen der entdeckten Giftmischerzunft vornahmen, lieferten Resultate überraschender Art. Es traten Personen auf die Scene, welche noch nie aus dem Kreise ihrer Geschäftsthätigkeit gekommen, nun plötzlich zu einer Art von Berühmtheit gelangten. Die Leute der Arbeit, des regen Fleißes hatten besonders ihre Freude, eine gewisse Genugthuung daran, daß verschiedene Geldmänner, deren zweifelhafte Existenzen schon längst beargwöhnt wurden, sich bei dieser abscheulichen Sache bedeutend compromittirten.

In erster Reihe stand hier Herr Penautier. Er war freilich gegen Erlegung einer ungeheuren Geldsumme auf freien Fuß gesetzt worden, aber den Untersuchungen konnte er sich nicht entziehen. Dann sah man verschiedene Agenten des Herrn Penautier vor dem Gerichte erscheinen; da waren zwei Brüder Belleguise, welche in den Tagen, wo der Tod Saint-Laurent's stattgefunden hatte, nach einer Weisung Penautier's gewisse Darlehnsgeschäfte unternommen haben sollten, deren Abschluß nur dadurch stattfinden konnte, daß die Agenten des General-Controlleurs auf eine Erhöhung des Kapitals hingewiesen hatten: die nun bald dem Herrn Penautier erwachsen würde. Wenige Tage nach dieser Auslassung der Belleguise's starb Saint-Laurent.

Da trat plötzlich eine Wittwe d'Alibert mit ihrem Schwager, Herrn von Madelaine, auf, welche behaupteten: Der verstorbene d'Alibert sei ein stiller Theilnehmer der Geschäfte Penautier's gewesen. Er habe mit einem General-Controlleur Namens Mennevillette in Verbindung gestanden, und Herr Penautier habe ihm Geld für den Verkauf jener Verbindung geboten. d'Alibert habe dieses Geschäft verweigert und sei dann plötzlich gestorben, worauf Penautier Herrn Mennevillette sich als Geschäftsfreund statt des Verstorbenen angetragen, auch seinen Zweck erreicht habe.

Es erschienen Leute, die einst im Landhause zu Villequoy gewesen waren, als Aubray der Sohn über heftige Schmerzen klagte, man fand die Zeit genau übereinstimmend mit der Zeit des Aufenthaltes Lachaussée's in jener Gegend, und es konnte kein Zweifel mehr obwalten, daß der räthselhafte Mann schon damals einen Giftversuch gewagt habe, denn Cousté, der Secretair Aubray's, beeidete, daß sich verschiedene Male Gläser mit Resten von Getränken vorgefunden hätten, die einen scharfen Geruch ausströmten. Man hatte diese Dinge entfernt, ohne argwöhnisch geworden zu sein, und erst als Aubray über Schmerzen klagte, stieg ein Verdacht auf.

Sehr verdächtig war ferner noch ein Mensch Namens Georges, der bei Saint-Laurent sich eingeschlichen und dort eine Zeit lang Dienste gethan hatte. Er verschwand kurz vorher, ehe der unglückliche General-Controlleur im Zimmer des Gasthauses zum Prinzen Condé endete. — Ein Diener Saint-Laurent's behauptete, Georges wenige Tage später gesehen zu haben, derselbe sei aber blitzschnell davongeeilt; man hat den Verdächtigen nie wieder gefunden. Bediente, Friseure, Kammerjungfern, Weinküfer u. s. w. standen vor Gericht, und diesen folgten endlich: Glaser, Huet und Frau Brunet, so wie Amande vor die Schranken.

Die Verhandlungen ließen nicht lange auf sich warten. Sie führten neue Verwickelungen herbei, denn sie vermochten die Angeklagten nicht vollständig eines Verbrechens zu überführen; dennoch blieben Räthsel zu lösen, von gewissen Vorgängen die Schleier hinwegzuziehen, welche das wunderliche oder verdammungswürdige Treiben bedeckten. Die Richter ließen überall forschen. Namentlich hatten die zu Protocoll gegebenen Aussagen Desgrais', jene mystische Gesellschaft betreffend, große Neugierde erweckt und die Aufmerksamkeit verdoppelt. René Damarre mußte ebenfalls Zeugniß geben, und diese Erklärungen hatten wieder die Verhaftung de Hesme's zur Folge. Der Neid der Aerzte und privilegirten Apotheker that endlich das Seinige. Man witterte geheime Verbindungen zur Anfertigung der Medicamente, die Geistlichkeit warnte laut vor dem teuflischen Treiben, und es wurden Untersuchungen der Oertlichkeiten angestellt, in denen die seltsame, nächtliche Scene stattgefunden haben sollte. Zum größten Erstaunen der auf Enthüllungen Begierigen erklärten jedoch die Untersuchenden: daß sich durchaus nichts Verdächtiges gefunden habe. Dadurch wurde im Publikum, welches dem ganzen Giftprocesse mit größter Aufmerksamkeit folgte und sehr zum Mißtrauen geneigt war, da gar zu viel Große in die Angelegenheit verwickelt schienen — eine höchst erregte Stimmung laut, welche sich bis zur offenen Kundgebung steigerte, indem Menschenmassen vor die Thüren des Châtelet zogen, dort die Bestrafung der Giftmischer forderten, Steine warfen und durch die Soldaten der Marechaussée zerstreut werden mußten. Man fragte sich: „Wenn Desgrais und sein Gefährte so wunderbare Maschinerien gesehen haben, wo sind diese Schränke, Stühle, Embleme, kurz der ganze bedeutende Apparat geblieben?“ — Es war auch kühn, daß man erklärte: Nichts gefunden zu haben — und es

ward nicht ermittelt, wer jene Untersuchungen aufhob oder Stillschweigen befahl, und da die gesuchte geheime Gesellschaft nicht weiter angetastet ward, so schloß die Masse der Bevölkerung von Paris ganz logisch: daß unter den Mitgliedern der Secte hohe oder mindestens einflußreiche Persönlichkeiten verstreut sein müßten, denen zu Liebe keine Nachsuchungen mehr geduldet werden sollten. Man murrte laut darüber; der Unwille erreichte aber den höchsten Grad, als die Kunde durch Paris lief: Exili sei auf besonderen Befehl frei gegeben worden. Allerdings hatte, trotz der dringenden Verdachtsgründe, gegen den Italiener Nichts festgestellt werden können. Seine Verbindungen mit Saint-Croix und der Brinvilliers läugnete er nicht, sie konnten ihm ja nicht als Vergehen gedeutet werden, denn wie viele Hochangesehene hatten nicht mit den beiden interessanten Personen verkehrt? Daß Exili neben seiner Praxis sich dem Studium geheimer Wissenschaften hingab und darin zahlreiche Schüler und Bewunderer fand, mochten Strenggläubige verdammen, aber die allgemeine Sucht: dunkle Gebiete der Natur zu erforschen, welche sich namentlich der jüngeren Generation bemeistert hatte, ließ diese Beschäftigung des erfahrenen Adepten als erlaubt gelten; denn wieder hätte man eine große Anzahl hoher Herren zur Untersuchung ziehen müssen, deren besondere Liebhaberei die schwarzen Künste waren. Daß in dem schrecklichen Buche Giftrecepte höchst gefährlicher Art enthalten seien, stellte der Italiener nicht in Abrede, aber es ward ihm nicht schwer, zu beweisen, daß sein alter Satz: „Gift ist heilsam und tödtlich — je nach der Anwendung," vollkommen richtig war. Er konnte nach Belieben die Zeichen deuten, da Niemand als er einen Schlüssel besaß, und der Herzog Mortemart, durch Athénais gewarnt, jede Auskunft verweigerte, vorschützend: die Zeichen seien ihm selbst unverständlich.

Bei den Verhören, welche Exili bestand, legte er stets einen großen Nachdruck auf die Behauptung: „Alles Unglück sei durch Diejenigen gekommen, welche das Buch in die Welt geschleudert; er bewies, daß schon vor geraumer Zeit Vergiftungen wahrgenommen worden wären, bei denen es keinem Zweifel unterlegen, daß die Mittel dazu aus dem Buche gezogen worden seien, noch bevor dasselbe in seinen, Exili's Händen gewesen. Er habe die Gifte nur im Dienste der Arzeneikunst angewendet und bedaure, daß Saint-Croix, den er Anfangs für einen eifrigen Forscher gehalten, sich zum Verbrecher gestempelt habe. Er erklärte: Saint-Croix habe den Schlüssel zu den Zeichen aus dem Buche entwendet und sich die Fabrikation der Gifte zu eigen gemacht. Da Saint-Croix todt war, hatte der Italiener leichtes Spiel. Die Marquise von Brinvilliers konnte nicht befragt oder verhört werden, und kam sie vor die Richter, so hoffte Exili schon längst Frankreich hinter sich zu haben.

Morel war verschwunden, er tauchte hoffentlich mit Hülfe des Satans nicht wieder an die Oberfläche.

Lachaussée war der Einzige, der sprechen konnte — sein Zeugniß, das Wort des Galeerensträflings, des überführten Mörders, war bald zu widerlegen; Penautier, der sich bereits auf freiem Fuße befand, mußte — dies war bei dem Italiener Ueberzeugung geworden — durch die ungeheuren Geldmittel und die Verbindungen, welche er unterhielt, bald von den Anklagen befreit werden. Die Marquise von Montespan hatte sich auf des Italieners Seite gestellt, die Huet's schwiegen im eignen Interesse; in der berüchtigten Kassette Saint-Croix's, in dem ganzen, sorgfältig durchgewühlten Laboratorium desselben hatte sich gegen Viele der bei der traurigen Sache Betheiligten allerlei Verdächtiges vorgefunden, nur Nichts, das gegen Exili zeugen oder ihn verdächtig machen konnte — endlich wußte der Ita-

liener, wer ihm den Rücken deckte. Er trat daher mit größter Keckheit vor die erstaunten Richter, die dem durch allgemeines Murren verurtheilten Befehle zur Freilassung Exili's keine Einwendung entgegenzusetzen wagten. Man forderte eine Caution, welche Exili bald erstattete, um den Schein zu retten.

Damit nun der große Haufe wenigstens an einigen Opfern sich ersättigen könne, behielt man viele der Verdächtigen in strenger Haft zurück; daß die Freunde gräßlicher Schauspiele auch ihre Rechnung finden würden, war sicher, denn Lachaussée konnte nicht dem Henkerblocke entgehen, und Jeder hoffte, die Marquise von Brinvilliers auf dem Grêveplatze zu erblicken; denn diese furchtbare Frau zu retten, das werde, so schloß alle Welt, selbst der König nicht wagen.

Unter den in Haft Zurückgebliebenen war der arme, alte Huet. Seine Verbindung mit Saint-Croix, der als Miether bei ihm gewohnt, das Verschwinden Morel's, der sein Famulus gewesen und dessen Treiben höchst verdächtig erschien, einige Ueberreste, welche sich im Laboratorium Huet's fanden und die von den neidischen Apothekern, denen Huet ein Brotfeind war, als höchst verderblich, gewissen im Laboratorium Saint-Croix's entdeckten Geheimmitteln vollkommen ähnlich erkannt worden waren, besonders aber die Verbindung Huet's mit Glaser: diese Gründe wurden dem alten Laboranten nachtheilig. Nachdem ein Richterspruch: die Amande Huet, die Frau Brunet, den Wirth de Hesme und die Dienerschaft Glaser's freigegeben, verurtheilte ein zweiter die Laboranten Glaser und Huet zur vorläufigen Einsperrung in die Bastille, bis sie im Laufe des Prozesses mit Lachaussée und — wie man hoffte — auch mit der Marquise von Brinvilliers, deren Ergreifung

die Richter noch immer nicht aufgaben, wieder vor die Schranken des Châlelet gezogen werden könnten.

Huet saß also höchst unglücklich, ein verlassener Mann in einem Gemache des Thurmes du Trésor. Er war doppelt gefangen, denn nicht allein die Freiheit mangelte ihm, auch jede Gesellschaft versagte der richterliche Befehl, weil seit den schlimmen Folgen, welche das Zusammensperren Exili's und Saint-Croix's erzeugt hatte, die strengste Einzelhaft aller Derjenigen anbefohlen worden war, auf welche der Verdacht der Giftmischerei lastete.

Der Alte stützte sein Haupt in die Hand und betrachtete den mit breiten Fliesen gepflasterten Fußboden des unheimlichen Gemaches. Er saß seit seiner Einkerkerung täglich so einige Stunden, bis die Schließer ihm das karge Mittagsmahl brachten, oder um den halbstündigen Spaziergang im Hofe zu unternehmen. Huet dachte an sein Kind, an René, an die düstere Zukunft. Vielleicht endete er unter dem Beile des Henkers, vielleicht mußte er einige Grade der Folter durchmachen, wenn es einem der Richter gelüstete, Geheimnisse oder Entdeckungen von ihm erpressen zu wollen. Huet war zaghaft gewesen, wie wir wissen; aber die täglichen Verhöre, die Haft in der Conciergerie hatten ihn, wenn nicht muthvoll, so doch gleichgültig gemacht. Der plötzliche Tod Saint-Croix's änderte die Geschicke aller Mitwirkenden in den geheimen Dramen.

Viele, unter ihnen besonders Huet, hatten nie an die Möglichkeit ihrer Vernehmung vor Gericht, geschweige denn an eine Haft geglaubt. Huet war sich bewußt, nichts Strafbares verübt zu haben; denn das Collegium Rosianum durfte nur die Menschen, nicht höhere Mächte scheuen, seine Lehrer waren nach der Auffassung der Jünger große, reine Charaktere. Um so schrecklicher wurden Schuldige wie Unschuldige enttäuscht, als im einsamen Gemache der

mörderische Laborant sein Leben unbelauscht, wie er gearbeitet, verhaucht hatte. — Huet fand nur in dem Gedanken Trost, daß Amande frei, schuldlos war, und daß sie René's Schutz genießen konnte, den der Alte wohl zehn Mal des Tages segnete.

Aber die Freiheit! die Freiheit! — sie fehlte, und in qualvoller Unthätigkeit schlichen die trägen Stunden dahin. Huet begann zu verzweifeln. Eingekerkert, abgeschlossen von Allem — und doch schuldlos, in den scheußlichen Abgrund gezogen, weil er nur ein Mal an dessen Rand getreten war.

Während er solchen trüben Betrachtungen nachhing, ward die Pforte seines Gefängnisses geöffnet, und zwei Männer traten ein. Huet vermochte nicht sogleich die Personen zu erkennen, doch redete der Schließer ihn mit den Worten an: „Meister Huet, ich bringe einen Freund, der ein paar Worte mit Euch wechseln will.“

Der Adept blickte gleichgültig empor. Schrecken, Freude und Staunen malten sich in seinen Zügen, als er den Italiener Exili vor sich erblickte. Der berüchtigte Doctor flößte dem alten Laboranten stets Furcht ein, aber er schöpfte auch bei dessen Eintritt in das Gemach Hoffnung, denn Exili, der eingekerkert gewesen, er, der Hochverdächtige, war frei — oder sollte er die Haft mit Huet theilen?

Der Adept nahm die, ihm von Huet dargebotene Hand. „Gehen Sie,“ sagte der Italiener zu dem Schließer, „wenn die Zeit vorüber ist, welche mir zur Unterredung mit dem Herrn hier vergönnt wurde — holen Sie mich.“

„Sie sind also kein Gefangener der Bastille?“ fragte Huet, als er mit dem Italiener allein war.

„Nichts weniger als das. Ich bin ein Freund des Herrn von Besemaux, der es mir gestattet, Besuche in den Kerkern zu machen.“

„Sie täuschen mich, Meister. Dieses schreckliche Ge-

bäude erschließt seine schweren Pforten nicht vor den Freunden des Gouverneurs, wenn sie ohne besondere Erlaubniß kommen."

„Nun denn — ja. Ich habe eine Ordre, welche mir die Thore der Bastille öffnet. Ich bin frei, ich trage keine Fessel mehr; die Richter des Châtelet werden ihre Hände nicht mehr nach mir strecken."

„Sie sind frei? Sie? der Doctor Exili?" stammelte Huet verwundert und finster den Italiener anblickend.

„Ja — wundert Sie das? Man kann mich keiner Schuld zeihen."

Huet lehnte sich wehmüthig blickend in den harten Stuhl zurück. „Und ich —? weshalb bin ich hier, wenn Ihr freigelassen werdet? Das ist Willkür; ich bin durch keine Schuld, durch keinen Fehltritt hiehergekommen. Man will einige Leute einsperren, denen man es bieten darf, weil die Großen frei ausgehen sollen. Ich habe den teuflischen Saint-Croix wohnen lassen bei der Miethserin meines Hauses — oder sollte die Bande des Herrn von la Reynie dem Collegium und seinen Jüngern auf der Spur sein? redet Doctor. Ihr habt mir anbefohlen, Saint-Croix in den Bund aufzunehmen, Ihr habt ihn begleitet in jener Nacht, als die Häscher in das Heiligthum drangen — Ihr seid ein Glied des Bundes, wollt — könnt Ihr mich so unverdient leiden sehen?"

Exili drückte den Adepten, der sich während dieser Rede von dem Stuhle erhoben hatte, nieder, dann sagte er: „Kurzsichtiger, habt Ihr erst jetzt daran gedacht, daß ich, ein Mitglied des Bundes, Euch mit Hülfe nahe sein muß?"

Huet machte große Augen. „Ja — ja," rief er freudig, „es ist wahr, ich bin kurzsichtig gewesen — Ihr kommt, mich zu befreien, Eure Hand ist bereit, diese Thüren zu sprengen — gebt sie her — so, ich drücke sie als Euer

dankbarer Freund. Aber wie — wie war es möglich für Euch, bis hierher zu kommen — da doch der Eintritt so schwierig, fast unmöglich ist?"

„Hier liegt es," sagte Exili; „wie ich frei kam, das soll Niemand so leicht errathen, aber ich bin befreit durch mächtige Hand. Dieselbe Hand, Huet, wird auch Euch befreien, dieselbe Hand öffnete die Pforten der Bastille vor mir, damit ich zu Euch sprechen könne. Laßt mich kurz sein. Wenn ein großer Dienst geleistet wird, wenn ein Mächtiger diesen Dienst fordert, so ist es wohl begreiflich, daß er einen Gegendienst verlangt."

„Gewiß — gewiß," sagte Huet. „Was muß ich thun, um die Freiheit zu erlangen?"

„Huet," versetzte der Italiener, seine Geieraugen auf den Alten richtend, „Ihr habt lange genug in fruchtlosen Versuchen Euch abgemüht, Gold machen wollen, Steine der Weisen gesucht, und wie die Dinge in dem Collegium alle genannt werden, deren Albernheit ich bewies —"

„Schmäht die Brüder des Bundes nicht," fuhr Huet auf, „Ihr wollt ja für dieselben auftreten? Oh — wenn wir ungestört arbeiten könnten — —"

„Dann würdet Ihr eben so wenig Etwas zu Tage fördern, als bisher geschehen ist. Laßt uns kein Wort darüber verlieren. Ich wirke für den Bund, weil ich es gelobt habe, und die Brüder mir selbst Schutz angedeihen lassen wollten. Wißt Ihr, wer die Untersuchung des Gebäudes, zwischen dessen Mauern die Versammlungen und Experimente stattfanden, hemmte? Der Bund Jacob Rose's kann sich dereinst bei mir bedanken. Ich vergesse schnell Beleidigungen."

„Ihr habt alles Dieses bewirkt?"

„Genug davon, zu Euch, mein Freund. Ich sagte: Euer Experimentiren sei nutzlos gewesen. Jetzt sollt Ihr

mir helfen, ein Experiment machen, das nicht allein Euch die Freiheit schaffen, nein, das Euch Gold, Ehre in Fülle bringen wird, und dessen Gelingen zugleich ein Triumph der geheimen Kunst sein soll, deren Dienst Ihr Euch ja stets so eifrig hingegeben habt."

Die Augen des Enthusiasten der Mystik funkelten. „Oh!" rief er, „das wäre zu viel des Glückes auf ein Mal. Sagt, Exili, was habe ich zu thun? Soll ich theure, köstliche Stoffe herbeischaffen, um ein herrliches Arcanum etwa daraus zu ziehen? Soll ich gefährliche Zusammensetzungen brauen? wie? Oh — frei sein und ein großes Werk in meinem Laboratorium verrichten — das ist köstlich."

„Beruhigt Euch," sagte der Italiener, „es sind weder gefährliche Zusammensetzungen, die gebraut werden sollen, noch bedürfen wir Eures Laboratoriums zu unserem Werke — aber freilich sind köstliche Stoffe nothwendig, und theuer sind diese Stoffe für Euch sicherlich ebenfalls."

„Ihr sprecht in Räthseln," sagte Huet unruhig, „was soll es sein? Nennt Euer Vorhaben."

„Nun denn, wenn Ihr noch keine Versuche gemacht habt, um Tränke zu brauen, welche des Menschen Sinn verkehren, den heftig Widerstrebenden sanft, den Hassenden Diesem oder Jenem geneigt machen, dann sollt Ihr es jetzt lernen durch mich. Jener hohe Beschützer, der mich frei machte, der den Bund vor seinen Feinden schützte, der Euch befreien, mit Geld und Ehren überschütten wird, bedarf eines solchen Trankes, — kurz und gut, Meister Huet, wir brauen einen Liebestrank."

Der Adept schnellte sein Haupt empor. „Was sagt Ihr? und dazu soll ich mitwirken, ein alter, runzliger Kerl? Geht — geht, Exili."

„Ihr müßt helfen, sag' ich Euch. Oh — es ist ein höchst merkwürdiges Stück Arbeit — ein seltsames Experiment, und es wird Euch entzücken. Die feinen Stoffe,

aus denen dieser Trank zusammengesetzt ist, in die Adern eines Menschen zu gießen, zu sehen, wie die Gewalt unserer Erzeugnisse seinen Sinn, sein Wollen, seine Gedanken verändert, wie sie Haß oder Abneigung in Liebe und Zärtlichkeit verwandeln — das, Huet, ist ein Triumph der geheimen Kunst, höher als die Wandlung eines Zinnklumpens in Gold."

Huet blickte finster. „Ich habe," sagte er, „eine Scheu vor den sogenannten feinen Stoffen bekommen. Diese Dinge streifen bei ihrem Fluge immer dicht an den höllischen Elixiren vorbei, die Saint-Croix braute — die — Ihr verzeiht — Euch abgelernt wurden. Wenn man die Urstoffe kennen wird, aus denen das Elixir gezogen werden soll, dann — —"

„Ohne Sorge. Die Stoffe sollt Ihr selbst aus Euren Vorräthen nehmen; aber wir bedürfen eines Bindemittels derselben, und dieser Kitt des Ganzen, der zugleich eine erregende Wirkung hervorbringen, die Geister aufreizen, den Gang der Maschine beschleunigen, ihr Räderwerk sausen und wirbeln machen soll, ist: Menschenblut."

Huet sprang von seinem Sessel auf und flüchtete in die Ecke des Gemaches. „Ein Mord? wieder — immer Mord?" rief er. „Ich dacht' es. Nein, lieber hier verenden oder auf dem Grève-Platz, aber auf's Neue in Eure Verbrechen verwickelt werden — niemals."

„Oho — nicht so schnell geurtheilt. Kein Mord, nur ein Aderlaß."

Huet ward ruhiger. „Das ließe sich hören. Aber was soll ich — —"

„Nicht so. Ich bedarf eines reinen, schönen, jungfräulichen Wesens. Aus seinen Adern will ich Blut ziehen für den Trank, hört mich denn: Ihr müßt gestatten, daß

Eurer Tochter ein Gläslein Blut entzogen werde, aus der Ader des linken Arms."

Huet blieb einige Minuten stumm. „Das gebe ich nie zu," sagte er, „mein Kind darf nicht angerührt werden. Sie ist zu schön, zu gut für solche Teufeleien. Nichts mehr davon."

„Aber bedenkt doch — es ist ein unschuldiges Werk. Einige Tropfen Blut und dann in die Retorten damit — ha! wie der Trank wallt — glüht! Oh — ein herrliches Experiment. Eure Tochter wird einwilligen."

„Sie wird nicht und ich will es nicht. Genug davon."

Exili erhob sich. „Gut denn," sagte er frostig, „ich dringe nicht weiter in Euch. Lebt wohl! denkt meiner, wenn die Sache schlimm für Euch endet. Die Richter sind wie Tiger blutdürstig, auf den Knieen könnt Ihr danken, wenn ein ewiger Kerker Euer Loos ist — sonst wartet der Holzstoß Eurer. Wer erst ein Mal in den Klauen des alten Palluau ist — gute Nacht. Er will zeigen, daß er ein gerechter Richter ist, und wehe den Angeklagten." Huet erbebte. „Diesem Unheil hättet Ihr aus dem Wege gehen können," fuhr Exili fort, „wenn Euer Kind sich bewegen ließ, ein paar Tropfen Blutes für den Retter seines Vaters zu opfern — ich bin fest überzeugt, Amande hätte es gethan; denn der Augenblick wird kommen, wo sie sich die Haare raufen muß, wenn ihr Vater den Karren besteigt."

Huet schrie auf und erfaßte die Hand Exili's. „Was soll ich thun?" jammerte er. „Amande wird nicht einwilligen, und wenn sie auch wollte — René —"

„Oh," sagte Exili, „mit ihm laßt mich fertig werden."

„Großer Gott, Ihr wolltet doch nicht?"

„Was?"

„Meinen jungen Freund — den braven René durch Eure Künste — —"

„Bei Seite bringen? Nein — es giebt andere Mittel, ihn schweigen zu machen. Sagt kurz — willigt Ihr ein?“

Huet senkte das Haupt. „Im Grunde sehe ich freilich Nichts dabei — aber Amande ist züchtig, sie wird nicht einwilligen — könnte ich ihr die Ader öffnen?“

„Nein. Ich selbst muß es thun; auch der Mann, der den Trank nützen will, muß dabei sein. Er hält die Schale, in welcher das Blut aufgefangen wird.“

„Ach — wenn die Gefahr für mich nicht so gewaltig wäre — —“

„Entschließt Euch.“

„Amande wird es nicht thun. Sie wird laut rufen — anklagen. Sie eilt mit René, dessen Anhang groß ist, zum Könige. Bedenkt, daß René ein Richter ist, daß er alle Männer der Robe für sich hat. Es kann schlimm werden für uns Alle — aber meine Gefahr!“

„Wenn Ihr uns in Euer Haus lassen wollt, dann bedarf es der Einwilligung Amanden's nicht. Laßt mich machen. Mit René Damarre werde ich ein Wort sprechen und ich weiß: er wird sich beugen. Wann soll ich zu Euch kommen?“

„Nennt den Tag.“

„Auf den nächsten Freitag denn.“

„Aber was wird mit mir?“

„Morgen Nacht schlaft Ihr schon in Eurer Wohnung am Platze Maubert; doch wehe Euch, wenn Ihr nicht Wort haltet.“

Huet reichte dem Italiener zitternd die Hand.

„Seid kein Kind — keine Memme,“ lachte Exili. „Ihr habt wichtigere Dinge vorgenommen, gefährlichere Tropfen benutzt, als die sind, welche aus der Armader eines Mädchens fließen. Was Ihr auch sehen möget: Keine Sorge, es ist ohne Gefahr. Ihr seid ein Verehrer des

Wunderbaren, Ihr werdet Wunder sehen. Gehabt Euch wohl. Morgen Mittag wandert Ihr aus der Bastille."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Leser muß nun bis zu jenem Zeitpunkte zurückgehen, an welchem die Scene zwischen René, seiner Mutter und dem Herzoge Claude Damarre in dem Hôtel Damarre stattfand.

Als der junge Herzog die beglückenden Worte aus dem Munde seines Vaters vernommen hatte, eilte er schnell aus dem Hause und schlug den Weg nach der Wohnung am Platz Maubert ein. Seine Gedanken waren bei Amande; er zitterte vor Freude, wenn er sich den Augenblick ausmalte, wo er der Geliebten das Wort des Vaters, die Einwilligung verkünden würde. René zweifelte durchaus nicht daran, daß die Freilassung Huet's durch den Einfluß Claude Damarre's, der noch Freunde genug besaß, bewerkstelligt werden könne. Noch hatte kein Richterspruch über das Schicksal des alten Laboranten entschieden, die auf den Verdacht hin geschehene Einkerkerung schloß die Möglichkeit einer Freisprechung nicht aus, und da René von der Schuldlosigkeit Huet's vollständig überzeugt war, konnte der Spruch, trotz aller gegen den Alten auftauchenden Scheingründe, nicht zweifelhaft sein. René, der beschlossen hatte, als der Vertheidiger seines Freundes aufzutreten, beschäftigte sich schon seit geraumer Zeit mit dem Studium der bezüglichen Acten, die bei der Schwerfälligkeit des Rechtsganges bereits zu einem bedeutenden Stoße angewachsen waren. Für den jungen Herzog gab es keinen schöneren Gedanken als den: durch seine Wissenschaft und Talente der Geliebten den Vater wiedergeben zu können. Diese Beschäftigungen hielten ihn von dem Hause Amande's entfernt. René verkehrte mit allen Richtern, deren Federn in dem ungeheuren Processe bewegt wurden; er hatte drei Tage lang das Haus am Platz Maubert nicht besucht.

Es war Dämmerung, als er vor dem kleinen Gitter anlangte, welches den Eingang zum Hause und Garten in der Straße Perdu begrenzte. Die Läden des Hauses fand er geschlossen, kein Licht war zu bemerken. René pochte in der Weise, die er mit Amande verabredet hatte — keine Antwort erfolgte. Die Wohnung der Frau Brunet lag ebenfalls in Schweigen und Dunkel begraben. René ging um das ganze Häuserviertel auf den Platz Maubert. Er zog die Glocke — man öffnete nicht. Der junge Herzog ward unruhig. Er kehrte wieder in die Straße Perdu zurück und stieg über das Gitter des Gärtchens, ging bis zur Hinterthür und legte sein Ohr an die Pforte. Jetzt war es ihm, als vernehme er dumpfe Töne im Innern des Hauses. Zuweilen däuchte es ihm, als schalle ein Seufzer, dann klirrten Gläser oder Teller.

Den Herzog befiel unheilvolle Ahnung, er mußte sich Gewißheit verschaffen, und da er der Beschützer Amande's war, auch seine Stellung im Hause Huet's ihn zu thätigem Eingreifen berechtigte, suchte er nach einem Gegenstande, mittels dessen es ihm gelänge, in die Wohnung zu dringen. Er fand nach kurzem Suchen einen Spaten, den er auch sogleich benutzte, um die Läden des Fensters aufzuwirbeln, welches von der Weinlaube umrankt wurde, deren Stackete René einst benutzt hatte, als er seine verstohlenen Unterhaltungen mit Amande zu haben pflegte. Während er mit dieser Arbeit sich beschäftigt, wollen wir einen Blick in das Innere des Hauses werfen.

Die drei Tage, welche René nicht zu Besuchen in der Wohnung Huet's benutzt hatte, waren ereignißreich gewesen. Amande war starr vor Freude und Entzücken, als eines Abends ihr Vater frei und unversehrt in das Wohnzimmer trat. Der Alte kündigte in kurzen Worten dem Mädchen an, daß hohe Gönner ihm seinen Kerker geöffnet, daß er

Nichts zu fürchten habe. Alle Fragen Amande's beantwortete er nur flüchtig, und so sehr die Tochter auch erfreut war über die Rückkehr des Vaters, fiel ihr doch das scheue Wesen des Laboranten auf; besonders aber war die ängstliche Bitte: dem jungen René Nichts von seiner Rückkunft zu melden, welche Huet fortwährend aussprach, dem Mädchen verdächtig. Sie tröstete sich mit der Hoffnung, daß der junge Herzog bald erscheinen, daß dann Aufklärung stattfinden werde; aber René blieb aus. Amande wagte nicht, ihn aufzusuchen, zu benachrichtigen, denn konnte nicht dadurch neue Gefahr für Huet entstehen? Es mußten besondere Gründe obwalten, welche des Vaters Bitte um Schweigen rechtfertigten — die dunklen Ereignisse, bei denen Huet betheiligt war, flochten ihre Netze in wunderlicher Weise um Alle, die ihnen nahe standen.

Am nächsten Tage begann Huet neue, seltsame Reden zu führen. Er sprach von Dank, den er Diesem oder Jenem schulde, lobte Exili's Freundschaft und legte besonderes Gewicht auf die Liebe, die ihm Amande stets bewiesen — „Du wirst sicherlich vor keinem Opfer zurückbeben, wenn es gilt, Deinem Vater zu helfen — nicht wahr?" so schloß der Alte seine Reden, um gleich wieder von Zukunft, Glück, Reichthum zu sprechen, welche der Huet's warteten. Amande gerieth auf eigenthümliche Gedanken. Sie wähnte, Huet wolle die Verbindung mit René auflösen, er hatte vielleicht ihre Hand einem seiner Befreier versprochen, und diese Hand, die Entsagung ihres Geliebten war der Preis der Rettung Huet's gewesen? Dabei schien der Laborant stets so ängstlich, scheu —. Amande beschloß, René's Hülfe anzurufen, und als sie sich bereit machte, das Haus zu zu verlassen, wehrte ihr der Vater den Ausgang, indem er zugleich auf's Neue sie beschwor, ihn nicht zu verderben.

Amande trat mit Festigkeit auf, sie verlangte zu wissen, welch' neues Geheimniß Huet beschwerte.

„Warte noch einen Tag," sagte der Alte, „und Du sollst Alles erfahren."

Amande's Besorgniß wuchs stündlich. Sie mied den Vater, der in seinem Laboratorium Vorbereitungen aller Art traf. Welchen Enthüllungen sah sie entgegen?

Diese Angst hatte die Tochter des Laboranten vorsichtig gemacht. Sie hielt sich in dem Zimmer auf, dessen Fenster nach dem kleinen Garten hinausgingen; obwohl sie durchaus keine Gefahr für ihre Person fürchtete, da sie die Liebe des Vaters im hohen Grade besaß, so überlegte die schöne Amande dennoch, daß es jedenfalls besser sei, einen Ausweg sich offen zu halten, um einem zu großen Drängen des lästigen Freiers — denn nur einen solchen fürchtete das Mädchen — durch die Flucht entgehen zu können. Damit aber auch von außen her kein ungebetener Gast eindringen möge, schloß Amande die Läden jeden Abend fest; mußte sie die Flucht ergreifen, dann war der Verschluß bald von innen geöffnet, und nur ein Sprung brachte sie glücklich in den Garten.

Als der dritte Abend nahte, war Huet geschäftig und sorgend. Amande blieb aufmerksam, sie beachtete den kleinsten, unbedeutendsten Vorgang, doch schien Nichts aufzutauchen, was dem Mädchen die geringste Sorge einflößen konnte. Frau Brunet verließ das Haus — Huet ging in sein Laboratorium. Es ward still, der Abend dunkelte immer mehr herein.

„Nun wird doch bald die Erklärung stattfinden," sagte sich Amande. „Es wäre Zeit. Wo bleibt René? sollte er um die Sache wissen? meidet er deshalb das Haus und seine Amande?" Die Tochter des Laboranten ward schmerzlich bewegt; aber sie stand nicht weit mehr entfernt von der

Lösung, und diese erwartend, zog sie sich in das Zimmer zurück, von welchem aus sie ihre Flucht am leichtesten bewerkstelligen konnte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Huet trat leise, horchend aus dem Laboratorium, dessen Thür er schloß, dann verweilte er eine Zeit lang auf dem vollständig dunklen Flure. Der Abendwind zog pfeifend durch die Ritzen der Fenster und bewegte die Lampen, welche unangezündet von der Decke herabhingen, daß sie klapperten. Der Laborant schlich zur Hausthür und lauschte eine geraume Zeit, bis er auf der Schwelle Tritte vernahm, dann öffnete er behutsam die Pforte und ließ zwei Männer in das Haus treten.

„Ihr seid pünktlich, Doctor," flüsterte er. „Ich konnte die Zeit nicht erwarten, obwohl ich bebe wie im Fieber."

„Seid ohne Sorgen. Ihr thut es für Eure Freiheit, für Euer Glück."

„Aber mein Kind?"

„Es geschieht ihm kein Unheil, ich bürge dafür. Habt Ihr Alles wohl vorbereitet?"

„Kommt und sehet."

„Verweilen Sie einen Augenblick hier im Flure des Hauses, Herr Graf," sagte Exili, seinen Hut abnehmend. Er schritt mit Huet in das Laboratorium. Hier zeigte der Alte dem Italiener ein Gefäß, mit wunderlich gefärbtem Stoffe gefüllt.

„Es ist gut so," sagte Exili, nachdem er den Inhalt geprüft hatte. „Die Verbindung ist Euch gelungen, Ihr habt genau so gearbeitet, wie ich Euch angab. Nun sollt Ihr meine Mischung kennen lernen." Exili nahm unter seinem Mantel eine Kapsel von dem Umfange einer Kanonenkugel hervor und öffnete den Deckel derselben. Huet erblickte eine verworrene Masse, die dem Bodensatze glich,

der sich bei kalk- oder lehmhaltigen Flüssigkeiten absondert. Dieser Satz war von rothen Adern durchzogen. „Dies ist das Hauptingredienz für den Liebestrank. Ihr werdet die wunderbare Wirkung sehen, welche auf diesen Niederschlag ein paar Tropfen Menschenblutes hervorbringen."

„Es sind satanische Dinge," seufzte Huet.

„Nicht doch, sehr natürliche. Kommt näher, Ihr sollt erfahren, woraus sie bestehen." Er flüsterte dem Laboranten die Erklärung in das Ohr.*)

Huet wankte, er fuhr mit der Hand in seine grauen Haare. „Nein," rief er, „ich will nicht — ich trete zurück. Laßt mich —"

„Und die Bastille? der Henker? die Folter?" fragte Exili. „Was thut Euch dieses Gemisch? Ich nehme die Verantwortung auf mich, ich stehe für Alles. Kommt. Der draußen im Dunkel ist Euer Schutz."

Huet nahm ein Licht und folgte dem Italiener. Man fand den Verhüllten im Flure des Hauses; noch einige Worte flüsterte Exili ihm zu, dann gingen die Drei so unhörbar als möglich in die Wohnung Huet's.

„Hinter dieser Thür weilt Amande. Gott möge mir vergeben, wenn ihr ein Unheil widerfährt. Ich klage Euch laut an, Exili, und dann bin ich eine Leiche," sagte Huet.

Der Italiener zuckte die Achsel, er reichte den Beiden kleine Fläschchen: „Haltet sie an Eure Nasen, wenn ich es sage," lispelte er. Dann näherte er sich der Thür. Er zog eine kleine Dose aus der Tasche, nahm ein kurzes

*) Die scheußlichen Stoffe, aus denen die abergläubischen oder betrügerischen Laboranten der Liebestränke diese „Urmaterie", wie sie genannt wurde, zusammensetzten, können nicht wohl angeführt werden. Die Prozesse haben festgestellt, daß es fast stets dieselben waren. Ausführliche Beschreibung solcher Tränke enthält ein älteres Werk von Amman, betitelt: Irenicus, der auch die Fabrikation beschreibt.

Metallrohr, welches er an die schmale Seite der Dose schraubte, schob die Mündung des Rohres durch das Schlüsselloch der Thür und öffnete den Deckel des kleinen Behälters. — — —

Amande saß, mechanisch ihre Hände bei einer weiblichen Arbeit bewegend, in dem Stuhle, der dicht neben dem alten Holzschranke stand. Sie hörte die Uhren schlagen, sie hob den Kopf und lauschte. Nur hin und wieder schien es ihr, als vernehme sie ein lautes Sprechen, dann knisterte es vor den Fenstern, dann war ihr, als höre sie klopfen. Sie fuhr mit der Hand über die Stirn, um die ängstlichen Bilder zu verscheuchen, die vor ihrem Geiste sich entfalteten — sie rief ihren Muth zu Hülfe und sagte sich, daß der Vater ihr keine Gefahr bringen werde; von ihm aus schweiften ihre Gedanken hinüber zu René, sie ließ die Arbeit und die Hände in den Schooß sinken, starrte die Decke des Gemaches an und verlor sich in Sinnen, Träumen. — — Mitten in dieser angenehmen, müssigen Beschäftigung traf ein leises Klirren ihr Ohr, es kam von der Thür her, die Amande verriegelt hatte; das Mädchen schreckte auf, sie wendete den Kopf nach dem Eingange und vernahm ein fast unmerkliches Klappern des Schließbleches. „Es ist der Wind," sagte Amande, sich halb erhebend, aber dennoch ihre Augen fest auf die Thür richtend. „Ist da Jemand?" fragte sie mit lauter Stimme. Keine Antwort erfolgte. Amande setzte sich nieder, und während sie gespannten Blickes lauschte, vergingen einige Minuten. „Es muß die Erregung sein, die Angst der Erwartung," sagte sie zu sich selbst. „Mein Kopf wird so schwer, meine Augen schließen sich wider Willen, oh — eine Binde legt sich um meine Schläfen. Hülfe! — ich sinke nieder." Die Augen des Mädchens irrten durch das Zimmer, dessen Gegenstände in blauem Nebel zu schwimmen schienen, der um das Licht,

welches vor Amande brannte, einen blutrothen Ring zog. Immer matter, immer schwächer ward die Geängstigte. „René! René!“ seufzte sie mit brechender Stimme und sank besinnungslos in den Sessel — —.

Exili zog das Rohr aus dem Schlosse und wartete eine Zeit lang, dann begann er mittelst des, von Huet ihm gereichten Schlüssels die Thür zu öffnen. Als er die Schwelle überschritt, sagte er: „Sie schläft. Nehmt hier dieses Gefäß, Herr Graf, und laßt uns eilen.“ Er reichte ihm die kugelförmige Kapsel. Huet taumelte vor Erregung und von dem Dunste betäubt zurück.

„Oeffnet die kleinen Phiolen,“ befahl der Italiener. Er ging zu Amande, nahm den, über die Seitenlehne des Sessels herabhängenden linken Arm des Mädchens und streifte mit schneller Bewegung den Aermel zurück.

„Ein herrlicher Arm,“ sagte der Fremde, das schöne Mädchen mit lüsternen Augen betrachtend.

Amande lag regungslos in dem Sessel, einer Entschlafenen gleichend. Ihre prächtigen Haare hingen ein wenig verwirrt um Stirn und Wangen, der Busen wogte heftig, aber der Ernst, der im Augenblicke ihres Niedersinkens die Lippen umspielte, war einem seligen Lächeln gewichen, ein Zustand der Verzückung schien eingetreten.

„Vorwärts,“ sagte Exili, „halten Sie das Gefäß unter den Arm des schönen Kindes.“

„Nein,“ rief Huet vorspringend, „thut es nicht, Exili — zurück von ihr.“

Aber schon fuhr die Lanzette des Doctors in den blendend weißen Arm der Jungfrau und hoch auf spritzte ein Strahl des Blutes hervor, der von dem Fremden sorgfältig in der Kapsel aufgefangen wurde.

Huet starrte mit einer aus Grausen und Neugierde gemischten Empfindung diesen Vorgang an. Kaum fielen

vergeltend, der Welt erzählen, woher die Aehnlichkeit zwischen René Damarre und dem verstorbenen Saint-Croix stammte. Sie lieben doch Ihre Mutter?"

René stieß einen Wuthschrei aus, dann versank er in dumpfe Betäubung; als er sich erholte, hatten Lauzun und Exili das Gemach verlassen. Er war allein mit der ohnmächtigen Amande, zu deren Füßen Huet kniete.

Der Zug nach Flandern.

Die Ebene, welche sich zwischen Courtray und Harlebeck zieht, ist mit Kanälen, Wiesen und Feldern übersäet. So weit das Auge zu blicken vermag, gewahrt es keine, nicht einmal eine künstliche Erhöhung. Eine Fläche dehnt sich unabsehbar von hier bis zum Meere aus, dessen Arm England von dem Festlande scheidet. Dieses große Festland strotzt von Fruchtbarkeit. Aus den grünen Wiesen heben sich gleich Blumensträußen kleine, üppige Wälder, in deren Mitte die reinlichen Dörfer Flanderns liegen, dann breitet eine große Stadt ihre fächerartigen Straßenanlagen weit aus und streckt die ehrwürdigen Kirchthürme empor, die doppelt majestätisch in dieser Fläche erscheinen. Was auf dem ebenen Boden sich bewegt, was nur einigermaßen sichtbar ist, das muß natürlich schon aus weiter Ferne bemerkt werden, wenn es über die Wiesen dahinzieht, und so erregte denn eine schwarze, am Horizont dahinkriechende Riesenschlange die Aufmerksamkeit und Neugierde der Bewohner von Courtray und dessen Nachbarschaft, welche an einem Nachmittage im September des Jahres 1670 das Phänomen beobachteten.

Bei längerem Anschauen löste sich der Körper jener Schlange nun aber in eine ungeheure Menschenmenge auf, die, in einem Zuge marschirend, fahrend, reitend von der französischen Seite gegen Courtray herankam.

„Es ist der Reisezug des Königs," sagte ein alter Magistratsbeamter, und in demselben Augenblick verkündeten auch schon die Glocken von Courtray, daß man die Ankunft Ludwig's XIV. bemerkt habe. Allmälig kam der Zug näher und immer deutlicher vermochten die Erstaunten das Gewimmel zu unterscheiden. Gleich dem Brausen unzähliger Bergströme schallten die Stimmen durch die Luft. — Es waren die Zeiten der großen Perserkönige wiedergekehrt, asiatische Pracht und Gewalt waren nach dem stillen Flandern gekommen. Gleich den üppigsten und gewaltigsten Fürsten des Morgenlandes zog der König Frankreichs durch die Gefilde, welche der Frieden von Aachen unter seinen Scepter gebracht hatte.

Diese Reise that der Monarch, um ein Mal die neuen Eroberungen zu besichtigen, um sich zu zeigen in seiner gottähnlichen Größe. Aber dieser Prunk, diese schwelgerische Pracht deckten neue, blutige Gelüste. „Holland" — das war die Losung. Diese Reihen von Karossen, aller Prunk, die Lustbarkeiten, die Güte des Herrschers verbargen die Krallen, welche sich schon nach dem freien Lande streckten. Ludwig schloß ein Bündniß mit England zur Vernichtung der Generalstaaten; dieses Bündniß sollte die schöne gewandte Herzogin von Orleans bei Karl II., ihrem Bruder, vermitteln, und während er der reizenden Gesandtin das Geleit gab, verdeckte die Pracht des Zuges, des Königs geheime Rüstungen. Alle Truppenbewegungen im Innern Frankreichs schrieb man den Reisevorbereitungen zu, und mit gefährlicher Liebenswürdigkeit fesselten die bestallten Schmeichler durch Gold oder Festgelage die Einwohner an das französische Interesse.

Die Generalstaaten von Holland sahen das prachtvoll-fürchterliche Gewitter heranziehen, ohne die Wetterwolke abwenden zu können, aus welcher der Blitzstrahl niederzucken sollte. — —

Trompetengeschmetter füllte die Luft, glänzende Reiterschaaren jagten in festgeschlossenen Reihen über die Wiesen dahin. Flatternde Federn, blitzende Helme, stolze Rosse. Es waren die Haustruppen des Königs, welche dem Zuge vorausgingen, hochmüthige, nichtsachtende Krieger, die gefürchteten Mousquetairs, deren Muth eben so bewunderungswürdig als ihre Brutalität erschien. Die Haustruppen betrugen dreißigtausend Mann an Zahl, sie geleiteten als Escorte die königlichen Wagen. Hinter diesen Gewaffneten kamen in langer Reihe die Wagen der Hofleute, der Dichter, der Musiker und Diplomaten. Dann folgten die berittenen Laquaien: Zweitausend an der Zahl in blitzenden Livreen. Hinter diesen, von Silber und Gold bedeckten Gestalten rollte die große, schwere, mit Vergoldung und Schnitzwerk überladene Karosse des Königs. Vor, hinter und neben derselben ritten die Mousquetairs, welche der König besonders durch diesen Dienst auszeichnen wollte. Die Karosse zogen acht weiße, mit purpurnen Decken und Riemzeug behängte Pferde. Die Karosse war achteckig geformt; sie glich einer großen Laterne, denn nur schmale Zwischensätze aus verziertem Holze trennten die kostbaren Glasscheiben von einander, aus denen der ganze Kasten des Wagens gebildet ward. Das Dach zierte die auf einem Kissen ruhende Krone. Inwendig war dieses Fuhrwerk mit weißer, von goldenen Lilien übersäeter Seide ausgeschlagen, wodurch die prachtvoll gekleideten Reisenden Jedermann sichtbar werden mußten. Die in der Kutsche befindlichen Personen bildeten eine schöne, interessante und zugleich frivole Zusammenstellung. Im Fond des Wagens saßen Ludwig und die Köni-

gin, ihnen gegenüber die Herzogin von Orleans und — Athénais von Montespan.

Die Tochter des Herzogs von Mortemart hatte schnell den gefahrvollen Weg zurückgelegt. Sie schleuderte eine Königin, zwei Herzoginnen, drei Marquisen und die Einzige bei Seite, welche Ludwig wahrhaft geliebt hatte — Louise von la Vallière. Wo war die arme, verlassene Louise? Hinter dem königlichen Wagen folgte sie in einer Hofkutsche, mit dem einzigen treuen Kammermädchen, welches ihr geblieben. Louise von la Vallière hätte daheim bleiben können; aber sie wollte diesen Zug mitmachen, sie wollte die Bußübung beginnen, zu der sie selbst sich verurtheilte, und deren größte Härte darin bestand, daß sie die Zeugin des Triumphes war, den die strahlend schöne Marquise genoß; daß sie verachtet, vergessen wurde — das war für die la Vallière keine Strafe oder Demüthigung. Sie achtete selbst Nichts mehr, seit sie den König verloren.

Ludwig hatte den Schleier des Geheimnisses oder vielmehr der Zurückhaltung, den er noch bisher um sein Verhältniß zur Montespan gebreitet, mit dem Beginn dieser Reise zerrissen. Er führte mit eigener Hand die Geliebte in den krystallnen Wagen, der die nunmehr vier höchsten und bedeutendsten Personen trug: den König, die Königin, Madame von Orleans und die erklärte Geliebte, Athénais von Montespan. — Die Königin scherzte mit der Nebenbuhlerin — das sah alle Welt durch die Glasfenster der Karosse, und man sah auch, wie der Monarch die Hand seiner Gattin küßte und ihr zuflüsterte: „Madame, Sie verbinden mich sehr!!!"

Neben dem Wagen des Königs ritt Graf Lauzun. Er war, um ihn einigermaßen zu entschädigen, zum Commandeur der ganzen Reise ernannt worden. Er wechselte Blicke mit der Montespan, die fragend oder drohend waren, je

nach den Einflüsterungen, welche die Freunde der beiden Ringenden ihnen zukommen ließen. Die Königin sah Alles dieses ruhig mit an. Sie seufzte nur, wenn sie die la Vallière erblickte. Sobald Madame de Montespan einen Wunsch äußerte, galloppirten vier Garde-Offiziere, welche während des Zuges Dienst hatten, und denen eine glänzende Carrière offen stand, herbei, um die Befehle der Maitresse in Empfang zu nehmen. Die Reiseroute war genau verzeichnet. Von Paris aus bis Dünkirchen zählte man elf Nachtquartiere. Die kostbarsten Meubles gingen nach jeder Stadt voraus, wo der Zug anhalten sollte. Musik, Spiele, Ehrenpforten und Deputationen wechselten den ganzen Tag einander ab. Die Frühstücke nahm man häufig unter schnell sich erhebenden Zelten dicht an der Landstraße, dann hielt auf ein Zeichen der große, aus vielen Tausenden bestehende Zug, dann verwandelte sich die Umgegend in einen riesigen Lagerplatz, Gruppen aller Art bildeten sich auf der Ebene, Feuer flammten empor, die Köche brieten und schmorten. Sank der Abend hernieder und der König nahte sich einer Stadt, dann fuhren zischend Raketen in die Lüfte, Leuchtkugeln, Sonnen und Räder verbreiteten prasselnd ihren Schein, und der König gab alle diese Feuerwerke, er, der Gast im Lande, gab alle diese Feste, deren Jubel die Verwünschungen übertönte, welche dem schwelgerischen Zuge nachgerufen wurden, denn die Provinzen seufzten noch, ausgesogen vom Kriege, unter der Last quälender Steuern, und die Pferde, die Menschen, deren Kräfte man in Anspruch nahm, entzog man der Arbeit, durch welche allein das Elend des Krieges vertilgt werden konnte.

Friseure, Kaufleute, Modisten, Schneider, Parfümeurs und dergleichen mehr, zu wohlgeordneten Trupps gestaltet, unter Commando königlicher Offiziere waren von Station zu Station aufgestellt. Jedem dieser Leute hatte man eine

Entschädigung für den „Dienst im Felde“ zugesagt, und in den größeren Orten warteten die üppigsten Dirnen der Ankunft dieses Zuges, den der Sardanapal des siebzehnten Jahrhunderts anführte.

Die Einwohner Flanderns betäubte der Lärmen, der Glanz der Livreen, die Wohlgerüche der Speisen, der feurigen Weine; die schimmernde Pracht der Krieger und Hofleute ließen das Unheil vergessen, welches der Krieg herbeigeführt.

In einem der, dem königlichen Wagen folgenden Karossen saß eine Dame, deren Gesicht höchst unglückliche Seelenstimmung verrieth. Sie beugte oft den Kopf aus dem Schlage und warf dann, heiter geworden, einen Kuß nach einer gewissen Richtung hin, worauf denn jedes Mal die ihr gegenübersitzende Kammerfrau sagte: „Mademoiselle, betragen Sie sich vernünftig.“ Diese Dame war eine sogenannte alternde Schönheit, die den Einwirkungen der Zeit durch die raffinirtesten Künste der Toilette entgegenarbeitete. Gleichwohl mußten das geistreiche Gesicht, die feine, intelligente Stirn noch immer Interesse erregen. Es war Marie Louise von Orleans, Prinzessin von Montpensier, auch die Mademoiselle genannt, jene Dame, von welcher wir bereits den Leser unterhalten haben, um deren Liebe Graf Lauzun zur Zauberei gegriffen hatte. Die Mademoiselle de Montpensier hatte diesen Trank geschlürft, der aus dem Blute der schönen Amande bereitet war, ohne das Geringste zu ahnen. Graf Lauzun täuschte sich selbst. Er meinte, nun die Liebe der Prinzessin für immer zu besitzen, er traute der übernatürlichen Kraft mehr als sich selbst, was in der That höchst verrückt und unbegreiflich war, denn die Prinzessin hätte keines Liebestrankes bedurft, um in den Grafen Lauzun wahnsinnig verliebt zu werden, besonders seitdem der Angebetete Kälte geheuchelt hatte.

Möge man nun urtheilen wie man will, genug — der Graf glaubte eine erhöhete Liebe seiner Prinzessin zu bemerken, seitdem sie den Trank erhalten. Er belohnte reichlich den Italiener, der im Stillen über die Leichtgläubigkeit lächelte, die ihm dieses so frivole Geschlecht in die Arme führte. Exili hatte wieder einen Schritt auf seinem gefährlichen Wege vorwärts gethan; er hatte sich den mächtigen Günstling verbindlich gemacht, hatte ihn sich verpflichtet und zugleich das Vertrauen, den Glauben an seine übernatürlichen Künste erweckt. Er zweifelte keinen Augenblick an dem Siege des Grafen, der die Maitresse stürzen mußte, bei welcher Arbeit Exili ein mächtiger Bundesgenosse werden konnte, denn in seiner Gewalt lag es, der Marquise von Montespan einen Scandal zu bereiten, dessen Fluthen der König sich nicht entgegenstemmen, der vergeblich die öffentliche Stimme unterdrücken konnte, wenn Madame de Montespan als eine Genossin der Brinvilliers erschien. Freilich war dazu die Herbeischaffung der schrecklichen Frau nothwendig, die noch immer ruhig hinter den schützenden Klostermauern weilte, aber der Italiener zweifelte nicht an deren Ergreifung, da Lauzun mit dem Gefreiten Desgrais in Unterhandlung getreten war. Frei, unter mächtigem Schutze lebend, beschloß also der Italiener, Paris nicht zu verlassen, wie Anfangs sein Wille gewesen, sondern zu bleiben und der Entwicklung der Dinge entgegenzusehen — eine Pforte zum Entwischen stand ihm ja immer offen. Höher hob sich sein Vertrauen, als eines Tages Graf Lauzun ihn rufen ließ, und durch seine Mittheilungen den Italiener überzeugte, daß er nicht fern von dem Ziele war, denn der König habe in die Heirath der Prinzessin von Montpensier mit ihm, dem Grafen Lauzun, gewilligt. Als Mitglied des königlichen Hauses hoffte Lauzun, der gehaßten Montespan endlich den Sturz bereiten zu können. Der Italiener besaß

noch eine schneidende Waffe in dem Geheimnisse des Buches, und Graf Lauzun bereitete die Mine vor.

Nur schlug der Graf wunderliche Wege ein. Exili bemerkte sehr bald, daß er nicht der einzige Vertraute Lauzun's war. Man sprach kurz nach dem Wiedererscheinen der Montespan und wenige Tage vor der Abreise nach Flandern von der bevorstehenden Heirath der Mademoiselle mit Lauzun, was in der königlichen Familie eine furchtbare Empörung hervorrief, und dem König sehr erregende Scenen bereitete. Graf Lauzun trotzte auf sein Glück, und in diesem Trotze ward er bestärkt durch falsche Freunde. Vom Trotze ging er zur Brutalität über. Er wollte den wenigen Zweiflern beweisen, daß er sich bereits königlicher Rechte über eine Prinzessin von Geblüt bedienen könne, und behandelte die arme Mademoiselle mit empörender Verachtung. Als man ihm Vorwürfe darüber machte, sagte der kecke Graf: „Die Töchter von Frankreich wollen kurz gehalten sein."

Die geschäftigen Spione der Montespan und der übrigen Gegner hinterbrachten es dem Könige. Ludwig lächelte bitter. Einige Zeit darauf kam der Graf von der Jagd zu seiner Braut, der Prinzessin. Er warf sich in den Sessel und rief ihr zu:

„Louise von Bourbon, ziehe mir die Stiefel aus!"

Als man dem Könige das mittheilte, knirschte er mit den Zähnen.

„Lauzun treibt es weit," sagte er zur Montespan.

„Aber ich kann die Ruhe Ew. Majestät nicht begreifen," sagte die Marquise. „Freilich, der Graf ist Ihr Freund."

„Ah — bah," entgegnete Ludwig, „ich kann auch meiner Freundschaft ein Ziel setzen."

Die Montespan schüttelte sich vor boshafter Freude.

„So steuern Sie dem Hochmuthe, Sire.“

„Ich könnte es wohl, aber die Liebe der Prinzessin geht in das Unglaubliche. Es ist Raserei für Lauzun; sie dankt ihm, wenn er sie prügelt.“

„Raserei, das ist richtig, Sire. Die Prinzessin ist besessen oder vielmehr besessen gemacht.“

Der König wurde aufmerksam und ernst. „Gemacht? wie soll ich das verstehen?“

„Oh, Sire, Sie wissen doch sehr genau — daß der Graf mit dem berüchtigten Italiener in Verbindung steht. Nun denn, die Prinzessin von Montpensier hat einen Liebestrank erhalten.“

Ludwig fuhr auf. „Man bedient sich noch immer der Mittel, die — —?“

„Gewiß, Sire; ich schwebe in Todesangst. Wenn es gelänge, Ew. Majestät durch magische Mittel zu bewegen, Ihre Liebe einer Andern zu schenken!“

Der König lächelte. „Oh —“ sagte er, „fürchten Sie Nichts — aber das ist abscheulich.“

„Sire, ich beschwöre Sie, das tiefste Stillschweigen. Wir sind bedroht, der Italiener ist ein Dämon.“

„Ich werde ihn greifen, verbrennen lassen. Auf der Stelle.“

Die Montespan gerieth in Angst. „Nein, nein. Oh — vorsichtig. Er muß verhaftet werden, ehe er sprechen kann, sonst — bedenken Sie, Sire, meine delicate Lage. Er besuchte mich in der Straße des Minimes.“

„Sie haben Recht — warten wir. Aber Lauzun? — ich werde mir die Heirath nun doch überlegen.“

Die Montespan triumphirte. Der Graf war wieder zurückgedrängt. Er hatte auf die Treue der Kammerfrau der Prinzessin zu fest gebaut, die in der Chocolade das zauberische Getränk ihrer Herrin gereicht hatte. Frau von

Montespan bezahlte die Entdeckungen im Palast Montpensier sehr gut. Sie wußte genau von dem Liebestrank. — —

So standen sich die Feinde und deren Interessen gegenüber, als der Zug nach Flandern begann. Lauzun sah nur die lächelnde Montespan. Er war auf der Hut — aber was hatte er zu fürchten? Der König hatte eingewilligt, die Prinzessin verging fast vor Sehnsucht. Sie lehnte sich, wie wir erzählt haben, aus dem Wagenschlage und warf Kußfinger. Lauzun spielte den Gleichgültigen. Bei jeder Station drängte sie sich zu dem Geliebten. Lauzun kehrte ihr den Rücken; er wollte dem Monarchen beweisen, daß ihm nicht viel an der Ehre liege, nach welcher er doch so sehr geizte. Der König ward zornig. Die Minister, die Königin, die Montespan, die Orleans — Alle vereinten sich wieder zum Verderben des Günstlings, und eine der wichtigsten Reiseunterhaltungen war es: die Heirath des Grafen zu hintertreiben.

Graf Lauzun ahnte das Alles wohl. Er baute aber auf des Königs Zusage, der ihm nicht zum zweiten Male wortbrüchig werden konnte, auf die Liebe der Prinzessin und endlich auf das Geheimniß der Montespan, welches in seinen Händen lag. Sie konnte um ihrer selbst Willen ihm nicht entgegenhandeln. Der König spielte während der ganzen Reise eine Komödie mit Lauzun, die den Grafen vollständig täuschte. Der Monarch vermochte es schwer, sich zu verstellen; Lauzun glaubte daher, daß seine Feinde ohne allen Einfluß geblieben seien, denn der König war stets freundlich zu ihm. Aber Frau von Montespan war eine treffliche Lehrerin. Ludwig erlernte von ihr die Verstellung, die ihm fremd geblieben, und wenn er dem Grafen mit Güte entgegentrat, ihn mit Auszeichnung bedachte, so hatte man doch noch nicht Dünkirchen erreicht, als schon die Montespan das Versprechen des Königs empfing: „die Heirath

des Grafen mit der Prinzessin von Montpensier soll nicht stattfinden."

„Jetzt sind sie geliefert, Herr Graf," sagte sich Athénais. „Wie operire ich gegen die Genossen Lauzuns."

Unter solchen Intriguen und Pläneschmieden war der königliche Zug nach Dünkirchen gekommen. Noch hatte keine Kunde von der Einschiffung der Herzogin nach England ihren Weg unter das Publikum gefunden, als am Tage vor dem Eintreffen des Zuges plötzlich englische Schiffe sich vor Stadt zeigten. Was war natürlicher, als daß Madame den König ersuchte, ihrem Bruder einen Besuch machen zu dürfen?

Gewaltig war das Leben in Dünkirchen. Von allen Seiten drängte man sich herbei, die strahlenden Gäste zu begrüßen. Feuer loderten auf den Plätzen, die Köche, die Bäcker verrichteten ihre Handthierungen mitten in den Gassen, Tausende von Soldaten liefen bunt durcheinander, die Quartierzettel in den Händen haltend; Geschrei, Lärmen und Schimpfreden hörte man weit und breit. Zwischen all' diesem Wirrwarr bewegten sich die elegantesten Karossen, Sänften und Tragsessel mit geschmückten Herren oder Damen. Der König empfing die Behörden der Stadt. Er nahm ihre Einladung an, und am Abende nach der Ankunft flammte die ganze Stadt in einer Illumination. Die strahlenden Lichtflammen warfen ihren Schein auf das bunte Treiben, und von dem Stadthause hernieder tönten die Instrumente, welche eine rauschende Ballmusik intonirten. Die Stadt Dünkirchen gab den erhabenen Gästen ein Ballfest. Um dem Könige jede Freiheit der Bewegung zu lassen, hatte man diesen Ball in Masken veranstaltet, doch erschienen Viele unmaskirt. Der König blieb eine Zeit lang ohne Larve. Er empfing gnädig die ihm Vorgestellten, endlich

verlor er sich in ein Seitencabinet, wo seine Toilette errichtet war.

Die zahlreichen Engländer, welche von London herübergekommen waren, vermehrten die Gäste. Diese langen, blonden Söhne Albions wurden von den Franzosen nicht gern gesehen, allein sie mußten sich fügen. Besonders glänzte der junge Sohn Carl's II., der Herzog von Monmouth, unter den Anwesenden. Dieser schöne Jüngling, ein Kind der Liebe Carl's von England und der reizenden Lucie Walters, war dem Herzoge von Orleans, der zum größten Verdrusse von Madame nach dem Eintreffen des königlichen Zuges ebenfalls erschienen war, ein Dorn im Auge. Es fiel allgemein auf, daß Monmouth der schönen Tante den Hof machte. Der Herzog von Orleans ballte die Fäuste; er war wüthend gemacht, seine Autorität als Gatte achtete man gar nicht, denn zu seinem Erstaunen erfuhr er: „Madame werde nach England reisen." Heftige Scene mit dem Könige. Der Herzog erklärte, seine Einwilligung nie geben zu wollen — worauf der Monarch befahl.

„Madame," sagte der böse Orleans, „ich habe Sie bisher nie geliebt — von heute an hasse ich Sie!"

Madame lachte und tanzte auf dem Balle sehr vergnügt. Die Partei, welche gegen den König mit Holland war, zürnte mit dem Herzoge in Gemeinschaft. Die schöne Orleans ward der Gegenstand des Hasses. Während die schmetternden Töne zum Tanze aufforderten, drängten sich zwei Männer auf die mit breiten Stufen versehene Estrade, welche in dem großen Saale angebracht worden war. Diese Männer hatten Masken und Capuchons. Sie versuchten es, in die Nähe der Herzogin zu gelangen, aber der Gedrang riß sie hinweg.

„Sie werden doch nicht toll sein, Chevalier!" sagte einer der Maskirten zu seinem Gefährten.

„Ich habe mein Wort gegeben, dieses Weib, diese freche Engländerin zu vernichten.“

„Aber hier — mitten im Saale?“

„Wo ich sie treffen kann.“

Die Beiden zogen sich in eine Nische zurück.

„Bleiben Sie davon mit Ihren Händen.“

„Die Sache ist schwierig; aber die Ausführung muß dennoch gelingen. Lorraine dürstet nach Rache.“

„Wollen Sie den Dolch gebrauchen gegen eine Frau? Sie werden doch andere Mittel kennen?“

„Freilich, es ist die Schwester eines Königs, die Gemahlin eines Herzogs — es würde ein großes Geldstück nothwendig sein — —“

„Sie haben zu fordern.“

„Kennen Sie den Bader La Vienne?“

„Gewiß.“

„Er hält bei dem Zuge eine Boutique mit Parfümerien. Lassen Sie uns zu ihm gehen.“

„Ist La Vienne nicht unter den Verdächtigen des Prozesses Brinvilliers?“

„Possen! Der Bader hat mächtigen Schutz.“

„Ich dachte es wohl.“

Ein Tusch unterbrach die Verschwörer.

„Der König erscheint wieder,“ sagte der Eine.

Wirklich trat der Monarch neu geschmückt in den Saal. Dieses Mal trug er ein Kleid von blauer Seide, mit Brüsseler Stickerei überdeckt. Er stand ganz allein in der Mitte des großen Raumes. Einige Schritte vor ihm befand sich die Herzogin von Orleans, sie hielt an ihrer Hand eine schöne Dame. Diese Dame war von hohem, ein wenig massivem Körperbau, aber sie konnte das Modell für eine Statue der Ueppigkeit abgeben. Ihre Formen waren ge-

schaffen, die Gelüste einer roh sinnlichen Natur zu entflammen, diese schwellenden Lippen athmeten Wollust, in diesen weichen, vollen Haaren konnten die zitternden Finger des Lüstlings wühlen, diese zündenden Blicke versagten Nichts.

Der König betrachtete die schöne Dame mit einer Art von Aengstlichkeit. Solche Schönheiten sagten ihm nicht zu, aber er zeigte einen Ausdruck der Befriedigung, als die Herzogin von Orleans ihm die Dame mit den Worten vorstellte: „Fräulein von Kerouaille, meine Begleiterin nach London.“

Ein Gemurmel der Ueberraschung tönte durch den Saal. Die schöne Bretagnerin war ein — man könnte sagen — osmanisches Präsent für Carl II. Sie sollte die Bitten von Madame unterstützen, diesem verführerischen Weibe war es bestimmt, den König von England zur Einwilligung in das Bündniß mit Frankreich zu bewegen, wenn er zaudern sollte. Eine Umarmung der Kerouaille, und Tausende bluteten in furchtbaren Schlachten. Man hatte einen schrecklichen Namen für diese Begleiterin Madame's erfunden; sie ward genannt: „Die bevollmächtigte Verführerin.“*)

Nachdem Ludwig eine Zeit lang mit der Kerouaille gesprochen, gab er ein Zeichen zum Wiederbeginne des Tanzes. Er führte die Königin auf ihren Sitz, dann ging er in das Seitenkabinet, wo er einen langen Domino anlegte, um sich unter die Tanzenden mischen zu können.

Die größte Freiheit herrschte von nun an. Einige Pickelhäringe unterhielten die Gesellschaft, man warf Confect und Blumen, die Damen in Masken bewegten sich ungestört, ohne Scheu durch die Säle, und Jedermann sagte:

*) Séductrice plénipotentiaire. Die Kerouaille blieb in England. Carl II. machte sie zur Herzogin von Portsmouth.

„Dort geht die Beuvron, dort die Houdancourt, dort die Thianges, dort die Montespan."

Der König hatte mit seiner Geliebten schon einige Male Neckereien getrieben, Athénais wich ihm geschickt aus, verlor sich unter der Masse, erschien dann wieder an einer anderen Stelle, drückte dem Könige, der übrigens für Fremde sich vollständig unkenntlich gemacht hatte, verstohlen die Hand, welches Alles den Monarchen sehr reizte und lockte. Athénais selbst fühlte sich wie umgewandelt. Ihre ganze Unbefangenheit kehrte zurück, sie wußte sich fern von dem goldbesäeten Versailles, sie befand sich unter fröhlichen Menschen, die ernste Seite dieses königlichen Zuges erwogen die Höflinge nicht; sie fühlte sich glücklich nach überstandenen angstvollen Tagen und sie vergaß sogar auf einige Zeit ihre Rachepläne gegen Lauzun.

Während einer dieser verliebten Jagden mit dem Könige verirrte sich die Marquise in das Labyrinth von Gängen, welche neben den Hauptsälen des Stadthauses hinliefen. Sie befand sich bald in einem Raume, der jedenfalls zur Aufbewahrung von Acten diente. Niemand war hier zu sehen. Da die Marquise den König dicht hinter sich wähnte, so blieb sie einen Augenblick stehen, um ihn zu erwarten. Die Musik tönte dumpf aus der Ferne herüber, Athénais konnte daher sehr wohl unterscheiden, daß sich Tritte der Thüre des Gemaches näherten. Sie bemerkte auch, wie ein Mann im Domino plötzlich erschien — allein sie sah auch auf den ersten Blick, daß dieser Maskirte der König nicht war. Ein Zittern überfiel die Marquise, als der Verlarvte sich, die Arme kreuzend, ihr langsam näherte. War es ein Mörder? ein Feind? Lauzun konnte es nicht sein, denn der Mann war viel größer, als der Graf. Athénais nahm ihren Muth zusammen. „Wer sind Sie, mein Herr? Weshalb verfolgen Sie mich?" fragte sie.

„Maskenfreiheit, Madame,“ sagte der Verlarvte.

Bei dem Tone dieser Stimme verließ aller Muth die Marquise. Sie griff hinter sich, als suche sie einen Gegenstand, um sich halten zu können; da sie aber keinen fand, taumelte sie gegen eines der alten Actenspinden.

„Sie — sind,“ stammelte sie, „mein Herr — ich täusche mich nicht.“

„Nein, Sie täuschen sich nicht — ich bin es, Madame. Taumeln Sie nur. Ich bin Henri von Montespan, Ihr Gatte.“ Der Marquis nahm die Maske ab.

Die Marquise warf ihre Blicke verstört um sich. Sie wollte Hülfe, Beistand suchen, sie fand ihn nicht. Die spärliche Beleuchtung ließ das Gesicht Henri von Montespan's doppelt unheimlich erscheinen; aber er machte keine Bewegung, sondern stand gleich einer Bildsäule vor der Marquise.

„Madame,“ begann er, „ich komme, um Sie zurückzuführen in die heimathlichen Fluren. Es ist hohe Zeit.“

Henri's Ton war sanft, bewegt und schmerzlich. Die Marquise hatte erwartet, der gekränkte Gatte werde mit furchtbarer Heftigkeit auftreten; die Ruhe Henri's gab ihr Muth.

„Herr von Montespan,“ sagte sie, „ich brauche Ihnen nicht zu sagen, „daß die Pflicht getheilt ist, die ich zu erfüllen habe. Ich gehöre dem königlichen Hause an und dann erst Ihnen, denn ich läugne es nicht, das königliche Haus steht mir höher, als Familie und Heimath.“

„Oh —“ rief Henri schmerzlich, „so war es einst nicht. Sie haben mir geschworen, mein zu sein. Ich war glücklich in dem Gedanken, Sie ganz zu besitzen, glücklich — sagen zu dürfen, mitten im Glanze der Verführung, des schwindelnden Glückes ist Athénais von Mortemart mein geblieben. Ich war ein Vertheidiger Ihrer Person, denn

gewarnt, gerufen — verspottet bin ich schon oft genug worden, wenn das Gerücht Ihre Triumphe in die stillen Wälder der Marche trug."

„Herr Marquis —"

„Gott! Gott! — Athénaïs, rede mich so nicht an —"

„Ich muß es," entgegnete die Marquise mit eisiger Kälte. „Ich muß es, denn Sie haben keine Gattin mehr, Herr von Montespan. Die Bande, welche uns umstrickten, sind gelöst — gelöst durch mich."

„Ha — Sie haben die Kühnheit, das offen zu bekennen!? Sie sprechen mit einem gewissen Stolze von Ihren Fehltritten — von Ihren Sünden?"

„Wahren Sie Ihre Zunge, Herr Marquis," fuhr Athénaïs empor. „Ich sündigte mit dem Könige von Frankreich."

Henri lehnte sein Haupt gegen die Wand, dann wiederum trat er vor die Gattin.

„Athénaïs, es ist also Alles wahr? Sie haben die La Vallière gestürzt, Sie sind die Allmächtige, die Begünstigte, die" — hier erhob sich seine Stimme zum Gekreisch — „die verworfene Geliebte des Königs!?"

„Marquis von Montespan — die Erinnerung an glückliche Stunden schützt Sie. Ja — ich liebe den König; mögen Sie, mag die Welt mich verdammen, ich liebe ihn! Ich werfe die kleinlichen Bedenken bei Seite, ich sage: Niemand hat ein Recht, mich zu hassen, als die Königin und La Vallière — Sie nicht, Marquis — zucken Sie nicht, Sie haben kein Recht dazu. Ihre Schuld ist es vielleicht — ja gewiß sogar. Weshalb zoget Ihr Alle mich in diesen Strudel von Ehre, Glück, Pracht und Ansehen? Ich wäre geblieben im stillen Schlosse von Mortemart, aber als mein Vater die Herzogskrone erhalten, als er hinauszog nach Paris, da war mein Urtheil gesprochen. Ich bin ein Wesen,

welches in diese große Welt gehört, ich muß meine Schwingen regen in den golddurchsäumten Wolkenmeeren, ich kann nicht flattern in den halbdunkeln, stillen Gründen der Thäler. Ich muß die Berge unter mir sehen, über deren Gipfel ich mich hinausschwang; ich kann nicht schwirren und kriechen zwischen den Stengeln der kleinen Blumen. Als ich zum ersten Male des Königs Bildniß erblickte, welches mir der Mann reichte, der jetzt mein Todfeind ist, da war, heute weiß ich es, mein Geschick entschieden. Ich glaubte der fürchterlichen Brinvilliers nicht — und doch sprach sie wahr: „Du wirst Marquise von Montespan werden, aber — Du wirst es nicht bleiben.“ — Nein, Henri, es war unmöglich, für Sie konnte ich nicht bestimmt sein. Das seltsame Leben, welches vor mir sich öffnet, verbietet alle Erinnerungen; ich habe mich losgesagt von der Vergangenheit, die noch zuweilen mich mahnen will, ich bin in dieses Leben geworfen worden, die gefahrvollen Wege, die ich betreten habe, hießet Ihr Alle — Sie zuerst, mich getrost wandeln, Ihr wähntet, man könne, ausgerüstet mit Waffen wie ich Sie führe, jene Wege wallen, ohne angegriffen, nur um starr aus der Ferne bewundert zu werden? Thoren — Ihr habt Euch geirrt. Das Leben, in welches Ihr mich geschleudert, forderte mich zum Kampfe — und ich bin erlegen.“

„Oh — lassen Sie mich Ihr Helfer — Ihre Stütze — Ihr Retter sein,“ rief der Marquis, „Sie werden sich — mich wiederfinden.“

„Niemals, Marquis von Montespan.“

„Gedenken Sie des Schlosses Ihres Vaters, der duftenden heimlichen Thäler, jener Büsche und Baumgruppen, der stillen Zeugen unserer Schwüre; gedenken Sie der Worte auf der Höhe des Berges, als Sie zum letzten Male zwi-

schen grünen Wipfeln die Thürme von Mortemart erblickten."

„Vergessen, Herr Marquis. Ich habe Alles — Alles vergessen. Glanz ist mein Ziel; ich muß hinauf, und meine Kräfte sind gewaltiger, als ich selbst ahnte."

„Gedenken Sie," rief Henri heftiger werdend, „des Abends bei der Königin Mutter, wo Sie es aussprachen: Lieber Alles ertragen, ehe denn die Stelle der La Vallière einnehmen."

„Oh — ich bitte es ihr ab, ich bekenne meine Thorheit," sagte Athénais. „Ich habe gefehlt, als ich so sprach — den König zu lieben ist keine Sünde, ihm anzugehören das höchste Erdenglück, und wenn man es selbst mit dem Verluste der Seligkeit erkaufte."

„Die schreckliche Marquise hatte Recht," rief Henri außer sich. „Sie verkündete Ihr Geschick voraus, die Gifte der Brinvilliers haben nicht nur den Körper, auch die Geister zerstört, und die ganze Gesellschaft von Paris ist zerfressen von diesen Giften. Sie aber, Madame, Sie lügen. Sie lieben den König nicht mit solcher Gluth, wie Ihre Zunge verkündet, wäre das, ich würde Sie nicht zurückfordern —. Sie wollen nur die Höhe gewinnen, den königlichen Platz einnehmen, den König lieben Sie nicht, Sie beten nur das Götzenbild an, von dessen Schimmer die Strahlen auf Sie zurückfallen, und deshalb sage ich: Athénais von Montespan, ich begehre Sie für mich, ich bestehe darauf, daß Sie Ihrem Gatten folgen."

Die Marquise trat einen Schritt vor und sah Henri mit funkelnden Augen an.

„Herr," sagte sie, „ich erwarte eine Gewaltthat, üben Sie dieselbe gegen mich aus. Ich rufe den Schutz des Mannes an, dem ich gehöre, denn — wenn die geschäftige Zunge meiner Feinde Ihnen noch nicht das Größte verkündet

haben sollte, so hören Sie es jetzt aus meinem Munde: ich bin Mutter durch den Monarchen geworden, ein Kind ist das mächtige Band, welches mich an ihn fesselt. In Paris ist der königliche Knabe, den ich geboren habe — jetzt wagen Sie es, mich anzutasten, wagen Sie es, mich zurückzuverlangen, und bedenken Sie, ob noch jemals von einer Verbindung zwischen Athénais von Mortemart und dem Marquis von Montespan die Rede sein kann."

Henri sprach nicht mehr, er schlug die Hand vor sein Gesicht und wendete sich zum Gehen. In diesem Augenblick traten zwei Männer in das Gemach.

„Bleiben Sie, mein Herr!" rief der Erste. „Ich habe Alles gehört."

„Himmel, der König!" schrie die entsetzte Marquise.

Henri stand dem Monarchen gegenüber — eine furchtbare Pause trat ein, welche die rauschenden Töne der fernen Ballmusik höhnend ausfüllten.

„Woher kommen Sie, mein Herr? wie wagen Sie es, hier das Fest des Königs zu stören?" fragte Ludwig mit dumpfer Stimme.

Der Marquis faßte sich mühsam. „Sire," begann er, „ich habe ein Recht, meiner Gattin zu folgen. Ich irrte durch die verlassenen Säle der fürstlichen Wohnungen zu Paris, und da ich sie nirgends fand, eilte ich dem Zuge, der glänzenden Karosse nach, die mir das Theuerste entführte. Ich darf Athénais von Montespan zurückverlangen, selbst wenn die Hand des Königs von Frankreich sich auf ihre Schulter legte. Sie können, Sie werden nicht dieses Band zerreißen, das Liebe und Hingebung dereinst knüpften."

„Es ist zerrissen, mein Herr," entgegnete der König, „denn die Marquise liebt mich. Sie hörten es aus ihrem eigenen Munde. Stehen Sie zurück, freiwillig, denn Ihre

Ansprüche sind erloschen in dem Augenblicke, wo Sie das Herz der Marquise verloren."

„Das ist schrecklich, fürchterlich, Sire, und ich werde es nicht tragen. Ich rufe laut die erregten Massen an, daß sie den Spruch fällen, der dieses Thun verdammen soll. Vernichten, tödten Sie mich, und über den Getödteten hinweg mag diese Frau dort Ihnen die Hand reichen."

„Sie sind in fieberhafter Gluth, Herr Marquis; ich will es entschuldigen. Ein solches Weib verlieren zu müssen, ist ein Schlag des Geschickes, der sich nicht mit Ruhe ertragen läßt, und deshalb will der König von Frankreich Ihre Worte nicht gehört haben. Sie müssen sich wiederfinden, Herr Marquis, müssen Ihr Schicksal begreifen — tragen lernen — ich weiß, daß Athénais nie mehr lassen wird von mir."

„Niemals — niemals!" rief die Marquise mit fester Stimme.

„Also denn: damit Sie nicht verleitet werden, einen Gewaltstreich zu begehen, nach dessen Ausführung Ihnen das Gesetz eine furchtbare Strafe dictiren würde, die der König selbst nicht aufzuheben vermöchte, will ich jetzt einen Befehl erlassen, der zu Ihrem Heile dient! Herr von Forbin," sagte er zu seinem Begleiter, „der König von Frankreich befiehlt Ihnen, den Marquis von Montespan sofort in Verhaft zu nehmen. Bis morgen Mittag, Herr Marquis, haben Sie die Umgegend dieser Stadt zu verlassen; bis der Hof nach Paris zurückgekehrt sein wird, haben Sie Ihre Angelegenheiten geordnet, und dann bleiben Sie auf Ihren Gütern in der Guyenne. Erblickt man Sie jemals in Paris, so sind Sie ein Gefangener der Bastille."

Tiefes Schweigen herrschte. Der Marquis röchelte dumpf, er stand zerknirscht, beschämt — gebeugt. Endlich erhob er sein Haupt.

„Herr von Forbin," sagte er ruhig, „ich gehe mit Ihnen — der König hat befohlen. Leben Sie wohl, Frau von Montespan; ich gebe Sie auf. Wandeln Sie auf gefahrvoller Bahn weiter und denken Sie dieser Stunde, wenn Ludwig der Vierzehnte Sie dereinst einer neuen Liebe opfert."

„Vermessener!" rief der König gegen den Marquis eine Bewegung machend, „Sie werden nicht frei ausgehen, ich habe Ihre dreisten Reden langmüthig genug gehört, Sie werden Ihre Freiheit — —"

„Halten Sie ein, Sire," sagte hastig Athénais, die Hand des Königs fassend, „vollenden Sie den Befehl nicht. Sie haben ihm genug genommen," setzte sie leise hinzu, „meine Liebe, mein Herz; lassen Sie ihm die Freiheit."

Der König zauderte, und diesen Augenblick benutzte Forbin, um den willenlosen Marquis mit sich fortzuziehen. Der König band gelassen seine Maske vor und reichte der schönen Athénais den Arm.

„Halt, Sire," sagte die Marquise, „wissen Sie, daß ich heute die größte Sünde gethan, das unmenschlichste Opfer gebracht habe aus Liebe — aus wahnsinniger Liebe für Sie?"

„Wenn Sie mich elend machen wollen, Athénais, widerrufen Sie Ihren Entschluß — ich bin ein Unglücklicher, wenn Sie bereuen."

„Nein, Sire, ich bereue nicht, ich will mein Leben an das Ihrige mit Freuden ketten; aber bedenken Sie: Ich verließ einen liebenden Gatten, einen Mann, der seit den schönen Tagen der Jugend mich anbetet — weil ich Sie liebe. Ich gab es zu, daß dieser Mann beschimpft, entehrt, verstoßen ward; wenn Herr von Forbin plaudert, muß Marquis von Montespan sich das Gehirn zerschmettern."

„Er gehorchte dem Befehle seines Königs."

„Oh — für diese Liebe giebt es nicht die Befehle eines Herrschers. Ich brachte diesen Mann zur Verzweiflung, ich stieß ihn hinaus, nicht Sie, Sire, ich habe es für Sie gethan — werden Sie großherzig genug sein, mir ein Opfer zu bringen?“

Der König ward unruhig. „Sie wollen die La Vallière nicht mehr in Ihrer Nähe dulden? Ich werde sie verbannen.“

„Nein, Sire, das unglückliche Mädchen kümmert mich nicht. Ich fordere die Entsagung — den Sturz einer höheren, mächtigeren Persönlichkeit — wenn ich Ihnen den Gatten opferte — opfern Sie mir den Günstling. Sire, noch stehen wir an der Stelle, wo die Tropfen des Angstschweißes, der Seelenpein von Montespan's Stirn niederrannen, diese Stelle, Sire, ist geweihet worden durch ein großes Unglück, verlassen Sie den Ort nicht, ohne mir einen Beweis zu geben, daß Ihr Günstling nicht höher steht, als die Geliebte. Sire — stürzen Sie den Grafen Lauzun!“

„Ich dachte es,“ sagte der König zurücktretend. „Der Graf ist Ihnen ein Dorn, und dennoch ist er Ihr Freund.“

„Sire, er ist mein Todfeind — forschen Sie nicht weiter, ich weiß es. Er trägt sich mit Plänen zu meinem Verderben — fragen Sie nicht, wie er diese Pläne ausspinnen wird — ich kenne sie; aber wenn er mich angreift, kann ich die Ihre nicht mehr sein. Wollen Sie den Grafen stützen, halten — dann, Sire, gestatten Sie, daß ich meinem beleidigten Gatten nacheile, mich ihm zu Füßen werfe und seine Verzeihung erflehe.“

Sie machte eine Bewegung nach dem Ausgange.

„Halten Sie ein, Athénaïs,“ rief der König. „Dieser glücklich begonnene Abend endet furchtbar für mich — wer hätte geglaubt, daß an diesem Feste, an diesem schlechten

Orte, hier, der König von Frankreich in solcher Lage sich befinden würde. Ich will Ihnen Lauzun opfern, dessen Keckheit eine Strafe erheischt, aber — wie soll ich so Schweres über ihn verhängen? Was hat er gethan? verbrochen?"

„Er hat, Sire, Sie wissen es, durch die Gifttränke des Italieners Exili die Prinzessin von Montpensier verzaubert, bethört, bestrickt. Aber er that noch mehr. Als die Prinzessin ganz in seinen Banden war, hat er den Plan gefaßt, sich heimlich ihr antrauen zu lassen; dieser Plan ist vor der Abreise nach Flandern gefaßt worden. Graf Lauzun ist der Gemahl der Prinzessin, Ihr Verwandter, Sire, ist der erbärmliche Junker aus der Gascogne."

Der König stampfte wüthend mit dem Fuße. „Wenn man es gewagt hat, ein solches Spiel mit mir zu treiben," rief er, „dann wehe dem Grafen. Ich kann es kaum glauben, so weit geht seine Frechheit nicht."

„Schweigen Sie, Sire, ich bitte darum. Wenn wir nach Paris zurückgekehrt sind, liefere ich Ihnen die Beweise, und dann —"

„Dann werde ich den Grafen dahin schicken, wo sich die zwei wichtigsten Gefangenen befinden, die in den Kerkern Frankreichs ihr Leben hinbringen: nach Pignerol."

„Das ist ein Kerker für Lauzun," sagte hastig die Marquise. „Pignerol heißt: ewiges Schweigen! ewiges Vergessen! Pignerol ist das Grab!"

Der König nahm den Arm der Marquise und führte sie in den langen Corridor, den einige Masken belebten. An der Thüre des Ballsaales trennte er sich von ihr, um seinen Domino abzulegen.

„Ich bin am Ziele," murmelte die Marquise, „der gefahrvolle Weg ist zurückgelegt. Welch' eine Kluft von Schloß Mortemart bis hierher! Ich habe sie übersprungen

— wo bist Du, Maria von Brinvilliers? auf dem Boden des Abgrundes!“

Die Pauken und Trompeten fielen schmetternd ein. Die Blumenfrauen von Dünkirchen überreichten der Königin ein Bouquet.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war ein heller, blitzender Sonnenschein, der seine Strahlen über die Rhede von Dünkirchen warf. In dieser glühenden Beleuchtung zitterten die grünen Meereswogen; als würden sie emporgezogen, gleich flüssigen Topasen stiegen die Wellen auf und nieder, von dem Westwinde gekräuselt, der über die Fläche dahinbrauste. Tausendfältiges Leben ward weithin sichtbar. Auf der Fluth wiegten sich Hunderte von majestätischen Schiffen, ihre Masten, Segel und Taue bildeten eine sinnverwirrende Masse phantastischer Gestaltungen. Alle Leitern, Raaen und Stengen waren mit Matrosen besetzt, hoch in den Lüften, an den Wanttauen flatterten die bunten Wimpel; die zierlichsten Barken schossen zwischen den gigantischen Fahrzeugen hin und her, sie schienen als Nußschalen unter den riesenhaften Spiegeln der Dreidecker zu verschwinden, welche sich haushoch aus den Wellen erhoben, überdeckt und beladen mit Schnitzwerk, Figuren und fabelhafte Thiere aller Art darstellend. Das Geschrei, das Rufen, die rauschende Musik, die Schüsse kleiner Böller, dazu die zahllosen Menschenmassen auf den Bollwerken von Dünkirchen vollendeten und bildeten ein Schauspiel, dessen Schönheit und Großartigkeit schwerlich übertroffen werden konnte.

Eine englische Flotte war angelangt, um die königliche Familie zu salutiren, und wer wollte es der Herzogin von Orleans verdenken, wenn sie von dieser Gelegenheit Nutzen zog — eine Fahrt nach Dover zu unternehmen, wo ihr Bruder, Englands König, sie empfangen wollte?

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Nachricht: Marie Henriette von Orleans werde sich auf dem englischen Dreidecker „London“ nach ihrer Heimath begeben. Daher alle diese großartigen Vorbereitungen, diese Zuschauermassen, dieses Treiben und Wogen.

Die Stunde der Einschiffung nahte heran. Der König mit seinem Hofe gaben Madame das Geleit. In einer prachtvollen, mit Purpursammetdecken geschmückten Barke, in deren hocherhabener Spitze fünfzig Musiker standen, fuhren die Herrschaften an Bord des „London“. Als die königliche Barke sich an die Backbord-Seite des großen Schiffes legte, donnerten die Geschütze von allen Batterien des Hafens, welchen Gruß die Fahrzeuge mit ihren Kanonen erwiederten.

Ein endloses „Huzzah!“ der englischen, ein „Vivat!“ der französischen Matrosen schallte durch die Lüfte, die Zuschauer stimmten, entzückt von dem majestätischen Schauspiel, jubelnd mit ein. Sie jauchzten über den ersten Schritt zum Verderben des freien Hollands.

Nun sah man, wie eine prächtige Treppe hinabgelassen ward, und bald stiegen aus der königlichen Barke die schönen, glänzend geschmückten Herren und Damen, voran der König an Bord des „London“.

Am Rande des Quais standen drei Männer, welche mit finstern Blicken in das Schauspiel starrten. Ihnen zur Seite befanden sich zwei Andere, die uns schon länger bekannt sind: La Vienne, der Bader, und ein in Matrosenkleider gesteckter, untersetzter Bursche, dessen Antlitz die widerwärtigen Züge Morel's zeigte. Die erstgenannten Männer sind dieselben, welche sich in geheimnißvoller Weise während des Ballfestes der Herzogin von Orleans nahten.

„Sie ist für dieses Mal entschlüpft,“ sagte der Eine.

„Leider. Der Plan geht seiner Vollendung entgegen,

aber sie wird doch fallen — bestraft werden für die Schmach Lorraine's."

„Hüten Sie sich, Marquis, Hand anzulegen. Wir besitzen sicherere Waffen, seit Saint-Croix und die Brinvilliers die Giftkunst verbreiteten. Die Stoffe und Tränke fressen sich durch Generationen. Es ist ein Vermächtniß Saint-Croix's für Jahrhunderte."

„Und Sie glauben, daß jener Bursche dort — —"

Der Genosse winkte La Vienne. „Ihr Mann ist sicher?" fragte er leise.

„Er ist einer der Laboranten der Straße Bernadins."

La Vienne ging zu Morel. „Haben Sie sich die Dame recht genau betrachtet?"

„Gewiß, ich erkenne sie sogleich wieder. Lassen Sie mich handeln."

Morel grüßte kurz und verschwand unter der Menge.

„Nur wenn sie fällt, ist Lorraine's Rückkehr möglich," sagte einer der Cavaliere.

„Und Ihnen, Marquis von Effiat lächelt eine große Stelle."

„Der Brief von Théria war nutzlos — die Giftküche ist geschlossen — die verdammte Brinvilliers hat mich im Stiche gelassen — mein nächtliches Zusammentreffen mit dem Könige bringt auch Nichts ein — nun, so wollen wir sehen, was dieser Hauptstreich abwirft. Eine Herzogin von Orleans wiegt schwer." Mit diesen Worten ging Morel in die Stadt zurück.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Neuer Jubel schallte von der Rhede. Der königliche Hof hatte sich wieder in seine Barke begeben. Hoch oben an der Galerie des „London" lehnte Henriette von Orleans und wehte mit einem weißen Tuche die Abschiedsgrüße zu. Der „London" hob die Anker.

Unmittelbar hinter der Königin stand Athénais von Montespan. Sie blickte stolz und herausfordernd auf alle die Tausende; von Allen war sie die Mächtigste, mächtiger, als der gewaltige Ludwig, der dieses Treiben hervorgerufen hatte, und dessen königliche Gestalt auf dem Deck der Barke stehend, weithin den Augen der neugierig Staunenden sichtbar war. Athénais blickte in die Höhe zu dem mächtigen Dreidecker, in die Tiefe zu den kleinen Booten, welche die Barke umkreisten — da taucht aus der Masse ein Fahrzeug auf — sechs Ruderer bewegen es — das Steuer hält ein bleicher Mann, seine Haare flattern im Winde, seine Hand erhebt sich drohend und beschwörend — immer näher an die königliche Barke kommt der unheimliche Steuermann, von dem Athénais keinen Blick zu wenden vermag — es ist Henri von Montespan. Sie will rufen, ihn verscheuchen — da donnert mit furchtbarem Krachen der Abschiedsgruß vom „London" herüber, Dampfwirbel fahren über die Meeresfläche, und der Druck des Geschützfeuers regt die Wellen auf. Der „London" bewegt sich vorwärts.

Der Dampf verhüllt die Boote; noch ein Mal erblickt Athénais den bleichen Henri am Steuer seines Bootes, als der Rauch eine Lücke zeigt, dann verschwindet das Fahrzeug zwischen den aufgewühlten Wogen, aber durch alles Rufen und Toben, durch die krachenden Salven hindurch dringt an das Ohr der Marquise der mahnende, schmerzliche — drohende Schrei: „Athénais! Athénais!"

Eine Hinrichtung.

Das Zwielicht eines feuchten September-Morgens erhellte die Dächer und Thürmchen der Conciergerie zu Paris. Auf dem Hofe, Préau, hatten sich verschiedene Personen eingefunden, deren Gestalten man in dem Halbdunkel nicht genau zu unterscheiden vermochte. Einige dieser Personen hielten Laternen in den Händen und beleuchteten damit einen kleinen zweirädrigen Karren, auf dessen plumper Bank ein Bund Stroh befestigt war. Sie schienen das Fuhrwerk zu untersuchen.

„Na, Jerôme," sagte endlich der Eine, „fest und sicher ist Alles. Du wirst Dich prächtig als Kutscher ausnehmen auf dem Hochzeitswagen."

Die Versammlung schlug ein lautes Gelächter über den Witz auf.

„Ich würde noch ein Mal so gern fahren, wenn Du drin säßest," entgegnete Jerôme, der beschäftigt war, mittels eines Radschlüssels die Achse zu stellen.

„Wer weiß, was geschieht?" sagte der Witzling.

„Macht nur, daß Ihr fertig werdet," brummte ein dicker, roth aussehender Kerl, der in der linken Hand eine Hellebarde, in der rechten hocherhoben eine Laterne hielt. „Ich muß noch einen Schluck nehmen, ehe der Greffier kommt; ich bin erkältet."

„Lauter Pflichteifer," sagte der Witzbold, „er stärkt sich, um recht auf dem Posten zu sein. Er will nicht weich werden."

„Esel," grunzte der Dicke. „Weich? Ich habe solche Späße wie den heutigen wohl an die hundert Mal gesehen."

„So," rief Jerôme, „nun ist die Sache fertig." Er faßte die Bank des kleinen Karrens und schüttelte sie."

Eh — Alles fest; der Dominikaner wird nicht herunterpurzeln."

Eine Glocke ward hell angeschlagen und eine Stimme rief über den Hof: „Sechs Uhr!" Zugleich tönte der taktmäßige Schritt einer Patrouille durch die weiten Räume deren Mitte der Préau bildete.

„Da kommen die Pagen und Hofcavaliere," sagte der Witzbold.

„An die Posten!" befahl der Dicke. „Eine Stunde geht bald herum. Jerôme, mache Dein Pferd zurecht."

Die Gesellschaft verlor sich nach verschiedenen Seiten. Nun öffnete sich der schwarze, eisenbeschlagene Thorweg, und ein kleiner Zug von Männern trat in den Hof. Es waren Richter und ein Priester. Sie gingen, von dem Major der Conciergerie und von Gerichtsdienern, welche Fackeln trugen, geleitet, über den Hof in den Gang, der zur Zelle Numero Drei führte. Hier machten sie einen Augenblick Halt. Diese Männer waren: der Frater Hilarius, ein Dominikanermönch. Die Brüder des heiligen Dominikus geleiteten die Verbrecher zur Richtstätte; dann in seiner schwarzen Amtstracht Mangot, der Oberrichter, dann Bachot, der Greffier, Joubert, der Schreiber des Gerichtes, zwei Beisitzer, junge Richter, welche an demselben Morgen vereidet worden waren, endlich René Damarre, den Der, dessen letzte Stunde bald schlagen sollte, noch ein Mal zu sehen verlangt hatte.

Die Schlösser rasselten und auf flog die Thür der Zelle. Der Schein der Fackeln erhellte vollkommen den Raum. Man gewahrte eine Pritsche, einen Tisch, zwei Schämel und einen Wasserkrug. Auf der Pritsche saß ein Mann, der sich mühsam erhob, als die Richter eintraten, an dessen Händen und Füßen mächtige Ketten klirrten. Dieser Mann war Lachaussée.

Die letzte Stunde des Verbrechers nahte heran. La-

chaussée war unaufhörlich von den emsigen Richtern verhört worden. Er war nach der Ansicht des Châteletgerichtes Derjenige, dessen Aussagen das meiste Licht auf die schreckliche Angelegenheit werfen mußten.

Alle in den Prozeß Verwickelten hatten dem ehemaligen Galeerensträflinge gegenüber gestanden. Der Herzog Damarre war einer der Letzten gewesen, dessen Zeugniß gefordert ward. Claude vermochte nur dem zwar finstern und räthselhaften, aber während seines Dienstes im Hôtel Damarre stets redlichen Manne das beste Lob zu ertheilen. Huet sagte so gut als Nichts gegen ihn aus; Desgrais allein, der sich auf René berief, hatte die belastenden Aussagen gemacht, die endlich durch des gemordeten Saint-Laurent Diener, durch den Gang des Prozesses und alle die zahllosen Beweisgründe hinreichend unterstützt, das Verbrechen Lachaussée's klar darlegten. Aber der hartnäckige Mensch, den noch dazu die bis in den Kerker gedrungene Nachricht von Exili's und Penautier's Freilassung in Wuth versetzt hatte, läugnete die Schuld; er vermochte sich freilich nicht zu rechtfertigen, doch schob er Alles auf die Marquise von Brinvilliers.

Drei Mal hielt Lachaussée die Folter aus. Die eisernen Schrauben und Schlüssel quetschten seine Finger und reckten die Sehnen seiner Gebeine — der Zögling des Bagno's von Toulon blieb unerschütterlich. Als der vierte Grad der Tortur den gemarterten Körper auf's Neue zerfleischte, da vermochte es der wüthende Schmerz, die starre Seele zu beugen, und Lachaussée bekannte: auf Anstiften der Brinvilliers und Saint-Croix's und mit Hülfe Morel's Vergiftungsversuche gegen die Gebrüder Aubray unternommen zu haben. „Aber," rief er mit furchtbarer, durch den rasenden Schmerz heiser gewordener Stimme, „den Sieur Hanyvel von Saint-Laurent habe ich getödtet, weil sein

Ende mir eine Wollust, eine Genugthuung war, weil ich geschworen hatte, ihn zu tödten. Wenn Penautier's Freilassung meinen Zorn erregte, so geschah es, weil der General-Controlleur neben mir stehen müßte, nicht als Gefährte Lachaussée's des Mörders, sondern als ein Mann, der voller Freude und Glück war, als ich ihm die Nachricht brachte: Der Sieur von Saint-Laurent ist durch meinen Gifttrank verendet. Herr Penautier darf gar nicht beanspruchen, der Mörder Saint-Laurent's zu sein. Ich würde ihm diesen Ruhm streitig machen; Herr Penautier ist sogar zu feige, um mit Giften zu morden."

Man war begierig, den Grund zu erfahren, der Lachaussée zu so furchtbarer Rache gegen Saint-Laurent trieb; aber von der Folterbank herabgenommen, auf die blutige Matratze gelegt, klappernd vor rasendem Schmerze mit den Zähnen, verweigerte Lachaussée jede Auskunft, und da für den Prozeß Wichtiges nicht durch jenes Bekenntniß gewonnen worden wäre, befragte man den Verbrecher nicht weiter. Für Penautier war es ein Glück, daß die Prozeduren in der Nacht der Kerkergewölbe Statt fanden.

Mangot zuckte bedenklich die Achseln — aber die Goldhaufen Penautier's hatten das Ihrige gethan. Sie drückten die Hand der Gerechtigkeit nieder, welche sich schon erhoben hatte, um den General-Controlleur zu ergreifen.

Lachaussée's Todesurtheil ward einstimmig von dem Gerichtshofe des Châtelet ausgesprochen.

Noch schwankend, von den gräßlichen Qualen und von der Luft des Kerkers zu einem Gerippe verwandelt, erschien der Galeerensträfling in Fesseln an der Barre. Zwei Diener unterstützten ihn.

Bachot, der Greffier, erhob sich und las mit fester Stimme:

„Also verhandelt die Bank von La Tournelle:
Im Namen Gottes und des Königs!

Die Richter des hohen Gerichtshofes des Châtelet von Paris sprechen über Jean Amelin Lachaussée die Schuld des Giftmordes aus, und haben durch das Bekenntniß des Jean Amelin Lachaussée die Gewißheit erlangt, daß sie gerichtet, wie es einem ehrlichen Manne und Richter geziemet. Also verfügt der Gerichtshof, daß Jean Amelin Lachaussée, der den Sieur Hanyvel von Saint-Laurent durch Gift ermordet, die Gebrüder Aubray zu tödten versucht, auch die Gifte verbreitet hat, lebendig gerädert werden soll auf dem Grêveplatz, bis sein Tod erfolgt ist, worauf sein Körper verbrannt werden und die Asche in alle Winde zerstreut werden soll. So geschehen zu Paris."

Lachaussée hörte das Urtheil an, ohne sein Gesicht zu verziehen; kein Muskel zuckte.

„Haben Sie noch Etwas zu bemerken?" fragte Mangot.

„Nichts!" entgegnete Lachaussée. „Ich bitte nur um die Vergünstigung, den jungen Herzog René Damarre kurz vor meinem Ende auf einige Minuten sprechen zu dürfen — allein, in meinem Kerker. Ich habe diesen jungen Mann stets geliebt und geschätzt."

„Die Bitte gewährt der Gerichtshof," sagte Mangot. „Sie haben sich vorzubereiten für Ihre letzte Stunde."

„Führen Sie mich hinweg," sagte Lachaussée zu den Dienern, und er verließ den Saal, schwankend, ruhig, wie er gekommen.

An demselben Tage ward das Urtheil gegen die Marquise von Brinvilliers in contumaciam gefällt. Es lautete „auf Tod durch das Beil des Henkers, welches der Marquise angethan werden solle auf dem Platze la Grêve zu Paris, und solle hierauf ihr Körper zu Asche verbrannt, diese aber in die Lüfte verstreut werden."

Morel ward in contumaciam zum Tode durch den Strang verurtheilt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als Lachaussée sich mühsam erhoben hatte, winkte der Oberrichter zweien Schergen. Sie traten vor. Lachaussée mußte die gefesselten Arme ausstrecken, dann tönten einige Schläge und die Ketten fielen. Ein Gleiches geschah mit den Fesseln der Beine.

„Jean Amelin Lachaussée," begann der Oberrichter, „die Stunde ist gekommen, wo Ihr Eure Schuld sühnen sollet durch den Tod. Knieet nieder."

Der Verurtheilte knieete mit Anstrengung vor Mangot. Der Richter las noch ein Mal das Urtheil und empfahl den Verbrecher der Gnade Gottes; dann brach er ein Stäbchen über dessen Haupte entzwei und überlieferte ihn dem Henker.

„Wie lange Zeit habe ich noch zu leben?" fragte Lachaussée.

„Eine Stunde. Beschäftigen Sie sich mit Gott, der Priester ist hier. Sie haben bis jetzt beharrlich den Trost des frommen Bruders zurückgewiesen."

„Ist René Damarre hier?" fragte Lachaussée, ohne aufzublicken.

„Ja."

„So lassen Sie ihn zu mir kommen, und begeben Sie sich aus dieser Zelle; ich habe mit ihm nur wenige Minuten zu reden."

Die Anwesenden entfernten sich langsam. René stand vor dem knieenden Verbrecher.

Lachaussée verharrte noch einige Augenblicke in der Stellung eines Beters, dann hob er sein Haupt und sagte zu René:

„Helfen Sie mir auf die Beine, Herr Herzog."

Mit einer leichten Anwandlung von Grauen hob René den Knieenden empor, indem er ihn bei den Armen erfaßte. Lachaussée ließ sich auf die Pritsche nieder.

„Herr Herzog," begann der Verbrecher mit dumpfer Stimme, „die Zeit entrinnt pfeilschnell, die Augenblicke sind kostbar, und ich habe Ihnen außerdem nicht viel zu sagen. Haben Sie die Papiere im Laboratorium des verstorbenen Saint=Croix gefunden?"

„Ich fand sie, wie ich Ihnen schon zuflüsterte."

„Es ist eine Fügung des Himmels gewesen. Sie werden also über die Verhältnisse im Klaren sein, Sie werden wissen, daß der Verstorbene Ihr Bruder war."

René erzitterte, denn er fürchtete, daß Lachaussée irgend eine Bedingung an diesen Ausspruch knüpfen würde. Der Verbrecher gewahrte seine Bewegung.

„Urtheilen Sie nicht zu schnell. Ich habe sorgfältig vermieden, das Geheimniß, welches mich mit dem Hause Damarre verbindet, zu berühren, und keine Folter würde mir das Bekenntniß erpreßt haben. Ich will Ihnen keine Enthüllungen, keine Einzelnheiten mittheilen — nicht deshalb bat ich Sie, in diesen Kerker zu kommen — ich will Sie warnen: Noch schwebt über dieser Erde der abscheuliche Dämon Exili. Herr Herzog, dieser entsetzliche Mensch weiß um das Geheimniß Ihrer Mutter; er war es, der mit höllischem Scharfblick dem Herrn von Saint=Laurent dereinst die unheilvolle Weissagung that, daß jener Mann, der im eigenen Gifte erstickte, das Kind Ihrer Mutter und Saint=Laurent's, ihm Verderben bringen werde. Alles ist eingetroffen, und der italienische Verbrecher lebt. Hüten Sie sich, wenden Sie Alles an, den teuflischen Doctor und seinen Helfershelfer Morel zu vernichten. Es ist die einzige Sache, um deretwillen ich schwer aus der Welt gehe; denn, Herr Herzog, ich liebe Ihre Mutter noch heute. Lassen

Sie sich von ihr erzählen — wie ich gehandelt — welch' ein Glück, welch' ein Leben der Mann vernichtete, dem diese Hand das Gift mischte, und ich bin überzeugt, Sie werden den Mörder zwar verdammen, aber den Unglücklichen beweinen, den der verruchte Saint=Laurent in die Nacht des Verbrechens stieß. Und nun, Herr von Damarre — ich kann meine Hände noch nicht recht gebrauchen, die Folter hat sie verrenkt — fassen Sie dort, in der Nähe des Kopfendes hinter die Pritsche. Sie werden einen kleinen Vorsprung finden — haben Sie ihn?"

„Ich fühle einen Stein herausragen."

„Das ist es. Heben Sie den Stein aus, so werden Sie ein kleines Futteral finden."

„Ich halte es in der Hand." René nahm ein kleines, fingerlanges Lederfutteral hervor.

„Dieser kleine Behälter," sagte Lachaussée, ist mein ganzes Besitzthum. Ich verbarg ihn sorgfältig vor den Gefangenwärtern. Geben Sie ihn Ihrer Mutter und sagen Sie ihr: die vertrockneten Blumen, Blätter und Stengel, welche jenes Futteral umschließt, seien die staubähnlichen Ueberreste eines Straußes, den Susanne Tardier einst in dem Augenblicke in der Hand hielt, als sie im Garten des Hauses zu Amiens die Nachricht ereilte, daß Saint=Laurent mit einer Marquise sich vermählen werde. Ich nahm der Ohnmächtigen den Strauß aus der Hand, und seitdem habe ich ihn sorgfältig bewahrt. Ihre Mutter wird vielleicht beten für mich. Weiter besitze ich Nichts, denn die Gelder, welche in dem Dunkel der Steinbrüche verborgen liegen, sollen nie wieder an das Licht des Tages kommen."

René vermochte kein Wort zu sagen, Lachaussée faßte seine Hand.

„Ich bin fertig" — sagte er. „Nun die letzte Bitte. Sie wird Ihnen zu erfüllen schwer sein, aber denken Sie

sich, Sie wären ein Priester — ein Büßer, der dem Verurtheilten in den letzten Augenblicken zur Rechten stehen muß. René, lassen Sie mich einen Kuß auf Ihre Stirn drücken, ich küsse in Ihnen — die einst geliebte Susanne."

René fühlte sich hingezogen, und der Verbrecher preßte seine glühenden Lippen auf die Stirn des jungen Mannes.

„Nun leben Sie wohl! Ich bin stark, gerüstet zum letzten, furchtbaren Gange."

„Lachaussée," rief der junge Herzog, überwältigt von seinen Empfindungen, „weshalb haben Sie das Geheimniß verschwiegen? Oh, es wäre Alles besser geworden."

„Es ist ein Verhängniß, welches Alle umstrickt hat," sagte Lachaussée; „wir müssen es erfüllen."

„Gott stehe Ihnen bei!" sagte René. „Fassen Sie Muth."

„Muth!?" rief der Verurtheilte sich erhebend. „Ich habe ihn. Ich sterbe auf dem Platze la Grêve; ich werde nicht zittern, nicht winseln. Ich werde sterben wie Der, den einst diese Zelle als Gefangenen beherbergte." Er wies auf eine Stelle an der Wand. René bemerkte hier die eingehauenen Buchstaben F. R. „Diese Buchstaben bedeuten Franz Ravaillac. In dieser Zelle hat der Mörder Heinrich's IV. gesessen."

René schauderte. „Ich gehe," sagte er; „denken Sie an Gott."

„Sie wollen es, daß ich mich mit ihm beschäftige — es sei. Schicken Sie mir den Dominikaner." Er winkte mit der Hand, wendete sich ab und summte eine choralartige Melodie. René verließ die Zelle.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später. Dichte Menschenmassen drängten und schoben sich auf der Place Dauphine; die berittenen Hoquetons, die Soldaten und Stadtknechte bahnten sich

mühsam einen Weg durch das Gedränge, wobei sie ihre Hellebardenstiele, die flachen Klingen ihrer Säbel und die Stöcke in Bewegung setzten. Das Geheul, die Witze und Zoten der Zuschauermassen verstummten endlich, als von dem Montgommerythurme der Conciergerie das Todtenglöcklein zu läuten begann und zugleich der Gesang der Dominikaner, das „Requiem“ erschallte. Die Hauptpforte des Gebäudes öffnete sich und eine Abtheilung Infanterie schritt heraus. Sie bildeten bis zur Place Dauphine ein Spalier, dann folgte der von einem Pferde gezogene Karren. Auf demselben saßen ein Dominikanermönch und Lachaussée. Der Geistliche hielt dem Verurtheilten das Crucifix vor und schien eindringliche Ermahnungen an ihn zu richten. Neben dem Karren schritten die Diener der Conciergerie, und eine Abtheilung Polizeisoldaten schloß den traurigen Zug, dessen Unheimlichkeit noch durch den eintönigen Gesang und durch den Anblick der geisterhaft schreitenden Mönche vermehrt wurde, welche über ihre Köpfe die schwarzen Kapuzen gezogen hatten, so daß nur die Augen sichtbar waren.

Sobald das Volk des Verbrechers ansichtig ward, erschallte ein furchtbares Pfeifen, Heulen und Zischen. Die Wuth des Pöbels sowohl als der besseren Klassen war gleich groß gegen die Giftmischer; es wurden Versuche gemacht, das Soldaten-Spalier zu durchbrechen, und nur mit Anstrengung vermochte die Escorte die Angriffe der Menge zurückzuweisen. So fortwährend bedroht, beschimpft und verhöhnt, gelangten Lachaussée und seine Begleiter auf den Grêveplatz. Der Galeerensträfling war gefaßt und ruhig, er hörte mit verächtlichem Lächeln die Rufe „Giftmischer!“ „Menschenfeind!“ An der Ecke der Straße Tanerie nahm die Aufregung so gewaltig zu, daß man es fast nicht mehr vermochte, den wüthenden Massen zu wider-

stehen, und nur die Besonnenheit des Dominikaners verhinderte einen blutigen Zusammenstoß der Zuschauer mit den Soldaten — denn der Mönch begann das „Salve regina“ zu singen, in welchen Gesang die Menge nach altem Brauche mit einstimmen mußte. In diesem Augenblicke lenkte der Karren auf den Grèveplatz. Lachaussée zuckte empor. Vor ihm, dem Stadthause gegenüber, erhob sich das Schaffot.

Es war ein hohes Gerüst, zu welchem zwei Treppen ohne Geländer führten. Ein Piquet Dragoner umstand den Bau. Oben auf der Plattform gewahrte man fünf Menschen in Hemdsärmeln und vor diesen lagen vier Balken; Stricke, Stangen und einige Dinge, deren Zweck nicht enträthselt werden konnte, lagen umher. Am Fuße der Treppe hielt der Karren. Es herrschte in der ganzen Menge das Schweigen des Grabes, als Lachaussée, der noch nicht fest auf den Beinen stehen konnte, von dem Karren herunter gehoben ward, und von Gerichtsdienern unterstützt, die Verlesung des Urtheils noch einmal hören mußte. Die Stimme Bachot's vernahm man deutlich bis zum Quay Peltier, dann sah man den Dominikaner den Verbrecher küssen, und Beide stiegen die Treppe hinauf. Lachaussée schien neue Kräfte vor dem Augenblicke des Todes geschöpft zu haben. Er warf sein Wamms von sich, wehrte die Henkersknechte ab und stand fest, unerschütterlich da, als wären seine Glieder nie durch die Folter verrenkt. Noch ein Mal blickte er weit um sich, schaute empor zu dem Dache des Stadthauses, welches die Strahlen der Sonne vergoldeten, dann warf er einen Kuß auf die Richtung der Straße Jouy in die Luft und überlieferte sich den Henkern, wobei er mit lauter Stimme sagte: „Schlaget fest und sicher.“ Im Nu war er auf die Balken gelegt, neben ihm kniete der Mönch. Ein bärtiger Mann trat hervor, dieser

Mann schwang eine eiserne Keule im weiten Kreise um seinen Kopf, die Knechte hielten die Stricke — plötzlich fuhr die Keule mit furchtbarer Gewalt nieder — ein Knacken, als bräche eine Glasstange, schallte über den Platz — der Gemarterte zuckte — immer fiel das gräßliche Werkzeug nieder auf den Körper und brach die Glieder durch seine wuchtigen Schläge — aber Lachaussée schrie nicht — er wimmerte nur leise.

„Ein Blitzkerl! ein hartgesottener Bursche! Schade um ihn!" tönte es durch die Reihen der Menge.

„Denke an Gott! denke an Gott! Herr erbarme Dich seiner!" raunte der Mönch dem Sterbenden in das Ohr.

„Den Gnadenschlag!" rief jetzt laut Bachot dem Henker zu. Wieder schwang der Scherge die Keule. „Hinüber im Glauben an Christi Barmherzigkeit!" rief der Mönch. „Der letzte Augenblick ist gekommen. Rufe laut den Namen des Erlösers!"

Sausend fuhr die Keule herab und zerschmetterte die Brust des Verbrechers. Er stieß einen Schrei aus, den ersten, den er gethan, seitdem die fürchterlichen Martern ihm die Glieder zerrissen — es war sein letzter.

„Rufe den Namen des Erlösers!" schrie der Dominikaner ihm noch ein Mal zu — aber der Verbrecher rief den heiligen Namen nicht, er murmelte leise: „Susanna." Dann hatte er verendet. Rings um das Schaffot wirbelten die Trommeln der dienstthuenden Soldaten; dieser Schall rollte die Gassen entlang, bis er sich an der Stelle brach, wo die Straßen Jouy und St. Antoine zusammentrafen; die Herzogin Damarre hörte die Wirbel, und in ihrem stillen Zimmer warf sie sich auf die Kniee, um zu beten, statt des Crucifixes hielt sie das Futteral in Händen, welches René ihr vor einer Stunde von Lachaussée überbracht hatte. — —

Das Ende eines gefahrvollen Weges.

Die herbstlichen Winde jagten bereits durch die Gärten und über die Terrassen der Palläste. Der königliche Hof hatte Versailles dessenungeachtet noch nicht verlassen, denn die Witterung schien den Ausflügen in den Park günstig, auch wollte der König in diesem Jahre das Vergnügen der Jagd besonders häufig genießen. Es war eine glänzende Saison. Madame Henriette war aus England zurückgekehrt, wo ihre Mission bei Karl II. als vollständig gelungen betrachtet werden konnte. Man wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um über Holland herzufallen. Der Herzog von Orleans und seine Freunde hielten sich scheinbar zum Hofe, obwohl sie nur gezwungen gehorchten, denn noch seufzte in Rom der verbannte Chevalier de Lorraine, und seine Genossen brüteten Rache. So lange Madame lebte, kam der Chevalier nicht wieder in das lustige Paris. Die heitere Herzogin schien gar keine Notiz zu nehmen von dieser Mißstimmung, welche sie erzeugt hatte. In Saint-Cloud hielt sie einen glänzenden Hof, dessen Reizen sich sogar der störrische Gemahl unterwarf, da er umgänglich wurde.

Fern von diesem heitern Treiben, noch immer glücklich in dem Bewußtsein, den König anschauen, ein freundliches Wort von ihm erhaschen zu dürfen, lebte Louise von La Vallière einsam inmitten des prunkvollen Hofes. Sie hatte nur eine Genugthuung, die, daß die Königin von Frankreich sich mit ihr beschäftigte. Sie sah ohne Neid, wie die Montespan eine Staffel der Ehre nach der andern erstieg; aber als eines Tages der hartherzige Geliebte gar zu nichtachtend auftrat, da wagte sie mit Thränen in den Augen zu fragen:

„Sire, haben Sie denn kein Fünkchen der alten Neigung mehr für mich?“

Der König war unglücklicher Weise an jenem Tage grade in seiner Despotenlaune, und ergriff die Gelegenheit, die La Vallière zu verstoßen. Er sah sich einige Augenblicke im Zimmer um, und faßte einen kleinen spanischen Hund, der noch obenein den häßlichen Namen Malice führte; diesen Hund packte er beim Genick und warf ihn der La Vallière in den Schooß, mit den Worten:

„Hier, Madame, nehmen Sie was Ihnen gebührt.“

Das war ein Unterschied gegen die Betheuerungen in dem Parke von Versailles. Die La Vallière weinte nicht, sie stöhnte nicht — sie blieb stumm und nahm sanft den kleinen Hund in ihre Arme, dann ging sie aus dem Zimmer, während der König sich mit der Montespan unterhielt, in deren Wohnung die Scene stattgefunden hatte.

Louise von La Vallière war am schrecklichen Ziele ihres gefahrvollen Weges angekommen. Sie flüchtete nach Chaillot. Frau von Montespan war die Herrin; nur Lauzun stand noch im Wege. — —

„Sie verheimlichen mir Etwas, Marquise,“ sagte der König, indem er eines Nachmittags bei der Montespan verweilend, seinen üblichen Gang durch das Zimmer machte.

„Ich schweige, weil ich Ihnen, Sire, nicht Kummer bereiten mag.“

„Aber — Sie erwähnen Lauzun's fortwährend. Ich habe keine Ruhe mehr um dieses Menschen willen. Mein Bruder, die Herzogin, die Königin, ein Minister — selbst Bontems beschwören mich, die Heirath nicht zuzugeben, und Sie, Athénais, Sie behaupteten schon in Dünkirchen: der Graf und die Prinzessin seien heimlich vermählt. Ich kann es kaum glauben. Diese Frechheit wäre entsetzlich — wo sind die Beweise, meine schöne Freundin?“ fragte lächelnd der König, indem er seine Hand auf den reizenden Nacken der Favoritin legte.

Athénais fühlte an der heißen Berührung, daß der Monarch einer schwachen Stunde entgegenging. Sie wußte, daß in dieser Zeit ihre Gewalt allmächtig war. Sie lächelte mit unbeschreiblicher Anmuth und sagte: „Sire, ich könnte diese Beweise wohl bringen, allein es werden Personen compromittirt, die Ihnen und mir nahe stehen."

Der König zog seine Hand zurück. „Immer diese Rücksichten," sagte er. „Ich dachte, Sie hätten die Beweise in der Hand, Marquise."

„Der Günstling steht fest," sagte Athénais zu sich. „Oh, Sire — ich könnte sie schaffen, wenn es — sein müßte, gewiß. Doch bedarf es noch der Beweise? Graf Lauzun hat von der Prinzessin das Gut Saint-Fargau, das Fürstenthum Aumale und die Herrschaft Dombes zum Geschenk erhalten."

„Ist die Schenkung wirklich vollzogen?"

„Vor drei Tagen, Sire. Schenkt man das einem Geliebten?"

„Weshalb nicht?" sagte der König, sich wieder der Marquise nähernd. „Ich schenke mehr — wenn Sie wollen."

„Oh — mir erhalten Sie Ihre Liebe, Sire," sagte Athénais. „Es ist das Höchste — das Herrlichste. — Ich würde nie auf diese ungeheuren Glücksgüter sehen, wie Graf Lauzun — oh, Verzeihung, es ist Ihr Freund, freilich kein zarter, edler Freund, der einer Prinzessin von Frankreich anmuthet, ihm die Stiefel auszuziehen."

Der König blickte zornig auf. „Genug — Louvois und Condé haben mir schon diese Nachsicht zum Vorwurf gemacht — ich werde den Grafen vernehmen lassen."

„Das ist ein edles Verfahren, Sire. — Wie aber, wenn nun plötzlich Graf Lauzun Enthüllungen machte über seine geheime Verheirathung? Wenn er ohne Scheu, und

bei seiner Keckheit ist ihm das wohl zuzutrauen, zarte Verhältnisse der Prinzessin enthüllte? Wenn er prahlte, sich auf Verpflichtungen beriefe, welche Mademoiselle von Montpensier vielleicht eingegangen ist? Können Sie wissen, Sire, welche Verträge, Verbindungen zwischen Lauzun und der Prinzessin bestehen? Die furchtbare Nahrung, die kaum dem Scandale durch die Beendigung des Giftprocesses entzogen wurde, wird leicht auf's Neue zugeführt, und wer weiß, ob die gräuliche Procedur mit dem Liebestranke nicht wieder die Gemüther erbittert?"

„Sie meinen also — — Lauzun müßte? —"

„Sofort verhaftet werden, Sire. Er muß in Sicherheit gebracht werden, bevor er sprechen kann. Graf Lauzun ist ein verkörpertes Staatsgeheimniß."

Der König dachte einen Augenblick nach. „Die Prinzessin ist toll genug," sagte er. „Sie hat von je her so gehandelt. Sie ritt eben so heiter in die Stadt Orleans ein, als sie die Kanone von der Bastille auf den Louvre abfeuerte — ja, sie ist zu Allem fähig. Lauzun werde bestraft für seinen Dünkel, man kann ihn immer wieder freilassen."

„Wenn er nur erst einmal zwischen Kerkermauern sitzt — dann bleibt er ein Gefangener," murmelte Athénais.

„Außerdem," sagte der König, „fällt mir ein — ich treibe gern zuweilen Intrigue — man könnte für den Herzog du Maine ein Pathengeschenk erhalten."

Der Herzog du Maine war jenes Kind, welches die Montespan in der Straße des Minimes geboren hatte.

„Wie, Sire?" fragte Athénais, „Sie glauben — —"

„Lassen Sie mich machen, Athénais," versetzte der König lächelnd und wieder den Hals der Marquise umschlingend. Ein Kuß erstickte die Frage der schönen Frau. — — —

Als der König in sein Kabinet ging, rief er dem Herrn

von Crequi zu: „Ich wünsche die Herren von Forbin und d'Artagnan zu sprechen."

Crequi verbeugte sich erbleichend. „Wem gilt diese Vorkehrung?" sagte er leise zu sich.

Forbin und d'Artagnan waren gefürchtete Namen. —

Abends beim Cirkel des Königs erschien Lauzun. Nie waren der König und die Montespan heitrer gewesen. Der Graf stand im Gespräche mit dem neapolitanischen Gesandten, als die Marquise auf ihn zutrat. „Mein lieber Graf," begann die Heuchlerin, „werden Sie mir zürnen, wenn ich Ihnen einen Auftrag gebe?"

„Sie haben zu befehlen, Madame," entgegnete Lauzun. „Hollah!" sagte er zu sich, „wo soll das hinaus? Sie ist freundlich? Achtung!"

„Ich weiß, daß Sie ein Steinkenner sind. Hier, diese kostbare Rivière wünschte ich nach englischem Geschmacke umgefaßt. Ich weiß, Sie beschäftigen Herrn Vallot, den geschicktesten Goldschmied auf dem Quay des Orfèvres, würden Sie mir die Steine umfassen lassen?" Sie reichte dem Grafen ein Schmuckkästchen.

„Es ist nichts Verfängliches," dachte Lauzun. „Ich werde den Auftrag pünktlich ausrichten, Madame," setzte er laut hinzu. „Sie scheint zahm zu werden, die Gute," murmelte er leise. „Oh — wenn ich nur erst die Prinzessin meine Gattin nennen könnte — Du sollst mir die Artilleriebefehlshaber-Stelle büßen — Landwirthstochter aus der Marche."

Graf Lauzun hatte am folgenden Tage nichts Eiligeres zu thun, als den Schmuck bei Vallot, seinem Juvelier auf dem Quay des Orfévres, abzugeben und eine geschmackvolle Fassung der Steine zu verabreden. Nachdem der Graf noch einige Minuten in dem Laden des Baders La Vienne verweilt, trat er auf die Place Dauphine. Er bemerkte hier

verschiedene Gruppen von Leuten, die sich angelegentlich über die Sitzungen des Châtelet unterhielten. Herr Penautier war nach diesen Sitzungen vollkommen von dem Verdachte der Betheiligung in dem berüchtigten Giftprozesse freigesprochen worden.

Der Graf mußte bei dem Durchschreiten dieser Gruppen vielfache Bemerkungen über seinen Geschäftsfreund hören, dem die Menge ein gleiches Schicksal wie Lachaussée wünschte. Auch dem Grafen selbst, dessen Persönlichkeit allgemein bekannt war, wurden beißende Bemerkungen an den Kopf geworfen, was diesen jedoch durchaus nicht weiter kümmerte, denn abgesehen von der Gleichgültigkeit, die er stets an den Tag legte, wenn eine Gefahr drohte, hefteten sich die Blicke Lauzun's jetzt unverwandt auf einen Cavalier, der nicht weit von dem Hause des Baders promenirend, eine Person zu erwarten schien und bei dieser Beschäftigung bemüht war, sein Antlitz möglichst zu verbergen. Graf Lauzun hatte bald den Marquis d'Effiat erkannt. Es schien dem Grafen — er wußte sich selbst nicht zu sagen, weshalb? — auffällig, daß der Marquis kurze Zeit darauf mit einem Manne aus dem Volkshaufen sprach, daß dieser Mann sich schnell entfernte, als eine Patrouille von vier Hoquetons, über den Pont-Neuf kommend, sich dem Platze näherte. Noch mehr aber ward der Graf betroffen, als er den Mann um die Ecke biegen und in das Hinterhaus des Baders eilen sah. Graf Lauzun wurde neugierig. Er sah, wie Effiat auf dem Posten verharrte. Da es irgend einem leichtfertigen, galanten Liebeshandel gelten konnte, so wollte der Graf durchaus der Sache auf den Grund kommen. Er ging gerade dem Marquis entgegen. Schon hatte er einige Male scherzhaft gedroht, als er zu seiner Verwunderung sah, wie Effiat ihm kalt den Rücken wendete, nicht einmal den Hut lüftete, sondern vielmehr jede Begegnung mit Lauzun vermeiden zu

wollen schien, denn er schlug sich in die nächste Gasse. Lauzun ärgerte diese Zurückhaltung. Er beschloß in seine Wohnung zu gehen und dort einige Zeilen an den Marquis zu schreiben, welche Erklärung über das seltsame Gebahren fordern sollten, denn die Cavaliere jener Zeit hielten sehr streng auf gegenseitige Höflichkeit.

In seiner Wohnung angekommen, setzte sich Graf Lauzun also an den eleganten Schreibtisch und begann zu schreiben. Er hatte soeben die ersten Worte: „Mein lieber Marquis“ auf das Papier geworfen, als er an die Thür seines Arbeitskabinets klopfen hörte. Der Graf wandte sich in seinem Sessel und erblickte auf der Schwelle seinen Kammerdiener. Das war durchaus nichts Ungewöhnliches, allein hinter dem Kammerdiener gewahrte Graf Lauzun noch drei Gestalten, die ihm denn doch als seltene Gäste seines Hôtels erschienen: den Major Forbin mit zwei Gardisten. „Was giebt es, Benoit?“ fragte Lauzun, ohne aufzustehen.

„Herr Graf,“ stammelte Benoit, „der Herr Major von Forbin mit — — —“

„Nun? Forbin? ah — mein lieber Major, ich bitte, treten Sie näher.“

Der Major trat ein.

„Sie müssen einen Augenblick verzeihen,“ sagte Lauzun, „ich habe nur einige Zeilen an den Marquis — —“

„Verzeihen Sie mir, Herr Graf,“ entgegnete Forbin artig, „wenn ich das Ende Ihres Briefes nicht abwarte, sondern Sie bitte, mir zu folgen.“

„Eine Berufung zum Könige? so früh schon? und so eilig? Ah — Seine Majestät haben etwas Wichtiges, ohne Zweifel.“

„Allerdings ist es eine Berufung, nur leider nicht zu Seiner Majestät. Herr Graf, ich habe Befehl, Sie um Ihren Degen zu bitten.“

Lauzun sprang aus seinem Sessel empor und stieß die Feder auf die Tischplatte. „Sie sollen mich also verhaften?"

„Es ist so, Herr Graf. Hier die Ordre der Majestät."

Lauzun warf einen Blick auf das ihm wohlbekannte lettre de cachet, er erbleichte trotz seines Muthes, denn der Befehl lautete: ihn in die Bastille zu liefern. „Wer hat das gethan gegen mich?" rief er. „Oh — brauche ich denn zu fragen? Sie war es, die boshafte Natter, sie hat ihn gehetzt, gestachelt. Herr von Forbin, ich bitte Sie mich auf Ehrenwort für eine halbe Stunde frei zu geben. Ich stelle mich pünktlich wieder ein."

„Ich bedaure," entgegnete der unerschütterliche Major. „Meine Ordre ist streng. Sie werden nicht mehr anderswohin gehen, als in die Bastille."

„Ich setze Ihnen Widerstand entgegen."

Forbin öffnete statt aller Antwort die Thür des Gemaches. Lauzun hatte Anfangs zwei Gardisten bemerkt, jetzt sah er zehn vor seinem Kabinet.

„Die Soldaten haben strenge Befehle. Zwingen Sie uns nicht zu Gewaltthaten, Herr Graf."

Lauzun hatte so vielerlei Wandlungen, so manches Auf- und Niederwogen seines Lebensschiffes durchgemacht und ertragen, daß er schnell genug sich in diese neue Fatalität zu finden wußte. Er nahm den Vorfall, in Gegenwart des Majors und seiner Diener, von der heiteren Seite. „Gut," sagte er lachend, „wohnen wir wieder ein paar Tage in der Bastille, es ist nicht das erste Mal. Man befindet sich dort nicht schlecht. Benoit, meinen Mantel, meinen Hut, die Handschuhe. Stecke Geld in die Börse."

Während Benoit dem Grafen behülflich war, die Toilette zu vollenden, und Forbin stumm einige Gemälde im Zimmer betrachtete, sagte Lauzun:

„Dem Marquis d'Effiat bringe doch eine Empfehlung

von mir: Ich sei verhindert worden, ihm zu schreiben, aber etwa — Donnerstag oder Freitag werde ich ihm meine Aufwartung machen, um eine Erklärung zu erhalten. Er wird schon wissen, um was es sich handelt. Wenn Penautier schicken sollte, so sage: ich sei vor Donnerstag nicht wieder aus der Bastille zurück, dann wollen wir weiter sprechen. So — Herr von Forbin, wenn es gefällig wäre?"

Der Major ließ die Garden präsentiren, Lauzun grüßte militärisch und ging dann mit Forbin, von den Wachen umgeben, die Treppe hinunter. Dicht vor dem Hause hielt ein Wagen, in den der Graf und der Major stiegen und der Beide in die Bastille führte.

Hier angelangt merkte Lauzun sogleich, daß dieses Mal seine Haft eine strengere sein werde. Herr von Besemaux war zwar artig, aber kalt. Der Graf ward in ein sehr enges, ärmlich ausgestattetes Zimmer gebracht, und ohne ein Wort zu sprechen, schlossen die Porteclefs den Günstling ein.

Lauzun gerieth nun erst in die größte Wuth. Er stampfte, schlug und schrie laut. Er verfluchte die Marquise, die Unselbstständigkeit des Königs, und seine Ausbrüche waren so leidenschaftlich, daß sie durch die dicken Mauern des Kerkers gehört werden mußten, denn mitten in seinem Toben vernahm er Schläge gegen das Kamingitter des über ihm befindlichen Gefangenzimmers. Er hielt inne. Sobald Stille eingetreten war, rief eine Stimme durch den Kamin hinab: „Zum Teufel, mein Herr, wer Sie auch sein mögen, rasen Sie nicht so herum. Sie berauben uns des einzigen Trostes, den wir genießen können: des Schlafes. Gewöhnen Sie sich an Ihr Schicksal möglichst bald. Wir haben eben so toll gebrüllt wie Sie — es hilft aber Nichts. Man wird zuletzt sehr ruhig; wenn Sie, wie ich, erst sechszehn Jahre lang hier gesessen haben

werden, dann können Sie über Alles lachen." — Lauzun schauderte. Sechszehn Jahre! sechszehn Jahre im Kerker — er, der geschmeichelte, vergötterte Günstling. „Es ist unmöglich — er kann es nicht wollen," sagte er zu sich. „Nein, es darf nicht sein. Bin ich nicht stets aus der Gefahr glücklich entkommen? Lagen nicht meine Feinde immer wieder mir zu Füßen? Aber halt — keine Täuschung, Antoine! Du standest zum ersten Male einem Weibe gegenüber, das mit der Gewalt der Reize die Gewalt des Geistes, die Wuth der Intrigue verbindet — Du bist verloren, Dein Glanz ist erloschen. Die La Vallière war Dir nicht gewachsen — sie liebte den König nur; die Montespan ist über Dir — sie will den Monarchen beherrschen."

Er that einen Gang durch das Zimmer. „Noch giebt es Wege," sagte er. „Was kann meinen Sturz bewirkt haben?" Lauzun brauchte nicht lange zu denken. „Ich hab' es. Es ist mein Verhältniß zur Prinzessin — oh, sie haben Alle gegen mich gearbeitet. Ich wußte es. Sie thaten schon in Flandern die Köpfe zusammen. Aber noch ist Hoffnung. So lange ich in der Bastille bin — bin ich in Paris, und in Eurer Nähe, Bestien — Ihr sollt mich kennen lernen. Morgen werde ich meine Geschosse entladen. Einen Brief an die Montpensier — einen an den Italiener, die Marquise soll beschimpft werden, koste es was es wolle. Wenn ich nur Desgrais sprechen könnte." Nach diesem Selbstgespräch überkam ihn wieder eine unendliche Wehmuth. Er eilte zum Kamin und rief hinauf:

„Mein Herr!"

„Was giebt es?" fragte die Stimme von oben.

„Wenn Sie jemals die Freiheit erhalten," rief Lauzun, dann erzählen Sie der Welt: daß unter Ihnen im Thurme der Bastille Graf Lauzun, der Günstling des Königs, der sich den Allerchristlichsten nennt, gefangen saß, weil dieser

Günstling über Wortbruch des Monarchen murrte, und weil er der Maitresse Montespan nicht die sammtbeschuheten Pfoten küssen wollte. Erzählen Sie Jedem: daß die Montespan ein satanisches Weib ist, vor dem die Welt sich hüten möge. Adieu!"

„Adieu, mein Herr!" antwortete die Stimme. „Ich werde nicht ermangeln, wenn ich frei komme, zu sprechen."

Es war eine kleine, unbedeutende Rache, ein Ausschütten seines wutherfüllten Herzens; aber Lauzun fühlte sich ein wenig erleichtert. Weshalb vermachte er diesen Ausbruch des Zornes einem fremden, vielleicht gefährlichen Manne? — Lauzun konnte hoffen, schneller frei zu werden, als Jener. — Nein, finstere Ahnungen stiegen in der Brust des Vermessenen auf — er sah eine lange, lange Reihe von Tagen enger Kerkerhaft vor sich, sein Glück hatte ihn verlassen. Er warf sich matt und gebrochen auf das harte Lager, und seit langen Zeiten zum ersten Male wieder füllten Thränen die Augen des kühnen Höflings.

Nach einer in Trauer und Aufregung durchwachten Nacht wollte Graf Lauzun durchaus von Herrn von Besemaux Schreibmaterialien erhalten; aber der sonst so gefällige Kommandant der Bastille ließ ihm melden, daß er zu seinem Bedauern Befehl erhalten habe, dem Herrn Grafen Lauzun weder Bücher noch Papier oder Federn zukommen zu lassen. Graf Lauzun sah also, daß er ein streng gehaltener Gefangener war. Er warf sich in den schmutzigen Sessel, rührte das einfache Frühstück kaum an und vertrieb sich die Zeit damit, über die Nichtigkeit und Erbärmlichkeit menschlicher Größe nachzudenken. Diese Betrachtungen setzte er fort, bis der Abend hereindunkelte. Er hörte die Uhr der Bastille die sechste Stunde schlagen. Als der Hammer zum letzten Male angeschlagen hatte, öffneten die Schließer des Gefängnisses die Thür und ließen einen Mann zu dem

Gefangenen hinein. Dieser Mann trug militairische Kleidung, hatte einen Mantel umgeworfen und einen langen Degen an seiner Seite. Lauzun erkannte sofort den Herrn von Artagnan.

Der berühmte Capitain der Mousquetairs reichte dem Grafen die Hand, ein mitleidiger Blick aus seinen klugen Augen fiel auf den Gefangenen und ohne weiter auf nähere Auseinandersetzungen einzugehen, sagte d'Artagnan: „Mein werther Herr Graf, nehmen Sie Ihren Mantel und folgen Sie mir.“

„Bin ich zum Könige befohlen?“ fragte Lauzun.

„Nein. Sie verlassen mit mir Paris.“

Lauzun setzte sich einen Augenblick nieder. Er war so betroffen, daß er nicht zu stehen vermochte, denn nun schien sein Urtheil gesprochen, seine Feinde hatten Alles erreicht, er konnte nicht mehr das Ohr des Monarchen erreichen, wenn er ein Mal fern von Paris war. „Wohin, Herr von Artagnan, führen Sie mich?“ fragte er.

„Sie werden es erfahren.“

Lauzun sprach nicht weiter, sondern zog seinen Mantel über, setzte den Hut auf und sagte: „Gehen wir, Herr von Artagnan.“ Der Graf wußte, daß er von jetzt an einer schweren Haft unterworfen wurde, denn Herr von Artagnan führte nur die Befehle des Königs aus, wenn es sich um wichtige Unternehmungen handelte. Die Leute, welche seiner Obhut anvertraut wurden, gingen in die Verborgenheit — in das Vergessenwerden. D'Artagnan ließ den Grafen voranschreiten. Im Zimmer Besemaux's nahm man dem Gefangenen die gefüllte Börse ab, doch erheiterten sich Lauzun's Blicke flüchtig, als er seinen Kammerdiener Benoit gewahrte.

„Sie dürfen Abschied von Ihrem Diener nehmen, Herr

Graf," sagte Herr von Artagnan, sich zu dem Kommandanten wendend.

Lauzun zog Benoit auf die Seite. „Suche den Doctor Exili auf," flüsterte er Benoit zu, „und sage ihm, er solle handeln für mich. Königliche Belohnung wartet sein, wenn er mir hilft." Dann sagte er: „Ich bin fertig," Herr von Artagnan."

Der Capitain nahm Lauzun's Arm. Im Hofe der Bastille wartete eine geschlossene Kutsche; sie war mit vier Postpferden bespannt. Auf dem Bocke saßen der Kutscher und ein Gardist, hinten auf dem Dienersitze zwei andere Soldaten. Lauzun und d'Artagnan stiegen hinein, die Pferde zogen an, und bald lag die Bastille hinter dem Gefangenen und seinen Wächtern. — —

Es war eine lange, lange Reise. Die Nächte blieb d'Artagnan im Zimmer Lauzun's, wenn sie in irgend einem Wirthshause Halt machten. Beide sprachen wenig mit einander während der langen traurigen Fahrt. Große Städte vermied der Hüter Lauzun's. Endlich kamen sie in eine lustige, grünende Ebene; die herbstliche Jahreszeit schien hier dem Frühling Platz gemacht zu haben. Die Bäume und Wiesen, die Büsche und Blumen grünten, dufteten, als wäre der Mai gekommen. Am Horizonte stiegen schneebedeckte Berge empor, die Gebirgswasser rauschten munter neben dem Fahrwege. Als die Kutsche hinabfuhr in ein herrliches Thal, streckte d'Artagnan seinen Kopf aus dem Schlage. „Wir sind am Ziele," sagte er.

Lauzun blickte nun ebenfalls hinaus. Da lag vor ihm auf einem Berge ein Schloß mit mächtigen Mauern, von dem viereckigen Thurme überragt; unten breitete sich eine kleine Stadt aus, welche prachtvolle Fichtenwälder umgaben, die sich bis in die Schluchten der Gebirge hineinzogen.

„Dies ist das Ziel unserer Reise?" fragte Lauzun.

„Ja, mein Herr Graf,“ antwortete d'Artagnan. „Hier ist Ihr künftiger Wohnort. Sehen Sie ihn vor sich, es ist die Citadelle von Pignerol.“

Lauzun lehnte sich stumm in den Wagen zurück. — — Eine halbe Stunde später hielt der Wagen zwischen den Mauern der Citadelle. Ein finsterer, hochaufgeschossener Mann trat heran. Er trug ein Hauskleid von schwarzer Serge, eine seidene Kappe auf seinem kurzgeschornen Haare; das wachsgelbe Gesicht theilte ein ungeheurer Knebelbart in zwei Hälften.

„Sie bringen mir den Gefangenen Seiner Majestät, Herr von Artagnan?“ fragte er.

„So ist es, Herr von Saint-Mars,“ entgegnete d'Artagnan aussteigend.

Man half Lauzun aus dem Wagen, ein Kommando Soldaten umringte ihn sogleich.

„Ich habe gestern Abend die Nachricht durch den Courier erhalten,“ schnarrte Saint-Mars. „Er ist einen Tag vor Ihnen aus Paris abgereist.“

Lauzun sah d'Artagnan noch einmal an. „Leben Sie wohl, Capitain,“ sagte er.

D'Artagnan drückte die Hand des Grafen.

„Wohl Ihnen,“ versetzte der Graf, „Sie können mit den Waffen in der Hand sterben. Das ist der bessere Theil des Soldaten, die Höflinge Ludwig's beschließen ihr Leben im Kerker.“

Der Gouverneur Saint-Mars verzog keine Miene. „Ihre Papiere, Herr von Artagnan,“ sagte er.

Der Capitain überreichte zwei Briefe. Saint-Mars durchsah sie flüchtig. „Es ist, wie ich vermuthete,“ versetzte er. „Graf Lauzun, Sie sind mein Untergebener. Kommen Sie, Ihr Gefängniß ist bereit.“

Die Soldaten führten Lauzun hinweg, Saint-Mars ging vorauf. Durch viele Gänge und Windungen schreitend, gelangte der Zug endlich bis vor eine Kerkerpforte. Saint-Mars öffnete sie, ein kleines Gemach, mit den nothdürftigsten Meubles ausgestattet, zeigte sich den Blicken des Grafen.

„Dies ist fortan Ihre Wohnung; die Regeln des Schlosses werde ich Ihnen morgen mittheilen. Gehen Sie."

Lauzun athmete mühsam und blickte zurück in den Gang vor dem Kerker, die Sonne warf ihre Strahlen durch die kleinen, vergitterten Fenster.

„In saecula saeculorum!" sagte der gestürzte Günstling, die Schwelle überschreitend.

Endlose, schreckliche Tage der Gefangenschaft. Marternde Erinnerungen an entschwundenes Glück! Trauer über die verlornen, vernichteten Güter! Wuth bei dem Gedanken an den Triumph und den Hohn der Feinde! Haß gegen die Anstifter des Unheils — das sind die Furien, welche den Grafen Lauzun im Kerker zu Pignerol peinigen.

Der finstere Kerkermeister Saint-Mars, der dem Leser schon aus den Schilderungen des alten Villebois bekannt ist, ließ ihm nur wenig freie Stunden. Ein Stücklein Rasen, auf welches der Fuß des Grafen trat während der kurzen Zeit des Mittagsspazierganges, der blaue Himmel über Pignerol's Citadelle, die erquickende Luft des Gebirges, das waren die Schätze Lauzun's, der sonst mit Gütern der Erde spielen konnte. Die Welt war für ihn verschwunden mit ihrem Treiben; er hegte keinen Haß mehr, er fühlte keine Liebe; seine kleine Kerkerzelle wurde ihm theurer, als die prunkvollen Gemächer königlicher Schlösser jemals gewesen waren. Nur in Träumen gedachte er der Prinzessin und sah sich geschmückt mit der herzoglichen Krone, dann stiegen die Gelüste nach Hoheit in ihm auf; aber

wenn er die strahlenden Dinge erfassen wollte, dann erwachte er, und die Sonne schien in sein Gefängniß.

Saint-Mars hielt jede Verbindung, jedes Zusammensein der Gefangenen für ein Verbrechen, daher hatte der Graf nur Unterredungen mit dem Schließer. Keinen Trost, keine Aussprache! Die Bibel und die Geschichte des heiligen Franziscus waren seine Unterhaltung.

Eines Tages ging der Gefangene zwischen den Mauern spazieren. Er blickte die Wolken an, welche über das finstere Schloß dahinzogen, in welchem die Ruhe des Grabes herrschte. Seit drei Wochen war Lauzun ein Gefangener. — Da steigt über den Wall eine Gestalt. Sie ist einfach gekleidet, ein schönes, ehrwürdiges Antlitz fesselt des Grafen Blick. Dieses Antlitz ist früh gealtert durch Unglück, Kummer und zertrümmerte Hoffnungen, und dennoch erkennt Lauzun diese Züge, er kann sich nicht täuschen — nein, er weiß ja, daß die Mauern Pignerol's auch den als Gefangenen einschließen, der jetzt wenig Schritte vor ihm steht — es ist der Mann, der einst Millionen vertändelte, der Königen berauschende Feste gab, der die höchsten und schönsten Frauen zu seinen Füßen sah, der im rasenden Spiel auf eine Karte, auf den Sprung eines Würfels Summen setzte, welche genügten, einen fürstlichen Haushalt zu bestreiten, und der lächelnd diese Summen verlor, der befestigte Inseln besaß, und endlich gedemüthigt, als Verbrecher angeklagt, nackt und bloß in den verschlossenen Wagen gepackt, als ein Geschändeter nach Pignerol geliefert wurde — Lauzun sah vor sich den einst mächtigen Finanzminister: Fouquet.

Lauzun hatte als kleiner Junker im Hause Grammonts und der Soissons den gewaltigen Mann angestaunt, dessen riesige Geldmittel ihm Könige unterwarfen, hatte mit bewunderndem Schauer den Sturz vernommen. Als Lauzun's Glück im Aufblühen war, welkte der Ruhmeskranz des

Ministers bereits, — nun standen sie Beide sich gegenüber im Kerker von Pignerol und dieser Kerker machte Alles gleich — das Glück und die Jahre waren entschwunden.

„Ich bin Fouquet," sagte die Gestalt, „man hat mir mitgetheilt, daß Sie ein Gefangener des Nordthurmes seien. Sie sind der Graf Lauzun?"

„Man hat die Wahrheit berichtet, Herr von Fouquet", antwortete Lauzun. „Ich grüße Sie und Ihr Unglück."

„Ich möchte aus der Welt Etwas hören."

„Es wird unmöglich sein, Ihnen Nachrichten zu geben."

„Mein Kerker stößt an den Ihrigen. Weiter brauche ich nichts zu sagen."

„Sie haben Recht. Ich schlage ein Loch durch den Kamin."

Die Unterredung ward gestört, denn eilig kam eine Wache herbei, den Exminister zu holen. Lauzun hörte die wüthende Stimme Saint-Mars, dann ward auch er in seine Zelle geführt. Saint-Mars hatte den strengsten Befehl, Fouquet mit Niemandem sprechen zu lassen, und weil der Graf diesen Befehl vereitelt hatte, durfte er drei Tage lang nicht aus dem Kerker. Lauzun benutzte die Zeit; er versicherte sich durch Klopfen, daß Fouquet ihn höre, und in der zweiten Nacht begann er zu arbeiten. Nach sechs Tagen hatte er ein Loch geschlagen. Fouquet erschien an der Oeffnung. Sie konnten sich erzählen, sie konnten die Erlebnisse beschreiben; Fouquet erfuhr viel Neuigkeiten vom Hofe; er seufzte — seine Feinde lebten noch immer, glänzten noch immer. Lauzun kittete die Steine mit Brodteig fest, und so entging die Oeffnung den Spähern.

Fouquet schilderte in der Stille der Nacht dem Grafen die wunderbaren Begebenheiten seines Lebens.

Die ehemaligen Größen der eleganten, frivolen Welt wurden in der Stille des Kerkers Philosophen, sie lächelten

über die erbärmliche Hohlheit ihrer einstigen Genossen. Lauzun erfuhr schreckliche Dinge von der Unversöhnlichkeit des Königs, als Fouquet ihm klar darlegte, daß seine Einkerkerung nicht erfolgt sei, weil er Millionen unterschlagen habe, sondern weil er die Eitelkeit Ludwig's verletzte und als triumphirender Nebenbuhler auftreten konnte.

„Diese war es, deren Gunstbezeugung ich genießen wollte," sagte Fouquet, ein unter der Bettstelle verborgenes Portrait hervorziehend. „Ich würde vielleicht gesiegt haben, wenn Ludwig nicht meine Freiheit geraubt hätte. Er fürchtete mich, und deshalb ließ er mich in Kerkernacht begraben." Er hielt das Portrait an die Oeffnung. Der Mondstrahl fiel scharf auf die bleichen Züge des Bildes.

„La Vallière," rief Lauzun erstaunt. „Ah — nun begreife ich Ihr Unglück, Sie werden nicht wieder die Freiheit erhalten."

„Ich erwarte es auch nicht," sagte Fouquet ruhig.

„Aber dieses Bild ist mein Schatz, ich liebte sie wirklich, und ich beweine ihr Schicksal, dessen traurige Wendung Sie mir soeben verkündeten; diese Montespan ist ein Teufel. — Der König mußte in solche Hände fallen, um ganz fühllos zu werden. Er achtet hinfort Nichts mehr, er wird die Montespan bei Seite schleudern, wenn er ihrer satt geworden ist."

„Und dabei hier — hier verdorren zu müssen," knirschte Lauzun, „zwischen diesen dumpfen Mauern; eingesperrt durch Willkür, durch schamlose Intrigue, in der Kraft der Jahre, ohne Aussicht auf Befreiung — oh, giebt es einen elenderen Gefesselten, als ich es bin?"

In diesem Augenblicke drangen die Töne einer Mandoline durch die Stille der Mondnacht; sie schienen auf den silbernen Strahlen des Gestirnes in die Gewölbe der Kerker zu schweben. Der Spielende mußte ein Meister des

Instrumentes sein, denn die Melodie ward trefflich wiedergegeben. Es war eines jener spanischen Lieder, welche zwischen Lachen und Weinen dahinsterben. Lauzun horchte gespannt, die lautlose Stille machte diese Unterbrechung doppelt reizend. „Was ist das?“ fragte er leise. „Woher kommt das?“

„Das sind die Weherufe eines Gefesselten, der noch elender ist, als Sie und ich. Er darf sich nicht zeigen vor den Menschen, darf sein Antlitz nicht offen tragen, selbst nicht dann, wenn der Tod ihn dereinst befreit. Er ist ein lebendes Räthsel, ein schreckliches Geheimniß, das da wandelt. Es ist der wichtigste Gefangene des Herrn von Saint-Mars, kurz und gut, der Zitherspieler ist der Mann mit der eisernen Maske,“ flüsterte Fouquet.

„Also doch!“ rief der Graf verwundert. „Der König hat nie zu mir davon gesprochen. Jenes Gerücht ist wahr? Der maskirte Gefangene ist unser Kerkergenosse?“

„Er ist unter diesem Dache, er ist elender, als ein Mensch aus der großen Welt es fassen kann, begraben bei lebendigem Leibe, eingesargt und —“ Fouquet brachte seinen Mund dicht an die Oeffnung, „fühlen Sie die Größe des gekrönten Verbrechers, Ludwig XIV. genannt — jener maskirte Gefangene ist des Königs Bruder.“

Lauzun that einen leisen Schrei. Die beiden Kerkernachbarn schwiegen. Langsam und klagend verhallten die letzten Accorde des Liedes, und tiefe Ruhe lagerte sich über Pignerol's Citadelle.

— — — — — — — — — — — —

In jener Nacht strahlten die Fenster des Louvre von Paris von Lichtglanz. Quadrillen wogten in den Säälen auf und nieder. Der König führte soeben Madame de Montespan zu dem mit Blumen umstellten Sitze, der neben der Königin Platz errichtet war. Ludwig beugte sich zu

der Geliebten. „Sie haben mich entzückt,“ flüsterte er. „Deshalb soll Ihnen verziehen sein.“

Athénais schlug ihre schönen Augen zum Könige empor. „Wer soll verziehen sein? Habe ich Etwas verbrochen, Sire?“

Der König ließ sich neben ihr nieder. „Ich habe heut Mittag eine Unterredung mit der Prinzessin von Montpensier gehabt. Sie bittet flehentlich um Freilassung Lauzun's. Sie haben mich getäuscht, Athénais; die Prinzessin hat auf das Schlagendste bewiesen, daß der Graf nicht mit ihr vermählt ist, daß er nur zu hoffen wagte und ohne meine Einwilligung nie diesen Schritt thun wollte. Er ist unschuldig eingekerkert.“

Athénais von Montespan lächelte den König an, sie berührte leise seine Hand. „Habe ich mich getäuscht, Sire? so — dann hat man mich hintergangen. Ich hatte die Nachricht von guter Seite. Da aber Graf Lauzun einmal in Pignerol ist, so dächte ich, Sire, wir ließen ihn dort, es ist besser für **Ihre** — für **meine** Ruhe, und ich weiß: Sie sehen mich gern glücklich.“

Der König küßte die Hand der Marquise. „Es bleibe so, wie es ist,“ sagte er, „Lauzun war mir schon zu hoch gestiegen, und Ihre Ruhe, Athénais, soll nicht gestört werden.“ Er erhob sich und ging zur Königin.

Dieses Wort wird der Marquise am Tage des Gerichts furchtbar vergolten werden. Lauzun hat eilf Jahre im Kerker geschmachtet.

Die Giftmischer in Saint-Cloud.

Der Leser weiß, daß die Anwesenheit der reizenden Herzogin von Orleans in Saint=Cloud den Herbst zum Frühlinge umgeschaffen hatte. Freilich that die Natur das Ihrige, um diese Wandlung zu begünstigen, denn seit langen Jahren war ein schönerer Herbst nicht über Frankreichs Fluren gekommen. Die milde Luft gestattete Ausflüge in das Freie, welche sich bis spät in die Nacht hinein dehnten und in dem reizenden Parke bewegte sich eine frohe Gesellschaft beim Scheine des Mondes; Saitenspiel und Gesang durchtönten die Haine, deren Laubwerk in den prächtigsten Farben schillerte. Der König wollte diesem lustigen Treiben nicht fern bleiben; während man in seinem Kabinette den Krieg vorbereitete, während die Arsenale und Werkstätten die Rüstungen gegen Holland betrieben, fuhr Ludwig mit den Schönen seines Hofes nach Saint=Cloud, um hier einige heitere Stunden zu genießen; dann zog eine reichgeschmückte Schaar nach Versailles, wo der König wiederum sich revanchirte, und so wechselten die Vergnügungen ab. Jede Wolke schien zerstreut — das schreckliche Geheimniß, welches in dem Körper der Stadt Paris gewaltige Zerstörungen anrichtete, war durch den Eifer der Richter entdeckt, seine verderbliche Wirkung vereitelt worden. Nur hin und wieder tauchte noch ein Fall auf, der bei seinem Bekanntwerden freilich die Bevölkerung in die größte Besorgniß versetzte; der König befahl erneuerte Vorsicht. Vorzüglich wurde in einem besonderen Rathe die Verfolgung der noch unentdeckten Verbrecher beschlossen. Wo barg sich Exili? Er schien seit Lauzun's Einkerkerung verschwunden. — — Indessen störte diese Vorsichtsmaßregel das heitere Leben des Hofes nicht. Ein ländliches Fest füllte die Räume des

Schlosses von Saint-Cloud mit hohen Gästen. Henriette von Orleans veranstaltete ein Winzerfest. Sie erschien als Weinbäuerin, der Herzog als Weinbauer, König, Königin und alle Damen mußten in ländlichem Staate sich zeigen. Das edle Naß floß in Strömen, auf dem breiten Rasenteppich tanzte man in bunten Kreisen um einen hohen, mit Bändern und Kronen verzierten Mastbaum nach bäuerischen Instrumenten, wie Dudelsack, Querpfeife und Fiedel. Inmitten der allgemeinen Lust hatte man auch der Armen nicht vergessen. Vor dem Gitter des Schlosses lagerten Schaaren von Bettlern aller Art. Sie erhielten reichlich von dem Tische des Hofes, und Mancher sättigte sich herrlich. Ein besonderes Vergnügen der jungen Cavaliere bestand darin, diese Bettler zu reizen, indem einer der Bettelnden besonders bevorzugt wurde, was dann häufig zu blutigen Raufereien des Gesindels führte.

Einer der jungen Herren ging seit längerer Zeit vor dem Gitter auf und ab. Er spähte in dem Bettlerhaufen umher; wahrscheinlich wollte er sich eine passende Person zu den bevorstehenden Kämpfen der Lungerer auswählen. Endlich schien er den Rechten gefunden zu haben. Er stand still. Seltsamer Weise näherte sich jedoch der Bettler dem Cavalier in fast cordialer Weise; er nahm zwar eine bittende Geberde an, aber die Unterhaltung zeugte von einer großen Vertraulichkeit.

„Mein Freund," sagte der Cavalier, „die Zeit ist kostbar. Seid Ihr entschlossen?"

„Ich bin es, gnädiger Herr," antwortete der Bettler. „Mein Plan ist vollständig gemacht. Sehen Sie dort unten den Pavillon?"

„Gewiß."

„Dort steht die Vaisselle des Schlosses. In diesen Pavillon gelange ich hierdurch." Er zeigte die breite Spitze

eines Brecheisens, welches er unter seinen Lumpen verborgen hatte. „Sobald ich im Innern angelangt bin, öffne ich den links stehenden Schrank, in diesem ist die Hausapotheke der Herzogin. Eine blaue Phiole enthält das Mittel, welches sie braucht, seitdem sie aus England zurück ist; ich mische die Dosis hinein."

„Werden Sie aber glücklich in den Pavillon kommen? Sie wissen, die Dienerschaft ist auf den Beinen, der Pavillon ist bewohnt."

„Ich habe seit drei Tagen die Gelegenheit erforscht. Sie müssen nur zwei Dinge festhalten: Sorgen Sie, daß Niemand in die Nähe des Wasserfalles komme, der hinter dem Pavillon sich in das Becken stürzt; die Tänze nehmen ja alle Gäste in Anspruch, während dessen steige ich ein; dann wenn ich gefangen werden sollte, bin ich ein gewöhnlicher Dieb in Saint-Cloud, aber ich bin auf der schwarzen Liste — Sie müssen mich frei machen."

„Lassen Sie das unsre Sorge sein. Wie kommt Ihr Mittel an die Herzogin?"

„Ich sagte es Ihnen schon. Das bittre Pulver, welches Madame unter ihr chicorirtes Wasser, das einzige Getränk, dessen sie sich bedient, nehmen muß, ist ein Mittel von dem Doctor Gueslin zusammengesetzt. Madame trinkt häufig, besonders während des Festes. Ich habe genau ausgekundschaftet, daß die Phiole im Schranke jenes Pulver enthält, die Köche in St.-Cloud sind meine Genossen. Wenn die Herzogin auch heute nicht fällt, sie ist jedenfalls ein Kind des Todes, die Dosis aus Saint-Croix's Laboratorium trotzt der ärztlichen Kunst."

„Eilen Sie, und wenn Alles vollendet ist, suchen Sie mich zu erspähen."

Morel, denn dieser steckte unter der Maske des Bettlers, verschwand unter den Büschen des kleinen Bosquets.

Nach wenig Sekunden erschien er im Parke. Er kroch mehr als er ging durch die Alleen. Endlich war er in die Nähe des Pavillons gekommen. Vorsichtig spähte er umher. Die Fenster waren durch eine Art von Jalousien geschlossen, welche in eisernen Bändern hingen. Es war keine Kleinigkeit, bis an diese Läden zu kommen, denn das Mauerwerk, ein hohes Parterre bildend, war ohne jeglichen Vorsprung. Morel hatte jedoch schon die Gelegenheit ausgefunden. Dicht hinter dem Pavillon strömte ein kleiner Bach; über diesen war eine zierliche Brücke geschlagen, deren Geländer fast an das Gemäuer des Pavillons streifte. Stieg man auf dieses Geländer, so konnte man die untere Seite der Fensterläden erreichen. Morel beschloß, hier seine Arbeit zu beginnen; freilich war es mühsam, aber von einer anderen Seite in den Pavillon zu gelangen, war ohne Gefahr der Entdeckung unmöglich, denn überall sah man die Diener. Morel rechnete auf die, dem Pavillon gegenüber stattfindenden Tänze. Diesen schaute Alles aufmerksam zu, die Gaffer zogen sich also nach vorn, an den Eingang des Pavillons; während dessen wollte Morel durch die Hinterfenster einbrechen, um die tödtliche Dosis in das Gefäß zu schütten, welches die Mischung für den Gebrauch der Herzogin aufbewahrte. Er hatte bereits einen Fuß auf das Geländer gesetzt; in der Entfernung jubelte der Tanz, die Rufe und Instrumente klangen. Morel vernahm plötzlich, dicht in seiner Nähe, Stimmen. Eilig duckte er sich und kroch unter eine der mächtigen Sumpfstauden, welche den Uferrand dicht neben der Brücke bedeckten. Er sah zwei Personen über die Brücke kommen: eine Dame und ein Herr waren in heftigem Gespräche begriffen.

„Zurück, Verwegener," sagte die Dame, „Sie haben die Frechheit, mich zu verfolgen? Weshalb nahten Sie mir im Umkreise eines königlichen Schlosses? was wollen Sie?"

„Madame," entgegnete der Herr, „ich bin genöthigt dazu. Sie wissen, daß man mich auf's Neue verfolgt. Wenn ich ein Mal ergriffen sein werde, dann — mein Beschützer ist verhaftet, eingekerkert, er dankt es Ihnen."

„Frecher Sünder, wie wagen Sie es — —?"

„Madame, ich weiß es. Benoit der Kammerdiener hat mich benachrichtigt; Graf Lauzun fordert mich auf: ihn zu rächen, aber ich will es fahren lassen dieses Geschäft der Rache, wenn Sie mich schützen. Weigern Sie mir Ihren Schutz, so spreche ich laut. Das Buch ist im Gewahrsam der Polizei, ich kann beweisen, daß Sie und die Brinvilliers es entwendeten, Ihr Vater ist der unheilvolle Bewahrer der schrecklichen Recepte gewesen. Mag ich zu Grunde gehen, gut — aber Ihre Feinde, Madame, werden nicht müssig sein. Schon tauchen aus dem Dunkel auf's Neue Hände hervor, welche Gifte streuen, Saint-Croix's Vermächtnisse tragen Zinsen. Heben Sie meine Verfolgung auf, Madame; ein Wort von Ihnen und ich bin nicht mehr genöthigt, mich in den Höhlen der Steinbrüche zu verbergen. Ich verlasse Paris."

„Sie haben es mir schon ein Mal versprochen."

„Ich konnte nicht fort ohne meine Schätze. Ich vermochte nicht Sie zu sprechen; erst heute war es mir gestattet, mich unter dem Schutze dieser ländlichen Maske Ihnen zu nähern."

„Gut denn, mein Herr, hören Sie: Ihre beispiellose Frechheit würde mir eine ewige Pein verursachen. Sie hätten mich für immer in Ihren verfluchten Händen; wie Sie die Andern gehalten haben, würden Sie mich umklammern, ein solches Leben ist schrecklicher als der Tod. Ich nehme einen hohen Flug und darf kein Gewicht, wie Sie es sein würden, an meinen Schwingen dulden; also: Thun Sie, was Sie wollen. Ich wage den Kampf mit

Ihnen. Von dieser Stunde an werde ich Alles aufbieten, Sie greifen, fesseln zu lassen. Ich bin die Mächtige, und ein Wort von mir läßt den Giftmischer in den Cachots der Bastille verfaulen. Ehe Sie gesprochen haben vor den Richtern des Châtelet, sind Sie ein lebendig Begrabener."

„Wohlan denn, kämpfen wir, Madame."

„Gleich jetzt, ich bin es zufrieden! Hülfe! Räuber!" rief die Dame. Der Herr verschwand im Gebüsche.

Kaum hatte die Dame den Ruf ausgestoßen, als ein großer, starker Mann auf die Brücke eilte. „Sie riefen?" fragte er. „Himmel, Frau von Montespan."

„Oh — Sie sind es, Herr Desgrais? Weshalb kamen Sie nicht eine Minute früher? Der Mensch, welcher mich verfolgte, war der italienische Doctor."

„Exili?" rief der Gefreite. „Also irrte ich nicht. Seine Gestalt war mir auffällig, ich verfolgte ihn, als er sich hieherzog. Teufel — ich bedaure."

„Wie kommen Sie nach St. Cloud?"

„Bei heitren Festen darf die Polizei nicht fehlen, Madame."

„Herr Desgrais," sagte Frau von Montespan, sich vorsichtig umschauend, „wenn Sie mir den Italiener lebendig oder todt überliefern, soll der Weg bis zum Polizeilieutenant von Paris nicht mehr lang für Sie sein."

„Ich werde mein Bestes thun, gnädige Marquise." Er führte die Montespan hinweg.

Morel kroch unter dem Busche hervor. „Das sind herrliche Entdeckungen," murmelte er. „Oh — nun bin ich sicher." — Er horchte. Einige Minuten vergingen. Dann rauschte es in den Büschen und die dunkle Gestalt Exili's trat wieder hervor. Morel erhob sich. Der Italiener hielt ein Messer in der Hand, dessen Klinge durch das Dunkel blitzte, wenn aus weiter Ferne ein Strahl der

Lampen auf die Fläche fiel. Sein Anzug war der eines Dorfgeistlichen; in dieser Maske war es ihm gelungen, sich unter die Gesellschaft zu mischen.

Morel wollte zweifache Beute machen; als daher der Italiener einen Schritt vorwärts that, richtete er sich aus der Tiefe auf und sagte laut: „Guten Abend, Giftdoctor." Er hatte kaum Zeit, sich schnell wieder zu bücken; denn das Messer des Italieners fuhr nach ihm durch die Luft.

„Wer war es?" fragte Exili.

„Gemach," rief Morel, „ein Freund. Spart Eure Stöße, ich bin es: Morel."

Exili trat zurück. „Woher kommst Du? was bringst Du? Hefte Dich nicht an meine Schritte."

„Ich habe hier Geschäfte, wie Sie," grinste Morel, „ich habe Alles gehört, was Sie mit der Montespan gesprochen."

„Teufel, das darf nicht sein," rief Exili, sein Messer hebend.

„Senken Sie Ihre Waffe. Ich schreie Hülfe und Sie werden gejagt, wie das Thier des Waldes."

„Du? Bist Du nicht dem Gerichte verfallen? Hüte Dich!"

„O ja doch — ich bin es. Aber wenn ich der Frau von Montespan behülflich bin, den Doctor Exili zu fangen, dann bin ich nicht verfallen — dann bin ich frei. Verstehen Sie wohl?"

Exili machte eine zornige Geberde.

„Sie haben mich verloren, Herr Doctor. Sie bedürfen der Gefährten. Der geheime Bund der Straße Bernadins ist gesprengt, die Brüder des Collegiums verläugnen Sie — also nehmen Sie mich zum Genossen an. Ich koche fast so trefflich, als Sie. Also wollen wir zusammen arbeiten.

Schlagen Sie ein. Der Bader La Vienne ist der Dritte im Bunde, und die Großen des Reiches brauchen uns."

Exili hob drohend den Arm. „Hüte Dich, Bestie," sagte er, „mir in das Handwerk zu pfuschen! Hüte Dich, die Hinterlassenschaft Saint-Croix's in Deinem Dienste zu verwenden. Wenn ich Dich jemals wieder treffe, sollst Du verloren sein! Trefflich — herrlich! Du gedenkst mir Deine ekelhafte Person aufzudrängen? mir, dem Meister? Ich zertrete Dich, Wurm. Deine Keckheit kommt mir gelegen, sie hat Dich vernichtet. Wo ich Dich finde, greife ich Dich, und ausgeliefert sollst Du werden. Deine Person ist mein Schutz; ich werde beweisen, daß Du die Wissenschaft benutztest, um die Gifte — das Verderben unter die Menschheit zu schleudern."

„Hüten Sie sich, Prahler," rief Morel, „denn noch sind keine fünf Minuten verflossen, daß Desgrais Sie suchte, dem die Montespan große Belohnung verhieß, wenn er den Giftdoctor finge. Wir stehen Beide am Brette des Châtelet. Ich bin nicht weniger weit vom Grève-Platze, als der Doctor Exili."

Der Italiener murmelte einen Fluch und eilte in das Dunkel der Büsche zurück.

„Wieder Einen geschlagen," lachte Morel; „an's Werk." Er schwang sich auf das Geländer. „Wenn ich es glücklich ausführe, fällt alle Schuld auf den Italiener. Man hat ihn gesehen — also ist er der Bandit."

Morel stieß das Eisen zwischen die Fugen, er begann seine Arbeit. Bald klafften die Läden auseinander, der Strolch hob sich bis zur Brüstung des Fensters empor, seine Kniee hatten das Mauerwerk erreicht, klirrend fielen die Scheiben. Morel horchte, das schwere Eisen hielt er schlagfertig in der Faust. Niemand störte ihn, und mit einem

Satze schwang er sich in das Zimmer. Die Läden zog er hinter sich wieder zu.

Jetzt kam ein Mann aus den Büschen hervor. „Zum Henker,“ murmelte er, „ich hörte doch deutlich eine Scheibe klirren. Etwas geht hier vor.“ Er zog ein Pistol; da Alles ruhig blieb, ging er den Parkweg hinunter.

Diesen Augenblick benützte Morel, der den Lauernden wohl bemerkt hatte. Er löschte sein Licht und sprang aus dem geöffneten Fenster auf die Brücke. Der Mann mit dem Pistol war aber sogleich wieder in der Nähe.

„Hollah! Diebe!“ schrie er und feuerte. „Morel!“ rief er beim Blitz des Feuers. Allein der Strolch eilte über die Wiese dahin; so schnell der Gefreite ihn auch verfolgte — umsonst, der Bandit war in den dichten Hecken des Parkes verschwunden. Der Lärmen des Schusses, die Rufe Desgrais' führten eine Menge von Leuten herbei. Man eilte in das Zimmer. Der Laden des Fensters war aufgebrochen, man fand einige Stühle umgeworfen, dann aber sah man, wie die Thür eines Schrankes gewaltsam geöffnet, einige Gefäße zerschlagen worden waren, endlich wurde die Entdeckung gemacht, daß verschiedene Löffelchen und kleine silberne Büchsen entwendet seien. Der Schrank enthielt die Apotheke des Schlosses, und Saint-Foix, der Leiblaquai, kam mit einer Nase davon.

„Es war der Schurke Morel,“ sagte Desgrais; „er steckt wieder mit Exili zusammen. Weshalb waren sie sonst Beide hier in Saint-Cloud?“

Den Tag nach diesen rauschenden Festlichkeiten benutzten zwei Damen zu einem Spaziergange in dem Park. Madame Henriette von Orleans und Frau de Vergues lustwandeln. Madame sieht bleich aus.

„Es ist eine Folge der Aufregung des Festes,“ sagte Frau de Vergues.

Sie plaudern weiter von der Schönheit der Welt, von der Freude, die sie genossen.

„Ich bin doch nicht glücklich," sagte die Herzogin, sich auf die Schulter der Freundin lehnend, und eine Thräne blitzt in ihren Augen. Madame de Vergues sucht die trüben Gedanken zu zerstreuen.

„Sehen Sie dort," sagte die Herzogin, „schwebt nicht dort durch die Allee ein weißes Gebilde auf uns zu? Ja — Sie sehen es nicht? Halt — es verschwindet."

„Kommen Sie zurück in das Schloß, Madame, Sie sind erregt, leidend."

Die Herzogin ließ sich zurückführen. Um Sie zu zerstreuen, führte man sie in das Erdgeschoß des Hauses, wo Monsieur sich von einem englischen Künstler malen ließ. Sie lächelte recht bitter. Plötzlich erhob sie sich.

„Madame de Vergues," sagte sie, „holen Sie mir ein Glas von meinem chicorirten Wasser."

Man brachte es. Die Herzogin setzte das Glas an ihre Lippen und trank es hastig aus. Als sie den letzten Tropfen geleert hatte, seufzte sie und sagte: „Mein Gott! mein Gott!"

Wie durch einen Zauberschlag ging die furchtbarste Veränderung mit der schönen Frau vor: bleich, zitternd und bebend schien sie plötzlich um zehn Jahre älter geworden zu sein.

„Ich sterbe — helft mir!" mit diesem Schrei sank sie nieder. Man brachte sie zu Bett, der Arzt ward geholt — er zuckte bedenklich die Achseln. Boten fliegen nach Paris, nach Versailles. — Ein Wehruf tönt durch das Schloß — Madame stirbt! — Den Herzog von Orleans überfällt tödtliche Angst. Er wirft sich an dem Bette der Gattin nieder.

„Oh, Monsieur," wimmert die Leidende, „Sie haben mich nie geliebt."

Nun zucken die Lippen, die Augen rollen, der Schweiß rinnt nieder. Gueslin, Fagon, die Aerzte erscheinen. Die Symptome sind verdächtiger Art, sie erinnern an schreckliche Ereignisse, und als der dritte Arzt, Esprit, eintrifft, ist es entschieden.

„Die Herzogin von Orleans ist vergiftet.“

Der Schrecken leiht dem Blödesten Worte. „Gift! Gift!“ Mit diesem Schrei empfängt man den König, der in rasender Eile von Paris ankommt. Ludwig erzittert und vermag kaum die Stufen zum Schloß hinanzusteigen; er schreitet mit Bangen durch die Gemächer in das Krankenzimmer der Herzogin. Hier waren die Dienerschaft, Monsieur und die Damen de Vergues, de Lafayette, so wie die Aerzte versammelt; unmittelbar nach dem Könige trafen die Königin und Frau von Montespan ein. Ludwig sah mit Entsetzen das Antlitz der noch vor wenig Stunden so reizenden Herzogin. Breite Furchen, als hätte die schöne Frau Jahre lang gelitten, zog der Schmerz über die Wangen, eine grünliche Farbe legte sich in diese Gruben, die Zähne schienen aus dem Munde wachsen zu wollen, und der Körper bebte in Fieberfrost.

Der König winkte dem Doctor Esprit, während die Damen an das Bett der Herzogin traten. „Mein Herr,“ sagte er, „ich befehle Ihnen, die Wahrheit zu sagen. Was haben wir zu hoffen?“

„Nichts, Sire,“ entgegnete Esprit. „Der Puls geht zu Ende, die Extremitäten sind kalt, der Himmel will es. Madame mag sich vorbereiten: in wenig Stunden ist sie bei Gott.“

Der König näherte sich jetzt der Kranken. Er hatte sie einst geliebt, alle Welt wußte es; in diesem Augenblick sprach er von geistlichen Dingen. Madame hatte ihr volles Bewußtsein, nur zuweilen verließ es die Kranke, kehrte aber

schnell zurück. In solchem Momente näherte sich ihr der Marschall Grammont. Sie streckte ihm die feuchte Hand entgegen.

„Leben Sie wohl, Marschall! Sie verlieren eine gute Freundin.“

„Madame,“ schluchzte der Marschall, „es ist nicht möglich.“

„Doch Herzog, mich rettet Niemand; ich bin vergiftet! Bosheit hat mich getödtet!“

Der König vernahm diese Worte genau, vielleicht hatte die sterbende Herzogin sie absichtlich so scharf betont. Er erhob sich. Ihm gegenüber saß auf einem Tabouret sein Bruder, der Herzog von Orleans. Ludwig blickte mit seinen großen Augen den Herzog durchdringend an, dieser Blick war fragend und drohend zugleich; aber Philipp von Orleans hielt ihn aus.

Während dessen hatten die Aerzte Alles angewendet — vergebliches Mühen! Als Lord Montaigue, der englische Gesandte, nahte, verlor Madame die Besinnung. Die königliche Familie nahm weinend Abschied. Ludwig küßte die Hand der Sterbenden, welche ihm noch den letzten, großen Dienst geleistet hatte. Henriette schlug die Augen auf. Sie gewahrte Lord Montaigue und begann englisch zu sprechen; dann rief sie in französischer Sprache laut: „Den Leib des Herrn!“ — Nun stammelte sie wieder in ihrer Muttersprache einige Reden, die Montaigue beantwortete.

Alles verließ das Zimmer, als Condon, der Beichtvater, erschien. Noch ein Mal grüßte der König, dann eilte er, sein Gesicht verhüllend, hinaus, und ohne sich umzusehen, stieg er in den Wagen.

Madame beichtete und empfing die letzte Oelung; hierauf nahm sie Abschied von Allen. Wieder flammten die Augen, welche gemacht waren, Alle zu entzücken, hoch auf;

endlich schlossen sie sich halb — ein leises Röcheln verkündete das Nahen des Todes. Sie ergriff das Crucifix, welches sie lange in ihren Händen hielt, und drückte es an die kalten Lippen. Nach einer kleinen Weile entfiel es ihr. Einige heftige convulsivische Bewegungen — dann trat Ruhe ein, die schönen Glieder streckten sich, zwei oder drei leichte Zuckungen spielten um den reizenden Mund — Henriette von Orleans hatte geendet. Es war zwei Uhr Morgens. —

Als Ludwig die Nachricht des Todes erhielt, sagte er zur Montespan:

„Die Gifte fressen weiter; ich werde auf's Neue Gericht halten lassen."

„Sire, der Italiener war in Saint-Cloud," flüsterte Athenais. „Ich habe ihn am Abend vor dem Verscheiden der Herzogin gesehen. Lassen Sie den Genossen des Grafen Lauzun verhaften."

Ludwig schauderte. „Oh — gewiß. Aber wenn der Italiener Geständnisse macht? wenn er" — der König stockte — wenn er Personen anklagt, die dem Tode von Madame nicht fremd sind? Personen, die — —"

Ludwig suchte nach Worten.

„Deshalb, Sire, muß der Italiener ergriffen werden von Vertrauten, Verschwiegenen. Ein Verhör, eine Verurtheilung darf nicht stattfinden; gebrauchen Sie Ihre Macht, Sire, und lassen sie den Giftdoctor im Cachot der Bastille verkommen. Bessere Männer als der Italiener haben ohne Richterspruch, zur Sühne der beleidigten Majestät, hinter Kerkermauern ihr Leben geendet — weshalb den Giftmischer schonen, der vielleicht neues Unheil über gewisse Personen bringt?"

Der König seufzte schwer. „Sie sprechen besonnen, klar und in meinem Interesse. Ich werde den Doctor Exili greifen lassen, er muß verschwinden; aber ebenso nothwendig

ist es, die Person zu vernichten, von welcher das Unheil genährt wird. Die Marquise von Brinvilliers muß hervor aus den Mauern des Klosters, sie ist die Erbin der schrecklichen Kunst, sie darf nicht frei ausgehen. Oh" — rief er schmerzlich — „wenn ich nur eine Gewißheit hätte! Wenn ich nur mit freiem, offenem Blick sagen könnte: Mein Bruder, der Herzog von Orleans, ist schuldlos an dem Tode seiner Gattin. Ich würde einen Mordgesellen begnadigen, der mir darüber Gewißheit verschaffte."

„Lassen Sie den Gefreiten Desgrais kommen, Sire," sagte die Montespan.

Der König befahl dem Kammerherrn, den Gefreiten zu rufen. —

Eine Stunde später ließ Desgrais sich melden. Vorher hatte man aus seiner Wohnung eine tiefverschleierte Dame kommen sehen. Niemand kümmerte sich übrigens darum. Der Gefreite verkehrte mit allerlei Persönlichkeiten. Die Verschleierte war Frau von Montespan. Sie hatte dem Häscher genau mitgetheilt, was er dem Könige vorschlagen sollte.

Der Brunnen Pluto's.

Der Tod von Madame verfehlte nicht, ungeheures Aufsehen zu machen. Man wußte, daß eine Partei die politische Mission der Herzogin gemißbilligt hatte; es war aber auch bekannt, mit welchem Ingrimme der Herzog von Orleans der Verbannung seines Lieblings Lorraine zugesehen; man wußte, mit welchen gefährlichen Leuten die

Herzogin sich dadurch überworfen hatte und klagte laut den Herzog als Mörder seiner Gattin an. Die Unruhe wuchs auf's Neue. Einige Todesfälle, deren Symptome den durch Vergiftung erzeugten gleichkamen, vermehrten die Angst, und die Bevölkerung verdammte die nachlässige Führung des Prozesses, der so viele Angeklagte für schuldlos erklärt hatte. — Als man daher erfuhr, der König habe mit Mangot, La Reynie und dem Polizeiminister conferirt, sich endlich sogar Desgrais rufen lassen, war die Aussicht auf neues Verfahren eröffnet, und die Pariser hofften genaue Erkundigungen über den Tod von Madame einzuziehen. Der König hatte den Gefreiten in sein Kabinet geführt. Von ihm vernahm er: daß Frau von Montespan richtig gerathen habe, der Italiener sei im Parke gewesen. Dem Könige lag vor allen Dingen daran, die Vorgänge, den Tod der Herzogin betreffend, aufgeklärt zu sehen. War sein Bruder schuldig oder unschuldig? Um die Beantwortung dieser Frage drehte sich augenblicklich Alles. Ludwig mußte ungeheuern Scandal, furchtbare Ereignisse zu verhüten suchen. Die Kommission zur Untersuchung hatte, den Apotheker Guy Simon an der Spitze, in richtiger Erkenntniß zunächst das chicorirte Wasser einer Prüfung unterworfen und die Resultate der Untersuchung dem Könige überbracht. Man ging nun weiter und analysirte die Mischung, welche sich in der blauen Glasphiole des Apothekerschrankes befand. Hier fand Guy Simon Substanzen, scharfe Gifte, die genau mit den bei Saint-Croix entdeckten Präparaten übereinstimmten. Sobald aber dieser Anhaltpunkt gewonnen war, trat auch Desgrais mit seiner Beobachtung hervor, und es unterlag nunmehr keinem Zweifel, daß der emsig gesuchte Morel, einst Mitglied der schrecklichen Laboranten der Straße des Bernadins, das Gift in die Phiole geworfen hatte. Deshalb der Einbruch in den Pavillon! deshalb die Maske

eines Bettlers! Aber hatte dieser Schurke aus eignem Antriebe gehandelt? Unmöglich! Was kümmerte ihn die Herzogin? Es entstanden zwei Fragen: Wer gab Morel den Auftrag? Wie weit war der Italiener Exili betheiligt? — Die Beantwortung der letzten Frage machte den König höchstens neugierig, vor der Beantwortung der ersten zitterte er. Wenn wiederum die Richter eingriffen, dann war eine schreckliche Entdeckung, welche der Monarch fürchtete, nicht mehr zu bergen. Unter den Abkömmlingen des heiligen Ludwig thronte ein Giftmörder. Konnte der Italiener nicht beseitigt werden? Desgrais erhielt den Auftrag: auf Exili zu fahnden und ihn alsdann in die Bastille zu liefern. Morel hielt man für ein untergeordnetes Werkzeug.

Die Marquise von Montespan folgte ängstlich den Schachzügen des Gefreiten, der ihr den gefährlichen Gegner ausliefern sollte. Aber der Italiener mußte die Gewalten verborgener Mächte für sich haben, alle Bemühungen, ihn aufzufinden, waren vergeblich. Gleich einem Schatten, wankte er oft dicht vor den Spähern her, und wenn sie glaubten, ihn zu haschen, verschwand er vor den Augen der Diener La Reynie's. Frau von Montespan theilte ihre Stunden zwischen dem Hofdienste und Berathungen mit Desgrais, der eine große Neuigkeit brachte: Ein Mann war nämlich eines Abends im Refectorium der Patres von der Gesellschaft Jesu erschienen und hatte den Pater La Chaise zu sprechen verlangt. Als man ihn zurückgewiesen, weil der Pater auf einer Inspectionsfahrt begriffen, abwesend sei, bat der Mann dringend, ihn sogleich zu benachrichtigen, wenn La Chaise eingetroffen sein werde, da er ein wichtiges Bekenntniß ablegen wolle. Nach den von Desgrais eingezogenen Erkundigungen war jener Mann der Italiener Exili. Ohne Zweifel wollte er beichten, und wenn er die Geheimnisse der Marquise enthüllte, dann stand eine ge-

waltige Macht gegen Athénais auf. Sie hatte sich namentlich der Jesuiten nicht angenommen, deren Einfluß bei Hofe sich geltend machte. La Chaise erschien bereits im Kreise der Geladenen. Er wurde allgemein als der Nachfolger des Paters Ferrier bezeichnet, der des Königs Beichtvater war. Nun hatte Letzterer, und mit ihm die Brüder der Gesellschaft Jesu — man sagte, auf Anstiften der Königin oder deren Partei — schon einige Male dem Könige Vorstellungen über das gottwidrige Verhältniß gemacht, welches zwischen ihm und Frau von Montespan stattfand. Der König hatte streng jede Kritik seines Wandels verboten; wenn aber die der Montespan nicht freundlich gesinnten Jesuiten eine so furchtbare Waffe in Händen bekamen, als der Italiener sie zu liefern vermochte, dann war es leicht um den Einfluß der Marquise geschehen, und der Weg, den sie betreten, endete in der Verbannung, statt auf die glänzende Höhe zu führen. Der Italiener war zu fürchten. Seine Person mußte aus den Reihen der Lebenden oder doch der Freien verschwinden. Desgrais verdoppelte seine Bemühungen. Er brachte Tage und Nächte auf den Gassen zu. Exili wußte, daß die Verfolgung ihm drohte. Er suchte die Brüder des Collegiums zu gewinnen, aber sie schlossen ihm die Thüren. Er drohte mit Enthüllung des Bundes — sein Drohen blieb unbeantwortet. Nur im Dunkel der Nacht wagte der Italiener durch die Gassen zu schlüpfen. Sein Versteck waren die Steinbrüche von Montrouge, die engen Spalten der Kalkfelsen. Aus Paris konnte er nicht entfliehen, denn auf der Landstraße war er noch weniger sicher, als hier im Dunkel der unterirdischen Felsbrüche. Das Gesindel, welches sich hier verbarg, von dem Wunderhofe bei Nôtre-Dame in diese Winkel schlüpfte, um sich wieder in Stadt und Land zu vertheilen, war seine Gesellschaft. Der Doctor galt für einen

Häuptling, einen Hexenmeister. Er ward dieses Lebens überdrüssig, er beschloß zu handeln, den Kampf zu wagen und schrieb an Frau von Montespan. In diesem Schreiben theilte er der Marquise mit: daß er Willens sei, sie durch ein Bekenntniß zu compromittiren, wenn sie ihn nicht vor der Verfolgung schütze. Der Doctor benutzte die Nachtzeit, um diesen Brief in das Hôtel d'Orleans zu bringen, wo die Marquise wohnte. Als er zurückkehrte, gewahrte er zwei Männer, die ihn verfolgten. Exili ahnte, daß er in Gefahr schwebe, seine Flucht war eilig, und er nahm den Weg zur Straße Tournon, wo der Eingang in die Steinbrüche gähnte, obwohl er hier schon einmal unglücklich gewesen war — er wollte dennoch versuchen, den Verfolgern hier zu entschlüpfen. — —

Aber der Doctor besaß noch einen geheimen Feind: Morel. Der Bandit hatte den schweren Goldbeutel, welchen der Marquis d'Effiat ihm eingehändigt, in dem Gewölbe der Steinbrüche, neben den andern Schätzen, vergraben. Morel's Plan war gefaßt. Er wußte, daß sein Bekenntniß die hohen Herren vernichten konnte. Fing man ihn, so hoffte er mit Bestimmheit auf die Freilassung, wenn er drohte. Dann wollte er sich verpflichten, Paris zu verlassen. Lachaussée's Gold, eine Menge Früchte der nächtlichen Räubereien, barg das Dunkel der unterirdischen Gewölbe für Morel. Mit diesem Golde wollte der Bandit aus Paris flüchten, und dann in irgend einem Winkel den Raub behaglich verzehren.

Er hatte im Parke von Saint=Cloud ein neues Geheimniß entdeckt, er wollte den Doctor Exili als Gefährten haben, aber der Stolze wies den kleinen Banditen zurück. Wenn der Italiener aus dem Wege geräumt werden konnte, dann war Morel der alleinige Besitzer des Geheimnisses der Marquise. Jenes Buch kannte er wohl; die hohe, mäch=

tige Frau wurde immer wieder in das Treiben der Giftmischer gezogen, sie war eine Genossin der Brinvilliers, sie hatte alle Flüche mit auf sich geladen — Morel rieb seine plumpen Hände. Aber der Doctor? Er stand im Wege, er kämpfte mit der Montespan. — Wenn Morel ihn beseitigte, wenn es ihm gelang, sich den Weg zur Marquise zu bahnen, sich als ihren Befreier darzustellen, um ihren Schutz anzuhalten, im Nothfalle mit dem Geheimniß zu drohen? ja — das mußte gelingen. Und dann besaß Exili Gold, Schätze. Morel spürte ihm nach. Er verfolgte den Italiener durch die Nacht der Steinbrüche, er schlich hinter ihm her, wenn Exili durch die einsamen Gassen eilte. Zwei Mal hatte der Giftdoctor versucht, durch den Gang in das Haus Huet's zu dringen, aber die Pforte, welche in das Laboratorium führte, war verschlossen. Morel hatte die Gänge belauscht. Endlich erfuhr er, daß die Verfolger hinter dem Italiener her waren. Morel fesselte sich von nun an ohne Unterlaß an die Tritte Exili's, er kroch ihm nach gleich einer Schlange und sein schrecklicher Plan stand fest. — Der Bandit scheute den Italiener. Eine abergläubische Furcht hielt ihn ab, Waffen gegen den Doctor zu gebrauchen. Er betrachtete ihn als einen Gefeiten; auch die Gifte vermochten dem Meister nichts anzuhaben — aber Morel hatte aus seiner Jugend behalten, wie man Wehrwölfe tödten könne.

Ein rothes Licht beleuchtete die zackigen Vorsprünge der ungeheueren Sandsteinpfeiler, welche unter der südlichen Hälfte der Straße La Harpe die Stützen der Decke in den Steinbrüchen bilden. Dieses Licht schimmert aus der Blendlaterne Morel's. Der häßliche Molch hat Werkzeuge, Säge, Hammer und Beil neben sich. Er klopft und fugt zusammen. Was er zu Stande bringt, hat die Form eines kreisrunden Deckels. Dieser Deckel ist aus vier Brettern zusammen-

gesetzt, welche durch dünne Leisten mit einander verbunden werden. Als der Deckel gezimmert ist, nähert sich Morel einer Stelle im Erdboden. Er hält die Laterne vor sich und läßt das Licht spielen, ein finstrer Schlund gähnt aus der Tiefe, schwarze Nacht verwehrt dem Auge den Blick in diesen Rachen.

Der Rand dieses Schlundes war niedrig. Einzelne Felsstücke bildeten ihn, aber gewaltsam hatte eine geschäftige Hand mehre dieser Steine entfernt. Der tiefe Abgrund, welchen das Licht Morel's erschauen ließ, war der „Brunnen Pluto's," einer jener Schlünde der unterirdischen Gänge, deren Vorhandensein Niemand ahnte, die nur den Bewohnern der Steinbrüche bekannt waren. Die Richtung der Straße La Harpe enthielt zwei bis drei solcher Abgründe, von denen der eine später unter dem Namen Tombe Isoire bekannt geworden ist. Um die Besucher und Wanderer der Gänge vor Unglück zu bewahren, hatte man den Brunnen Pluto's mit einem starken Deckel geschlossen und auf diesen Steine gewälzt. Morel's nächtliche Arbeit entfernte den schützenden Verschluß. Er häufte am Rande des Brunnens kleine Steine umher, dann paßte er den leichten Deckel auf die Oeffnung und bedeckte die Bretter mit Sand und hohlen Schlacken. Ein starker Druck, eine größere Wucht, und die lose aneinander gefügten Planken mußten nachgeben.

Der Brunnen Pluto's lag in dem Hauptgange, gerade da, wo dieser die Nebengänge der Straßen: des Cordeliers und Noyers durchschnitt. Wer durch die Straße Tournon in die Steinbrüche kam, mußte hier vorüber, wer vom Platz Maubert in den Hauptgang wollte, mußte den Brunnen Pluto's ebenfalls berühren. Morel baute hierauf seinen Plan. Er schlich dem Italiener nach, er sah ihn in den Klüften von Montrouge verschwinden, aber noch immer mied

Exili den Ort, wo der Bandit ihm die schreckliche Falle gestellt hatte. —

Als der Doctor die beiden Männer gewahrte, ergriff er, wie wir wissen, die Flucht, um den Eingang an der Straße Tournon zu gewinnen. Zu seinem Schrecken sah er während des Laufes, daß an verschiedenen Ecken Posten aufgestellt waren, welche ihm den Weg versperrten; aber in dem Gewirre der Gäßchen wohl bewandert, gelang es dem Italiener, der einige Durchgänge, verfallene Mauern und Lücken benutzte, seinen Verfolgern zu entkommen. Athemlos erreichte er die Steinbrüche an der Straße Tournon. Früher als er hatte sich Morel hier eingefunden; der Famulus Huet's hatte ganz richtig aus den Bewegungen Exili's geschlossen, daß der Italiener die Pforte in der Straße Tournon gewinnen wollte. Er war daher auf einem kürzeren Wege, den die Häscher La Reynie's nicht verlegten, unter die Steinbrüche gekommen. Hier kauerte er sich nieder. Er hatte nicht lange so gewartet, als im Dunkel der Nacht, keuchend gleich einem gejagten Rosse, die lange Gestalt des Doctors daher stürmte. Exili schien des Weges genau kundig, denn er eilte sicheren Schrittes in den langen Eingang der Höhle, als sich plötzlich ein Wesen ihm in den Weg stellte.

Der Doctor prallte entsetzt zurück. „Wer da?“ rief er.

„Habe ich Euch endlich!“ schrie Morel. „Sie sind Euch auf den Fersen, ich weiß es; gut — ich will mir einen Preis verdienen. Ich halte Euch.“

„Wer seid Ihr, Schurke?“ rief der Doctor, seine Augen anstrengend, um die Finsterniß zu durchdringen.

„Morel,“ heulte der Bandit, „Morel, den Ihr nicht Eurer Genossenschaft würdigt — haltet, wir wollen zusammen sterben auf dem Grêve-Platz! Hui — Sie sind hinter Euch — hört Ihr?“

Wirklich vernahm man von außen her die Pfeifen der Verfolger. „Laß mich Morel," keuchte der Doctor. „Bist Du wahnsinnig? — Hinweg, Schurke — Sei vernünftig. Willst Du mich morden lassen?"

„Verbrannt sollt Ihr werden. Denn Eisen haftet nicht an Euch. Ich halte Euch fest, wir ringen mit einander."

„Gieb Raum! Morel, Du sollst meine Schätze theilen."

„Wo sind die? ha! ha! ha!"

„Sie sind wohl verwahrt im Gange rechts unter dem Hause des alten Huet; ich will sie theilen mit Dir — nur gieb Raum."

„Gut; ich will Euch glauben, aber ich bleibe bei Euch; Ihr müßt mit mir fliehen, ich lasse Euch nicht."

„Hollah!" rief eine Stimme aus der Ferne. „Fackeln her, der Eingang erweitert sich."

„Sie kommen, laß uns eilen."

„Wohin wollt Ihr?"

„Schnell die Richtung nach der Straße Serpente."

Morel frohlockte. „Hier hinein — vorwärts." Er zog den Doctor in den Seitengang. Als sie hier einbogen, strahlten schon die Fackeln der Verfolger hinter ihnen.

„Sie sind es," rief einer der Häscher, „ich sah zwei Gestalten dort unten."

Morel und Erili eilten in den Hauptgang der Straße La Harpe. Der Doctor lief seinem Grabe entgegen. „Ich finde mich nicht mehr zurecht — wo sind wir?" stöhnte er.

„Ich kenne den Weg, haltet Euch an mich," rief Morel, immer weiter eilend.

„Ihr wollt nach der Straße Serpente?"

„Ich muß in das Haus zu kommen suchen — Ich verderbe Huet — de Hesme, den René Damarre, wenn sie mich nicht aufnehmen."

Die Flüchtenden näherten sich dem Knotenpunkte der

Gänge. Sie stolperten über einen Stein. Morel hatte diesen in den Weg gewälzt, es war ein Zeichen; der Brunnen Pluto's war nicht mehr fern, die Dunkelheit vollständig.

„Tasten wir uns an den Wänden entlang," sagte Morel, „bis wir in den Nebengang der Straße des Noyers kommen, dort können wir uns in der Riesenfaust verbergen und die Häscher vorbei lassen." Er stieß an einen zweiten Stein. Exili hatte sein Urtheil gesprochen, als er seine Schätze verrieth; die Habsucht, die Gier Morel's gaben es nicht zu, daß der Italiener gerettet werde. Ein dritter Stein lag im Wege. „Nun nach rechts; noch vier Schritte," murmelte Morel; „dann wende Deine Höllenkünste an." Er zog den Italiener mit sich nach der rechten Seite des Ganges. Exili stieß an einen Steinhaufen, sein Begleiter zerrte ihn so heftig, daß er wankte, sein Fuß strauchelte und indem er sich gewaltsam aufrecht halten wollte, trat er über die vor ihm liegenden Steine — — —. Ein furchtbares, unheimliches Knirschen — ein Knacken und Brechen, dann ein entsetzlicher Schrei, der sich in der Tiefe verliert, ein dumpfes Plätschern — hinabgestürzt in den Brunnen Pluto's ist der Giftdoctor. Morel verschwand hinter einem Felsvorsprung, denn schon hörte er die Stimmen der Verfolger; sie mußten einen Führer haben, sonst wäre es unmöglich gewesen, so schnell den Flüchtenden auf die Spur zu kommen. Morel irrte sich nicht. Eine Fackel in der Hand erschien plötzlich die Gestalt eines Vagabonden in zerlumpten Kleidern. „Es ist der rothe Charles vom Wunderhofe," murmelte Morel. Gleich hinter dem Gauner drangen fünf bis sechs Männer in den Gang. Desgrais war der Erste.

„Wo haben sie sich hingewendet?" rief der Gefreite.

„Mir nach," kommandirte der rothe Charles. Sie eilten vorwärts. In diesem Augenblicke schlug ein gräß-

liches Gewimmer an das Ohr der Verfolger, es schien aus der Tiefe zu kommen.

„Horch!" sagte Desgrais, „was ist das?"

„Halloh," brüllten die Häscher, ihre Fackeln neigend, „seht her, Desgrais, — da, halt — stürzt nicht hinein, hier ist ein Abgrund."

Desgrais ergriff eine Fackel und näherte sich dem Schlunde. Immer lauter und furchtbarer drangen die Hülferufe empor, der Gefreite hielt die Leuchte so weit er konnte in den Brunnen, die Uebrigen umstanden den Rand.

„Ein Mensch ist hinabgestürzt," sagte Desgrais schaudernd. Bei dem Lichte der Fackeln bemerkten die Männer in der Tiefe eine Wasserfläche, auf dieser bewegte sich ein Gegenstand hin und her.

„Es ist Exili," rief der Gefreite.

„Ich bin es — helft mir — um Gottes willen," tönte die Stimme des Doctors herauf.

So sehr die Häscher an schauderhafte Scenen gewöhnt sein mochten — dieser Anblick erschütterte sie fast.

„Hat Niemand ein Seil bei der Hand?" rief Desgrais.

Keiner der Häscher konnte ein solches herbeischaffen. Die Stimme des Italieners wurde schwächer, convulsivischer wurden seine Gebehrden, er hob sich aus dem Wasser, man hörte, wie seine Hände das feuchte Gestein klatschten, er schwamm in dem engen Raume umher gleich einem ungeheuren Molche. — „Rettet! rettet!" kreischte er, daß die Wände des Schlundes erzitterten. „Morel hat mich hinabgestürzt! Sucht ihn!"

„Ich dachte es," sagte der rothe Charles.

„Der Schurke muß hier in der Nähe sein," rief Desgrais. „Er hat sicherlich den Brunnenrand zerstört — seht her. Er ist zerbröckelt."

„Rettet, rettet!" heulte es wieder aus der Tiefe.

Desgrais hielt die Fackel noch einmal in den Schlund. „Es ist unmöglich," rief er mit dumpfer Stimme hinab. „Wir haben keine Stricke! Fahrt hin, Giftdoctor! und könnt Ihr es — so thut es mit einem Stoßgebet! Gott sei Eurer Seele gnädig."

Er sah, wie die schwarze Gestalt in der Tiefe sich erhob, wie sie einen krampfhaften Sprung aus dem schlammigen Wasser nach Oben that, matt fiel sie zurück — ein Schrei, der nichts Menschliches mehr an sich hatte, erschallte, dann plätscherte es leise — dann wurde es still.

Desgrais zog die Fackel zurück. „Er ist zum Teufel," sagte er ruhig.

Die Häscher traten ihren Marsch an. Sie zogen in den Gang der Straße des Noyers. Der rothe Charles warf seine Augen umher. „Gefreiter," lispelte er, „laßt die Leute vorangehen — ich sehe Etwas."

Desgrais hielt mit Gehen inne. „Vorsichtig weiter, Kinder," sagte er, zurückbleibend. Dicht hinter ihm klaffte ein Felsstück, welches die Gestalt einer halbgeöffneten Faust, deren Daumen erhoben ist, zeigte.

„Wenden Sie sich schnell," flüsterte Charles, plötzlich seine Fackel in die Höhlung senkend.

Desgrais wendete sich mit rascher Bewegung um, und zu gleicher Zeit sprang ein Mensch aus der Vertiefung. Aber die Arme des Gefreiten hatten den Fang schon umklammert. „Leuchte," rief er, „herbei, ihr Männer." Die Häscher eilten zurück.

„Hoho! Herr Morel, wenn ich nicht irre?"

Morel biß sich die Lippen blutig und schoß wüthende Blicke auf den rothen Charles. „Sie haben es nicht Ihrer Kunst, sondern dem Schurken dort zu danken —. Er hat schon sechs bis acht gute Kerls an den Galgen befördert."

„Du bist der Neunte, mein Sohn,“ scherzte Desgrais. „Knebelt ihn.“

Morel ließ sich ohne Widerstand binden.

„Hast Du den Italiener spedirt?“ fragte der Gefreite.

„Ich that es.“

„Du bist unbarmherziger als der Henker.“

„Er hatte es verdient.“ Morel blieb wie angewurzelt stehen. „Herr Desgrais,“ sagte er, „lassen Sie Ihre Leute sich einen Augenblick entfernen. Ich habe Ihnen nur zwei Worte zu sagen.“

„Traut ihm nicht, er entwischt,“ warnte Siard.

„Oh nicht doch! Er hat vielleicht eine wichtige Entdeckung für mich. Haltet einen Kreis — einen weiten Kreis um ihn. So — nun beleuchtet ihn scharf mit den Fackeln. Ich werde mit ihm sprechen.“ Desgrais zog sein Pistol und näherte sich Morel.

„Desgrais,“ flüsterte der Bandit, „bevor Sie mich in die finsterste Zelle der Conciergerie setzen, werden Sie in Ihrem eigenen Interesse handeln, wenn Sie mir eine Unterredung mit Frau von Montespan verschaffen.“

Desgrais stutzte. „Was soll das heißen?“

„Thun Sie es nur,“ entgegnete der Gefesselte mit einer teuflischen Ruhe. „Es bringt Ihnen Vortheil, sage ich. Ich habe den Italiener getödtet, was der Marquise sehr angenehm sein muß. Ich kann Auskunft geben über den Tod von Madame, was den Herrschaften gewisse Zweifel benehmen wird, die auch das gute Volk von Paris quälen, endlich — kommen Sie recht nahe, Herr Desgrais: kann ich der Frau Marquise die Geschichte eines verfluchten Buches erzählen — sagen Sie ihr das — denn ich war ja der Genosse Saint-Croix's und der Frau Marquise von Brinvilliers. Zum Ueberfluß theilen Sie noch der Frau von Montespan mit: daß ich im Parke von Saint-Cloud unter

der Brücke versteckt war, als die gnädige Marquise mit Exili eine Unterredung hatte, mit Exili, den ich in den Brunnen stieß — wofür ich den Dank der Montespan verdiene. — Sagen Sie ihr das und fügen Sie hinzu: Ich würde sehr laut vor den Richtern sprechen; sollte ich aber in ein Cachot gesteckt werden, wie es Herrn Exili verheißen wurde, der nun da unten im Sumpfe sitzt, dann würde es nichts nützen, weil ich Vorkehrungen getroffen habe, daß gewisse Dinge unter das gute Volk von Paris kommen."

Desgrais hatte schweigend zugehört. Er stampfte ärgerlich mit dem Fuße, denn sein Verstand sagte ihm, daß ein würdiger Fang den Händen des Henkers entschlüpfen werde. Morel log nicht; Desgrais konnte das sehr wohl beurtheilen. Er preßte nur heftig den Arm des Banditen, dann sagte er halblaut: „Schweige."

Die Häscher schlossen den Kreis dichter um Morel, und stumm, ohne eine Sylbe mit einander zu wechseln, verließen sie Alle die Steinbrüche. Bei der Straße Tournon stiegen sie wieder empor.

Der König verhört den Verbrecher.

Von dem Hinterhofe der Conciergerie rollte eine festverschlossene Kutsche über den Pont-Neuf und durchfuhr die Gassen, welche bis in die Nähe des Palais d'Orleans führten. Hier angelangt, hielt sie still. Ein Herr und eine Dame stiegen aus. Sie schritten durch den Mauergang, der den kleinen Luxembourg umgab. Die Dame öffnete die Thüre der Mauer und verabschiedete sich von

ihrem Begleiter. „Haben Sie Dank, Herr Desgrais,“ sagte sie. „Ich vergesse meine Freunde ebenso wenig, als meine Feinde. Sie werden mir sogleich Bericht erstatten, wie das Verhör abgelaufen ist.“

„Sorgen Sie nicht, Frau Marquise, ich bin in der Nähe, ich bin Zeuge, und ich handle für Sie.“

Die Marquise von Montespan schlüpfte in den Garten des kleinen Luxembourg. Desgrais kehrte zu dem Miethswagen zurück. Ein kalter Herbstwind pfiff über die Parkmauer. Die Uhren schlugen die eilfte Nachtstunde.

„Alle Wetter, es ist Zeit,“ murmelte der Gefreite. „Schnell zurück in die Conciergerie!“ rief er dem Kutscher zu.

— — — — — — — — — — — —

In jener Nacht war das Fenster des Arbeitskabinets Ludwig's des Vierzehnten erleuchtet. Es war das Fenster jenes Gemachs, welches auf die Louvre-Terrasse hinausging. Die Wachtposten blickten zu dem Fenster empor.

„Der König arbeitet heut lange,“ sagte der Eine.

„Sie werden wohl bald den Krieg beginnen,“ entgegnete der Kamerad, „da giebt es schon zu thun.“

Die Antwort wurde durch das Gerassel eines Wagens unterbrochen, der, von der Drehbrücke kommend, den Quai entlang fuhr und vor dem kleinen Thore der Gasse des Orties, welche sich zwischen Quay und Louvre befand, hielt.*) Die Kutsche war von zwei reitenden Hoquetons begleitet. Ein Gerichtsdiener saß auf dem Bocke. Die Gardisten lehnten sich, so weit sie es vermochten, über die Brüstung der Terrasse; sie sahen, wie die Hoquetons abstiegen, ihre

*) Die Straße des Orties zog sich da, wo jetzt der Platz du Carousset befindlich ist, hin. Sie hatte vier Thore oder Durchgänge nach dem Quay hinaus.

Pferde an die Kutsche banden und dann ihre Pallasche zogen. Nun wurde der Wagenschlag geöffnet, zwei Männer stiegen heraus. Einer derselben schien gebunden zu sein. Der Gerichtsdiener war unterdessen vom Bocke herabgeklettert und stellte sich hinter die beiden Ausgestiegenen; ein Hoqueton ging voraus, der andere blieb dem Gebundenen, dessen Begleiter diesen unter den linken Arm faßte, zur Rechten, und so verschwand der Trupp in dem Thore der Gasse des Orties.

Die fünf Männer wurden von einem Offizier empfangen. Es war Herr von Artagnan. Sie gingen über Höfe, durch verschiedene matt erleuchtete Corridore, stiegen Treppen hinauf und hinab und kamen in das Vorzimmer der königlichen Wohnung. Hier schlossen sich noch zwei Mousquetairs an, und dann bewegte sich der Zug durch die Räume in ein hell erleuchtetes Gemach. Es war mit kostbar verzierten Bücherspinden, Büsten und Gemälden angefüllt; dicht am Fenster stand ein großer Schreibtisch, den Papiere und Mappen bedeckten. Auf marmornen Gueridons brannten Lampen. Es war das Arbeitszimmer des Königs. Die Angelangten ordneten sich nun folgendermaßen: Rechts und links von der Eingangsthüre zum Schlafgemache des Königs stellten sich die Mousquetairs auf, die Hoquetons und der Gerichtsdiener bildeten eine Linie hinter dem Gebundenen, diesem zur Linken stand der Gefreite Desgrais, und einige Schritte von ihm hatte sich auf seiner rechten Seite Herr von Artagnan, den blanken Degen in der Hand haltend, postirt. Der Gebundene war Morel. Die Versammelten beobachteten ein tiefes Schweigen. Endlich hörte man Stimmen in dem Schlafgemache, die Portiere ward zurückgeschlagen und, mit raschem Tritte die Schwelle überschreitend, erschien der König in dem Kabinet. Ihn begleiteten zwei Cavaliere, der Herzog von

Longueville und Herr von Tilladet. Bontems verschloß die Thüre. Der König grüßte die sich Verbeugenden, dann fragte er: „Welcher ist es?“

Desgrais gab Morel einen leichten Stoß, so daß er vorwärts wankte. Die Miene des Verbrechers hatte den höchsten Ausdruck des Trotzes angenommen, er war sich einer Ueberlegenheit bewußt; aber die großen Augen des Königs funkelten dergestalt, daß Morel scheu die seinigen senkte.

Ludwig betrachtete den Gefesselten einige Secunden lang, es schien, als wolle er sich an den Anblick des Verbrechers erst gewöhnen, dann sagte er mit gebietender Stimme: „Blicken Sie mich an!“

Morel erhob schüchtern das Haupt.

„Zählen Sie bestimmt darauf, daß ich Ihnen Ihr elendes Leben schenke, wenn Sie aufrichtig sind.“

Morel athmete leichter, über sein abscheuliches Gesicht zog ein Lächeln des Triumphes. „Sire,“ entgegnete er, ich werde die Wahrheit aufs Genaueste sagen.“

„Erinnern Sie sich dieses Ausspruches, wenn Sie davon abweichen. Ihr Verbrechen ist so gut als erwiesen. Es hängt von Ihnen ab, dieses Schloß lebend oder todt zu verlassen.“

Morel's Frechheit war zurückgekehrt, er warf sich in die Brust und sagte: „Nach dem mir von Euer Majestät gegebenen Worte wäre ich ein Thor, wollte ich es wagen, jetzt noch zu lügen.“

„Schon gut. Antworten Sie nun. Starb Madame vergiftet?“

[illegible]efe Pause trat ein, man hörte das Athmen der Anwe[illegible].

„Ja, Sire,“ sagte Morel mit fester Stimme.

„Wer hat sie vergiftet?“

„Der Marquis d'Effiat und ich.“

Den König überlief ein Frösteln des Entsetzens. „Wer gab Ihnen den schrecklichen Auftrag, und woher erhielten Sie das Gift?“

„Der Chevalier de Lorraine ist die Ursache und das erste Werkzeug dieser That; er ließ mich dazu dingen. Die Gifte habe ich selbst präparirt. Ich war der Genosse Saint-Croix's, Exili's und der Marquise von Brinvilliers, der Meister in der schwarzen Kunst.“ Morel wandte seine Blicke nun zu Desgrais. „Ich habe die Recepte von Exili erhalten, der sie aus einem seltnen Buche zog, welches auf eine mir unbekannte Weise in seinen Besitz gelangte.“

„Ich kenne es,“ sagte der König.

„Diese Gifte,“ fuhr Morel fort, „habe ich in die Substanz gemischt, welche zur Herstellung des Getränkes für die Frau Herzogin von Orleans diente.“

Desgrais' Antlitz zeigte den Ausdruck der Befriedigung; wer hinter ihm stand, mußte sehen, wie er ein breites, zweischneidiges Fangmesser bei Seite steckte. Er hatte es bis jetzt bereit gehalten. Wenn Morel geplaudert hätte, so würde der Gefreite ihm die Klinge zwischen die Schultern hindurch in die Brust gestoßen haben.

Der König schien nun in längerem Schweigen Kraft zu einer neuen Frage zu sammeln. Seine Stimme bebte: „Mein Bruder,“ fragte er endlich, „hatte mein Bruder Kenntniß von diesem Complotte?“

„Nein, Sire.“

„Würden Sie das auf eine Hostie schwören können?“

„Obgleich mein Schwur wenig geachtet würde, so [illegible]theuere ich doch bei Gott dem Allmächtigen, de[illegible]leidigt haben, daß Monsieur jenes schreckliche Geheim[illegible] kennt. Er würde uns verrathen, vernichtet haben.

„Oh — nun athme ich wieder,“ rief der König ....

heller Stimme. „Das war es allein, was ich wissen wollte. Elender Mensch, ich schenke Ihnen Ihr jämmerliches, schreckliches Dasein, aber binnen achtundvierzig Stunden sind Sie außerhalb der Grenzen Frankreichs. Wenn man Sie wieder hier findet, wenn Sie jemals, bei irgend einer Gelegenheit auftauchen, dann hat — ich sage es Ihnen — Ihre schwarze Stunde geschlagen. Hinaus!"

Die Hoquetons führten Morel hinweg.

„Es ging hart an dem Grêve-Platz vorüber," murmelte der Bandit im Fortgehen. „Nun einen Besuch der Steinbrüche."

Der König trat zu Jedem der Anwesenden. Er faßte die Hand jedes Einzelnen. „Ich nehme Ihnen das Versprechen unverbrüchlichen Schweigens ab über das, was Sie gehört," sagte er. „Gute Nacht, meine Herren! Desgrais, Sie bleiben."

Der Gefreite blieb zurück.

„Hier, mein Herr, sagte der König, „hier haben Sie einen Handbrief von mir an den Rath der Sechsziger von Lüttich. Zwar ist vorgestern die Kriegserklärung gegen Holland abgegangen, aber trotz der Feindseligkeiten wird man eine Mörderin nicht schützen. Ich verlange in diesem Briefe die Auslieferung der Brinvilliers. Richten Sie meine Befehle aus. Die Frau Marquise von Montespan, die mir rieth, den Mörder Morel zu verhören, baut auf Ihre Geschicklichkeit. Die Brinvilliers muß gefangen sein, ehe lassen die Vergiftungen nicht nach. Ich glaube, sie theilt die Droguen hinter den Klostermauern aus. Fangen Sie die Brinvilliers. Gute Nacht, mein Herr!"

Der Abbée von Saint-Géran.

Der Frühling war gekommen. In dem, von dichtbelaubten Bäumen, anmuthigen Büschen und duftenden Hecken bestandenen Garten des Brigittenklosters zu Lüttich saß nicht weit von dem Kreuzgange entfernt, auf einer Steinbank die Marquise von Brinvilliers. Maria hatte, seitdem sie sich dem Schutze der Nonnen anvertraut, die Lebensart einer Novize geführt. Die zahlreichen Wohlthaten, welche sie dem Kloster gespendet, sicherten ihr die Dankbarkeit dieser edlen Schwestern. Getrennt von der großen Welt und ihrem Treiben, nur mit der Pflege ihrer Seelen sich beschäftigend, hatten die Nonnen wenig und nur unbestimmte Nachrichten von den Vorgängen erhalten, welche ihren Schützling bewogen, Frankreich als Flüchtende zu verlassen. Eines der Hauptgelöbnisse der Bekennerinnen der Regel dieses Ordens war: den Hülfesuchenden Schutz zu leihen. War nun auch hin und wieder durch die Beichtväter oder durch die Visitatoren des Klosters einige Kunde der schrecklichen Vorgänge zu ihnen gedrungen, so hielt die Dankbarkeit dennoch die Aebtissin zurück, der Marquise den erbetenen Schutz zu versagen. Die Aebtissin war, trotz der strengen Abgeschiedenheit, der Entfernung von der großen Welt, eine mächtige Persönlichkeit, was bei der katholischen Bevölkerung des Hochstiftes besonders wichtig und für die Behörden entscheidend war. Die Ringmauern des Brigittenklosters waren geweihter Boden und eine schwere Ahndung hätte Denjenigen getroffen, der eine Entheiligung dieser Räume durch freches Eindringen in dieselben gewagt haben würde. — Die Marquise baute hierauf ihre ganze Hoffnung. Sie wußte, daß über Holland seit dem Herbste des vergangenen Jahres die Kriegswolken sich zusammenzogen und glaubte

desto sicherer zu sein. Mit der größten Unterwürfigkeit verrichtete sie die Dienste einer Laienschwester im Kloster und widmete sich der Pflege der Leidenden, welche im Spital der Brigittennonnen Aufnahme fanden. Gleichwohl war den Schwestern die Kälte aufgefallen, welche die Aebtissin der Marquise gegenüber zeigte. — Die Gebieterin des Klosters mußte die Größe der Schuld erkannt haben, welche Maria von Brinvilliers drückte. Die Marquise hatte gebeichtet. — — Die Sünderin fühlte, daß sie in dem frommen Kreise ein peinlicher Gast war — aber die Sorge für ihre Sicherheit zwang sie zu bleiben und die mitleidigen Blicke der Nonnen, welche auf sie fielen wenn sie die schweren Dienste im Spitale verrichtete, trösteten sie einigermaßen. Bald war auch ihr Ruf als Krankenpflegerin über die Mauern des Klosters hinausgedrungen und dies mochte das Gewissen der Aebtissin beruhigen, wenn es ihr Vorwürfe machte, die Schuldbeladene in den geweihten Ort aufgenommen zu haben.

Ließen die Arbeiten eine freie Stunde übrig, dann saß Maria von Brinvilliers einsam im Klostergarten und gedachte der Zukunft — der fürchterlichen Vergangenheit — der entschwundenen, glänzenden Zeiten. Auf ihren heimlichen Streifereien, die sie im Dunkel des Abends außerhalb des Klosters, dicht verhüllt, unternahm, hatte sie von den Begebenheiten in Paris Kunde erlangt, sie wußte, daß die Montespan den gefahrvollen Weg glücklich zurückgelegt, daß sie die höchste Stellung errungen hatte, sie weinte vor Zorn, als sie bedachte, wie ihr selbst die verwegenen Plane mißglückt waren, wie sie nicht jene Höhe erreicht, nach der sie gestrebt, die zu gewinnen sie Alles gewagt hatte — selbst das Verbrechen. In solchen Augenblicken des Brütens erwachten die Erinnerungen an ihre Triumphe, an die verschwundene Zeit, wo sie gefeiert worden war, mit

doppelter Heftigkeit, diese Erinnerungen gestalteten sich zu Peinigern. Die Marquise verfiel dann in eine Art von Abwesenheit, Bilder aus ihrer Glanzepoche stiegen herauf, sie sah sich umgeben von den Bewunderern, Camille, Saint-Croix traten zu ihr und das Feuer der Sinnlichkeit ward angefacht, ein glühender Strom durchfluthete ihre Adern, sie, die den Becher der Wollust geleert bis auf den letzten Tropfen, die keine Schranken für ihre Lust gekannt, die den Geliebten umarmt hatte, während er mit ihr die Todestränke braute — sie mußte jetzt zwischen den Mauern des Klosters schmachten, diese Reize versiegten, in unbefriedigter Sehnsucht verzehrte sie sich selbst. Der täglich erschallende fromme Gesang, die Gebete waren die Zerstreuungen einer Frau, welche an rauschende Feste gewöhnt, in ihren mystischen Giftarbeiten eine Erholung gefunden. Sie, die von den elegantesten Cavalieren umschwärmt worden war, sah höchstens das greise Antlitz eines Mönches, die vergilbten Larven der geistlichen Beamten oder das bleiche Gesicht eines Kranken. Die Marquise gerieth oft genug während der Stille der Nacht in furchtbare Aufregung, sie floh aus ihrer Zelle, ihr Leiden, die Mondsucht, suchte sie heim, und bald galt sie bei den frommen Schwestern für ein unglückliches Wesen, welches der Böse besessen gemacht, für dessen Heilung sie ihre Gebete zum Himmel sendeten.

An jenem Abende, wo Maria von Brinvilliers im Garten des Klosters einsam und in Gedanken versunken saß, schritt ein Mann durch die Pforte, welche von dem „alten Palais" der Stadt Lüttich in die dahinter gelegene Gasse führte. Er mied die Häuser, aus denen der Lärm der Arbeiterbevölkerung ihm entgegenschallte und ging, so schnell er konnte, in die dunkle Straße St. Thomas. Hier verlor er sich in eines der russigen Häuser, die, aus dem vierzehnten Jahrhundert stammend, mit engen Höfen und

schmutzigen Durchgängen versehen, einen höchst unheimlichen Anblick gewährten. Ueber dem Thore des Hauses hing ein halbverfallenes Schild, auf welchem ein Löwe, der eine Fahne in der Tatze hielt, nothdürftig zu erkennen war. Unten las man mit Mühe die Worte „Zum flandrischen Leuen." Der Mann stieg eine schlechte Treppe hinan und schloß die Thür seines Zimmers auf; dann öffnete er eines der Fenster und blickte in den Hof. Auf einer Holzbank, in der Nähe des mit Küchenabfällen umgebenen, laufenden Brunnens saßen zwei Männer. Sie hatten Fuhrmannskittel an und rauchten aus schweren Pfeifen. Diesen beiden Männern gab der am Fenster Befindliche einen verstohlenen Wink, worauf sie sich erhoben, die Treppe hinaufpolterten und im Zimmer erschienen, dessen Thür der Mann schloß.

„Ich bin nun also fertig —," sagte er, ein Papie hervorziehend. „Wir können sie greifen, wenn sie außer halb des Klosters ist. Der Rath der Sechszig hat sich du benommen — aber in's Kloster dringen — sie da auf greifen — das wagt Niemand zu verhängen. Wir würden Alle todtgeschlagen werden. Wir müssen sie draußen haben.'

„Hm," brummte einer der Männer," Sie wird den Teufel thun und hinausgehen."

„Laßt mich machen, Siard; ich habe mit ihr abzurechnen, und ich bin nicht einer von den Dummen. Haltet Euch bereit. Heut Abend mache ich die erste Attaque. Ihr wißt die Ordnung: Siard, Ihr geht vorauf; dann, Barbier, folgt Ihr; dann laßt Rolla gehen — wo ist er?"

„Beim Bierkrug."

„Ah, Teufel! der Säufer wird den ganzen Spaß verderben. Habt Ihr den Laviolette bei der Hand?"

„Gewiß — er hat uns gestern und heut in der Früh den Weg gezeigt, wir wissen Alles genau. Selbst die Bü sche, wo wir uns verbergen, haben wir ausgesucht."

„Recht so. Nun hört: Ihr dürft Euch die Mühe nicht verdrießen lassen — es kann drei, vier Mal vergebens sein. Nehmt Pistolen und Entermesser mit Euch, wir könnten sie brauchen. Jeder geht einzeln mir nach, immer etwa vierzig Schritte Zwischenraum — verstanden? Sobald wir aus dem Thore sind, biege ich in den Weg links, Ihr haltet Euch rechts."

Die Beiden verabschiedeten sich. Als sie hinaus waren, öffnete Desgrais, denn der Leser wird schon den Gefreiten erkannt haben, seinen Koffer. Er zog ein schwarzes Wamms, Beinkleider, Strümpfe und Schuhe mit breiten Laschen von derselben Farbe hervor; ferner ein rundes Hütchen und ein Zipfeltuch; dann begann er sich zu entkleiden. Er legte das aus dem Koffer genommene Kostüm an und stand bald in der Tracht eines Abbée's vor dem kleinen, halbblinden Spiegel des Gemaches. „Alle Hagel," lachte er, „ich könnte wirklich einen Monsignore abgeben, so einen Kerl, der wegen böser Schulden aus dem Gardistenregiment gestoßen wurde und nun die Soutane nehmen muß."

Er steckte seine Sackpistolen ein und verließ das Zimmer. Als er aus der Hausthüre trat, saßen vier Männer auf den Steinsitzen des Wirthshauses. Desgrais wendete sich in die Gasse. Ein Mann erhob sich, dann der zweite der dritte, der vierte. Sie hielten sich in genauer Entfernung hintereinander. Vor dem Martinsthore angelangt, trennten sie sich. Desgrais schlug den Waldweg linker Hand ein — die Viere hielten sich rechts. Hinter einem Gebüsch streiften sie die Blousen ab und setzten runde Hüte mit kurzen Wollenfedern auf.

Desgrais verfolgte vorsichtig seinen Weg. Es war Abenddämmerung, und die Landstraße, welche durch den Wald führte, einsam. Der Gefreite hatte lange genug auf den Augenblick gewartet, der ihn in die Nähe seines Opfers

führen sollte. Nachdem der König ihm den Befehl ertheilt, waren Monate vergangen, ohne daß die Sache in's Werk zu richten ging, denn die Aufregung in den Niederlanden war in Folge der Kriegserklärung zu gewaltig. Auch jetzt noch schien es gewagt, allein Frau von Montespan drängte den Gefreiten, eine glänzende Belohnung wartete — Desgrais wagte und der erste Theil seiner Unternehmung ward durch Erfolg gekrönt — denn die Behörden Lüttichs, denen der Gefreite in tiefer Heimlichkeit die Prozeßakten und das königliche Handschreiben vorlegte, wollten die Verbrecherin nicht schützen. Nur das Kloster war das Hinderniß. Desgrais hatte eine List ersonnen; er hoffte, sie würde gelingen. Der Gefreite warf einen Blick auf seine schöne Persönlichkeit — er gedachte der Sinnlichkeit der Marquise. „Sie ist lange genug eingesperrt gewesen im Kloster," sagte er; „die Heiligen sind keine Gesellschaft für die Brinvilliers. Sie würde den heiligen Antonius selbst gern in Versuchung führen."

Leichtes Dunkel lagerte sich zwischen den Bäumen und Hecken des Klostergartens. Die Statuen der Märtyrer und Bekenner warfen längere Schatten. Maria erhob sich. Die Zeit der Complete nahte heran, und das Gebet mußte beginnen. Da ward plötzlich die Glocke der Außenpforte scharf angezogen.

„Ein Kranker," sagte leise die Marquise, „meine Buße beginnt wieder." Sie trat in den Kreuzgang. Es verging eine geraume Zeit, und das Glöcklein läutete schon zur Complete, als die Pförtnerin im Gange erschien.

„Ich suche Dich, Maria," sagte sie. „Du sollst mit der Erlaubniß der Hochwürdigsten das Sprechzimmer betreten. Ein Geistlicher wünscht Dich zu sehen."

Maria fuhr ein wenig zusammen. Was wollte der Geistliche von ihr? War es eine Enthüllung? eine Mah-

nung, das Kloster zu verlassen? Das böse Gewissen der Marquise spiegelte ihr Gefahren vor, denen sie aber die größte Festigkeit entgegen zu setzen beschloß. Sie ging in das Sprechzimmer und schob die Gardine, welche das Gitter verdeckte, hinweg. Ihre Züge erheiterten sich unwillkürlich, denn statt eines finstern Mahners, beleuchtete die durch das hohe Fenster dringende Abendsonne die Gestalt eines wunderschönen Mannes, der in der dunklen Abbatentracht doppelt anziehend schien und sich mit tiefer Verbeugung dem Sprachgitter näherte.

„Mein Herr Abbé,“ sagte die Marquise, „Sie haben gewünscht, mich zu sprechen? Ich bin erstaunt, verlegen darüber, denn ich hoffte von der Welt vergessen zu sein, die nach Personen, wie Maria von Brinvilliers einst gewesen ist, fragt.“

„Sie verzeihen, gnädige Frau,“ entgegnete der Abbé mit sonorer Stimme, „wenn ich sage, daß Sie sich irren. Es giebt Leute von Herz, von Gefühl, Leute mit reger Menschenliebe im Herzen, die sich mit Ihnen beschäftigen. Ich läugne nicht, daß eine schwärmerische Neugierde mich hergeführt hat — um Sie zu sehen. Ich bin der Abbé Boniface Graf von Saint-Géran.“

„Eine berühmte Familie.“

Der Abbé neigte sich bescheiden. „Meine Familie theilt sich, wie Sie vielleicht wissen, in zwei Hälften. Während die eine in Frankreich sich befindet, hat die andere ihre Besitzungen an den Ufern der Maas. Ich selbst habe die Tonsur im Stifte Köln am Rhein erhalten und gehe nach Rom. Eine Schwester meiner Mutter befand sich bei meinen Eltern, als ich Abschied nahm. Diese Tante erzählte viel von Ihnen, Frau Marquise — sie kam aus Paris.“ Der Abbé hielt inne. Er blickte verstohlen auf die Marquise, welche ein Tuch hervorgezogen hatte, das sie

an die Augen drückte. „Oh,“ — fuhr der Abbé fort, „weinen Sie nicht. Ich kenne die schrecklichen Fäden, welche Sie umspannen, ich hörte aus dem Munde der Gräfin von Baradas die Geschichte Ihres Leidens, das Martyrium, welches Sie an der Seite eines wüsten Gatten erduldet, die Verfolgungen Ihrer Feinde. Ich hörte aber auch die edlen Thaten, die Aufopferung schildern, mit welcher Sie an den Betten der Leidenden standen, ihnen die Spenden zur Labung reichten, welche später Haß, Neid und Bosheit, die erbärmliche Eifersucht ehrgeiziger, frivoler Weiber durch ihre schamlosen Verläumdungen in Giftdroguen verwandelten. Ich vernahm, wie ein unglücklicher Zufall, welcher den Mann, dem Sie Ihr Herz geschenkt, aus der Reihe der Lebenden riß, auch auf Sie den entsetzlichen Verdacht schleuderte. — Ihr Dulden, Ihr Unglück, dies geheimnißvolle Walten einer finstern Macht regten mich gewaltig auf. — Ich war, bevor ich dieses Kleid trug, Soldat, ich habe in der heißen Sonne Afrika's gefochten, bin durch die Meere geschifft — mein Herz glüht, mein Kopf ist voll von Plänen, ich habe die Ritterlichkeit meiner Ahnen geerbt, die sich empört aufbäumt, wenn sie ein Unrecht begehen sieht, die alle Bedrängten retten möchte: und Sie sind eine Bedrängte, denn man verfolgt, man schmäht sie, und doch ist Ihre Schuld in keiner Sache erwiesen, doch haben die Richter nicht ein Mal Ihnen vergönnt, zu sprechen.“

Die Marquise blickte den schönen Mann mit glühenden Augen an. Er hatte mit solchem Feuer gesprochen, daß seine Wangen geröthet erschienen; sein ganzes Wesen war in sichtlicher Aufregung, seine Hände zitterten. „Oh,“ sagte sie sanft, „weshalb sind Sie nicht mehr Soldat, Herr Graf? Sie würden mich mit dem Schwerte vertheidigen können.“

„Leider bin ich es nicht mehr, Madame. Der Wille meiner Familie, die Nothwendigkeit, die Pflicht nöthigen mich, den geistlichen Stand zu ergreifen, wodurch das Haus Saint-Géran einen hohen kirchlichen Würdenträger gewinnen dürfte; vielleicht kann ich noch einmal den Kardinalshut über mein Wappen setzen — aber mein Herz ist dem Ritterlichen zugethan, und wenn mir das Schwert nicht mehr zu Gebote steht, dann soll mein Wort gleich der blanken Waffe sein, ich will es erheben für Sie, deren Loos mir das regste Interesse, das innigste Mitleid erweckte, deren schönes, hinreißendes Antlitz ich heut zum ersten Male mit Entzücken sehe, verklärt durch die Thränen des Schmerzes, beruhigt durch den Frieden, welcher in diesen Mauern weht. Müssen Sie aber ewig hier weilen? Lassen Sie bald sich wieder huldigen in der Welt, die Sie verkannte. Ich eile nach Rom, ich spreche dort an hoher, heiliger Stätte für Ihr Recht."

„Sie hätten vielleicht besser gethan, mich zu meiden," sagte Maria, einen jener Blicke aus ihren Augen schießend, dem Wenige zu widerstehen vermochten. „Sie sind zu eifrig in der Vertheidigung einer Frau; für den Geistlichen — —"

„Sprechen Sie nicht weiter, Madame, ich mußte Sie sehen, deshalb kam ich auf meiner Reise über Lüttich. Ich habe Sie gesehen — oh — ich bin unglücklich."

Maria's Pulse schlugen heftig, sie reichte ihren schönen Arm durch das Gitter, der Abbé ergriff die Hand und drückte einen leidenschaftlichen Kuß darauf.

„Soll ich Sie zum letzten Male gesehen haben?" seufzte er.

„Bedenken Sie — das Kloster."

„Ich darf Sie aber noch ein Mal sprechen?"

„Ja. Oh — glauben Sie mir — ich bin glücklich heute geworden durch Sie, durch die Gewißheit, daß es

noch Herzen giebt, die für eine unglückliche Frau empfinden."

„Und wann darf ich Sie wieder sehen?" rief der Abbé, die Hand fest in der seinigen haltend.

„Kommen Sie morgen um die Zeit der None," flüsterte die Marquise. „Ich werde der Aebtissin sagen: Sie hätten mir Nachricht von meinem Gatten gebracht, ich wolle Ihnen einen Auftrag, ein Schreiben an den Marquis mitgeben. Zum Schein werde ich Ihnen einen Brief einhändigen."

„Ich werde kommen."

„Jetzt gehen Sie; die Complete ist vorüber, die Nonnen kommen zurück. Noch ein Mal — hier." Sie reichte dem Abbé wieder die Hand, wieder preßte dieser einen glühenden Kuß darauf.

„Lebe wohl, himmlisches Weib," rief er leise.

Maria eilte von dem Sprachgitter mit hochklopfendem Busen, ihre Augen hatte das wallende Blut umflort, ihre Hand brannte, als fühle sie noch die Küsse des schönen Geistlichen.

„Er taugt wahrlich nicht zum Abbé," flüsterte sie. „Oh — wenn er frei wäre, er würde mich schützen. Er ist schön — herrlich."

Die Aebtissin kam ihr entgegen.

„Der Abbé, Graf Saint-Géran, hat mir Nachricht von meinem Gatten gebracht," sagte sie, die Hand der Aebtissin küssend. „Ich darf ihm wohl ein Schreiben mitgeben. Morgen um die None-Zeit nimmt er Abschied."

Die Aebtissin nickte. — —

Als Desgrais das Kloster verlassen hatte, wandelte er in dem stillen Forste weiter, dann ließ er einige leise Töne erschallen, indem er durch die Finger pfiff. Sogleich hoben sich die Köpfe seiner Leute hinter den Büschen empor.

„Nun?" sagte Siard hervortretend.

„Es ist heut Nichts," sagte Desgrais. „Wir werden morgen wieder hier sein müssen."

Maria von Brinvilliers verbrachte in ihrer Zelle eine unruhige, qualvolle Nacht. Der schöne Abbé stand lebhaft vor ihr, im Traum umfing sie ihn mit glühenden Armen. Dann war es ihr, als schwebe sie über die Klostermauer und senke sich nieder in den Wald, und der Abbé erscheine, aber statt seines schönen Gesichts zeigte er einen Todtenschädel. Plötzlich brach aus dem Boden Saint-Croix hervor und riß den Abbé zurück, wollte die Marquise an sich ziehen, aber da trat Camille Théria hinzu und schlug Saint-Croix nieder; endlich waren Beide verschwunden und die Marquise ruhte wieder in den Armen des Abbé. — Der Morgen erlöste die Träumerin aus der Gewalt dieser Gebilde. Die Prime ward geläutet. Aber die Marquise blieb so zerstreut, sie war so verstört, daß die Aebtissin fragte: „Du hast doch nicht schlimme Dinge erfahren, Maria?"

„Nein, würdige Mutter," sagte Maria, vor deren Geiste in diesem Momente der schöne Abbé schwebte. —

Um die Zeit der None erschien Saint-Géran am Sprachgitter. Wieder rühmte er die Schönheit Maria's, pries seinen Einfall, über Lüttich gegangen zu sein, und verwünschte ihn doch wieder. „Muß ich nicht," rief er, „verzweifelt hinwegeilen? Ein Feuer wüthet in meinem Busen, das nie gelöscht werden wird; ach — weshalb wagte ich mich in Ihre Nähe? Nur eine Stunde in Ihren Armen — zürnen Sie nicht über dieses Geständniß eines Abtrünnigen, eines strafbaren Geistlichen, der sein Gelübde bricht — dieses Geständniß ist heraus, ist ausgesprochen innerhalb der heiligen Mauern — oh, nur eine Stunde in Ihrer Nähe, und ich wollte eine Bußfahrt dafür thun und nie wieder an das Irdische denken."

Maria's Gefühle überwältigten sie. Es war nach langer Zeit der erste Mann, der in glühender Schwärmerei, angefacht von Liebe und Mitgefühl, sich ihr nahte — er hatte so herrlich gesprochen, ihre Sinnlichkeit loderte empor — sie widerstand nicht.

„Ich werde eine Sünde auf mich laden," flüsterte sie. „Aber dem Manne, dem ich nach langer Zeit eine glückliche Stunde verdanke, will ich mich geneigt zeigen. Ich beschwöre Sie, ich fordere im Namen des Höchsten von Ihnen ewiges Schweigen; Sie werden es halten, mein Herz sagt es. Morgen, eine halbe Stunde nach der Complete, finden Sie sich am Thore des Küchengartens ein. Es liegt genau dem Hauptthore gegenüber. Das Klostergebäude scheidet die Gärten. Eine halbe Stunde soll Ihnen geschenkt sein."

„Engel! Theuerste! Dulderin!" rief der Abbé.

„St! Ich bin eine Sünderin. Nichts weiter, aber Sie werden in Sanct-Peter für mich beten."

Sie trennten sich. — —

Als Desgrais seine Leute wiederfand, sagte er: „Es ist wieder Nichts, aber morgen haltet Euch bereit." — —

Im buschigen Gehölze lagen sie Alle verborgen. So fest Desgrais auch sein mochte, selten hatte sein Herz bei einem Abenteuer so stark gepocht als heute. Er war mit den Häschern, unter denen Laviolette die Stelle am genauesten kannte, in die Nähe des Gartenthores gelangt. Hier hatte der Wald eine Lichtung. Rechter Hand wucherten Büsche von Ginster, Hagebutten und Zwergbirken empor, links streckten einige mächtige Bäume ihre Stämme in die Luft. Hinter den Gebüschen kauerten die Häscher sich nieder, gleich Tigerkatzen zum Sprung bereit. Siard lag am Boden zunächst dem Kloster, um der etwa Fliehenden den Rückweg abzuschneiden. Hinter die Stämme der Bäume

trat Desgrais. Er konnte, ohne vom Kloster aus bemerkt zu werden, seine Blicke genau auf die kleine Pforte heften, welche durch die Mauer führte. Kein Lüftchen regte sich — es war ein stiller, prachtvoller Frühlingsabend. Goldene Ströme ließ die sinkende Sonne um sich her fluthen, kleine Vögel huschten durch die Zweige. Dunkler ward das Abendroth. Im Kloster läutete es, dann erschallte ein frommer, melodischer Sang, dessen Töne in den Himmel hinaufschwebten, der sich in erhabener Ruhe über dieser Stätte des Friedens wölbte.

„Es ist die Complete,“ sagte Desgrais für sich. „Nun wird es bald so weit sein.“ Er pfiff leise.

Ein leichtes Rauschen der Büsche ließ sich bemerken.

Die Falle schlägt zu.

Der Gefreite sah, wie die kleine Mauerpforte geöffnet ward, eine weibliche Gestalt trat hervor. Es war die Marquise. Sie trug ein dunkelgrünseidenes Oberkleid, ihr reizender Nacken war entblößt und die Haare spielten vom Abendwinde bewegt um das Haupt, ohne durch einen Hut oder durch ein Band eingezwängt zu sein. Sie sah vorsichtig umher, dann zog sie leise die Thüre hinter sich zu und schritt in den Wald.

Desgrais konnte trotz des Ernstes der Lage nicht umhin, die Erscheinung der Marquise wunderschön zu finden, als sie mit leichtem Schritte, das Haupt ein wenig vornübergebeugt, lauschend daherkam. Der Gefreite rührte sich nicht, die Baumstämme verbargen ihn und er wollte sein

Opfer so weit als möglich von den schützenden Mauern entfernt haben. Als die Marquise in die Nähe des Versteckes gekommen war, trat der Gefreite ihr entgegen. Mit einem Blicke hatte er die Lage überschaut: die Büsche, hinter welchen die Häscher lagen, befanden sich zwischen der Marquise und dem Kloster; sie war umringt.

„Ah — Sie sind es," rief Maria, den Abbé gewahrend. „Ich wage den Unwillen der Aebtissin, indem ich Ihnen das Stelldichein gewähre; sie entließ mich, da ich den Vorwand brauchte, Kräuter für die Kranken sammeln zu wollen. Ich muß bald zurück sein."

Desgrais trat näher. „Ich danke Ihnen tausend Mal," sagte er feurig, die Hand Maria's küssend. „Gehen wir noch einige Schritte tiefer in den Wald."

Maria lächelte ihn an. Er nahm ihren Arm unter den seinigen und ging mit ihr einige Schritte vorwärts. Plötzlich stand er still. „Hörten Sie nicht ein Geräusch?" sagte er.

Die Marquise horchte. „Nein! Aber mir war es, als hörte ich rufen. Ich möchte mich nicht zu weit entfernen. Lassen wir uns unter diesen Bäumen nieder und theilen Sie mir Ihre Pläne mit."

Desgrais preßte den Arm der Marquise fester an sich und ergriff mit seiner linken Hand ihre Rechte. Da war es Maria, als durchfahre ein Blitzschlag ihre Gebeine, als rufe eine Stimme ihr zu: „Verloren!" Sie wollte ihren Arm unter den des Abbé's fortziehen, aber ein eiserner Griff umspannte das Handgelenk, die Augen des Geistlichen funkelten, und mit donnernder Stimme rief er: „Gefangen, Frau Marquise von Brinvilliers! Sie sind nicht mehr im Schutze des Klosters."

Maria kreischte vor Wuth und Angst furchtbar auf, so

daß die Gründe des Waldes wiederhallten. „Bluthund — Häscher — Wer seid Ihr?"

Ein gellender Pfiff tönte, der falsche Abbé stieß einen Ruf aus, hinter den Büschen ward es lebendig, die Schergen eilten herbei.

Vergebens hatte Maria versucht sich loszureißen, der riesige Gefreite hielt die zarte Frau mit Leichtigkeit fest. „Machen Sie keine vergeblichen Anstrengungen, Madame," rief er. „Ich lasse Sie nicht mehr frei."

„Oh — sei verflucht, Du Schurke — verdammt Dein trügerisches Antlitz," wüthete die Marquise.

„Ich bin es gewöhnt, von Verbrechern verwünscht zu werden. Sie haben mir die Arbeit schwer gemacht, Madame."

Die Häscher waren jetzt herbeigekommen. „Nehmt die Dame in Gewahrsam," sagte der Gefreite, Maria in die Hände der Männer liefernd. „Ich gehe in das Kloster. Madame, ich bin Desgrais, Gefreiter der Marechaussée von Paris. Ich werde Ihre Zelle visitiren."

Rolla und Barbier hielten die Marquise, während Siard ihr die Hände mit einem seidenen Tuche band. Desgrais eilte in das Kloster.

Maria stieß keinen Laut aus, sie blickte nur finster dem Gefreiten nach, der in der Pforte des Klosters verschwand. Hier zog er die Glocke. Die Pförtnerin eilte herbei. Desgrais hielt ihr ein Papier entgegen: „Ordre des Rathes der Sechszig, fromme Schwester — ich muß in das Kloster."

Die Pförtnerin eilte statt aller Antwort in den Gang und setzte die Alarmglocke in Bewegung; die Nonnen stürzten herbei, voran die Aebtissin, einige trugen Lichter. „Wer wagt es hier einzudringen? — ein Geistlicher? Sie, mein Herr?" rief die Gebieterin.

Desgrais neigte sich. „Sie verzeihen, hochwürdige Frau. Dieses Gewand hier birgt keinen Abbé, sondern den Ge=

freiten der Marechaussée: Desgrais. Hier der Befehl, der mir gestattet, von Ihnen die Erlaubniß zur Durchsuchung der Zelle zu erlangen, welche die Marquise von Brinvilliers bewohnte. Ich habe diese Dame soeben im Walde verhaftet — sie ist eine Giftmischerin.

Die Nonnen brachen in Thränen und Wehklagen aus. „Ruhe," gebot die Aebtissin. „Kommen Sie — Mensch — falscher Priester, suchen Sie," sagte sie. „Gott wollte es."

Desgrais folgte mit einer gleichgültigen Miene. Nach einer halben Stunde kehrte er in den Wald zurück. Er traf die Marquise, welche bleich wie eine Leiche zwischen drei Häschern saß. Laviolette war in die Stadt vorausgeeilt. Desgrais trug eine Kassette; als Maria diese erblickte, zuckte sie heftig zusammen. — „Gut aufgestöbert, reißender Wolf," sagte sie mit schrecklichem Lachen, „mein Blut möge Dich ersticken. Von Allem, was ich Schändliches erfahren im Leben, ist Deine That die verruchteste, diejenige, welche mich am tiefsten gedemüthigt. Ich bin gegen Alles, was da kommen wird, gewaffnet, ich kann nichts Gräßlicheres erfahren."

Desgrais winkte den Häschern, die Marquise wurde durch die Waldwege geschleppt. Es dunkelte schon die Nacht herein, Niemand sah den schrecklichen Zug. Als sie sich dem Thore näherten, kam Laviolette mit Pferden und einer verschlossenen Reisekutsche entgegen. — „Hinein mit ihr," sagte Desgrais. Die Häscher hoben Maria hinein, die Thüren schlossen sich. Desgrais hatte auf dem Rücksitze Platz genommen, die Häscher ritten zu beiden Seiten. Fort ging es von Lüttich gegen die französische Grenze.

Gericht!

Die Marquise war in furchtbarer Lage. Sie bebte nicht vor den Schrecken des Kerkers, der Folter, des Todes, welche ihrer warteten — sie knirschte nur vor Wuth, daß sie einer plumpen List unterlegen war. — Desgrais schien diese Stimmung vollkommen zu begreifen. Er verdoppelte seine Wachsamkeit; für ihn gab es keinen Schlaf, keine Anstrengung der langen, ermüdenden Fahrt. Sein Beispiel wirkte auf die Häscher; sie umlagerten den Wagen, wenn er still hielt, sie geleiteten die Marquise in die Zimmer wenn sie übernachtete, und schliefen halb auf der Schwelle, sie umstanden den Tisch, wenn sie speiste. Einmal ergriff Maria die Verzweiflung: sie wollte eine große Nadel verschlucken, aber Rolla riß sie ihr aus dem Munde, — sie biß ein Glas entzwei, um das Stück hinunterzuwürgen, Barbier vereitelte es, und von nun an erhielt sie nur einen Zinnbecher. Sie bot Rolla eine Belohnung von zehntausend Francs, wenn er ihr zur Flucht behülflich sein wolle; der arme Häscher schlug sie aus.

Man näherte sich Chinai. Maria's Hoffnung flammte wieder empor, in Chinai wohnte Camille; wenn es ihr gelang, ihm Nachricht zu geben — vielleicht wagte er einen Versuch zu ihrer Rettung, und vielleicht gelang dieser Versuch. Sie beherrschte sich mühsam. In der Nacht vorher sah Desgrais aber, wie die Augen der Marquise im Dunkel des Wagens gleich großen Glühkäfern funkelten. Ueberall, wohin der Zug kam, umringten Menschen das Fuhrwerk, die Nachricht hatte sich verbreitet — Jedermann wollte die Giftmischerin sehen. Desgrais schloß die Vorhänge. Man kam zu Chinai an. Wieder standen zahlreiche Gaffer auf dem Platze, als die Pferde umgespannt wurden, und

Desgrais bemerkte, wie die Marquise hier nicht im Fond des Wagens sich barg, sondern die Vorhänge öffnete. Der Gefreite folgte verstohlen dem Blicke der Gefangenen — er haftete auf einer Gruppe — ein Mann ist kenntlich, dem der Gefreite Rache geschworen, dieser Mann wechselt mit der Marquise ein Zeichen und verschwindet. Desgrais winkt seinen Leuten: „Haltet von jetzt an Eure Pistolen bereit, wir schweben in Gefahr," sagt er. Sie verlassen Chinai. Jetzt sind sie an jene Stelle gekommen, wo einst das Roß des Gefreiten stürzte; die Marquise lächelt höhnisch. Plötzlich wird es im Walde lebendig, von zwei Seiten jagen Reiter auf das Fuhrwerk zu, sie schreien heftig. — „Camille! Camille!" ruft die Marquise und öffnet das Fenster. Aber Desgrais schleudert sie zurück, er zieht sein Pistol. „Sie werden den Wagen nicht lebend verlassen, Madame," ruft er. „Achtung Ihr da draußen — Feuer." Die Schüsse knallten, die Angreifer, welche auf eine Ueberrumpelung hofften, schreckten zurück. Am Waldessaum hält noch ein Reiter; er heftet einen schmerzlichen Blick auf den Wagen, die Marquise sieht, wie die Hand des Mannes seine Stirn schlägt, sie hört einen Klageruf über das Feld schallen, dann reißt der Verzweifelte das Pferd herum, jagt in die Weite — und ist verschwunden.

„Es war Camille Théria," sagte Desgrais zur Marquise, den Hahn seines Pistols in Ruhe setzend. „Aber er wird nicht zum zweiten Male kommen. Seht hinaus."

Maria blickte unwillkürlich durch das Fenster ihres fahrenden Kerkers. Auf der weißen, sandigen Straße war eine Blutspur bemerkbar; sie zog sich bis zu dem Waldwege hin, den der Reiter eingeschlagen hatte. „Sein Blut," seufzte die Marquise. — „Er hätte es sparen sollen," lachte Desgrais. — „Bube," knirschte Maria, „es wird Dir vergolten werden."

In Dinant requirirte der Gefreite zwölf Bewaffnete, theils Stadtknechte, theils berittene Bauern, da man sich der von allerlei Kriegsvolk unsicher gemachten Grenze näherte. Rocroy erschien am Horizonte. In dieser Stadt hatte Maria viel von der Neugierde zu leiden. Der Posthalter und seine Gesellen, die Aufwärter des Gasthauses — Alle strömten herbei, aber die Masse wich scheu auseinander, als ein Zug von vier schwarz gekleideten Männern erschien. Diese Männer wurden durch die Stadtbehörden begleitet, sie näherten sich der Kutsche, Maria stieg aus — sie stand dem Rathe Palluau gegenüber. „Madame," sagte der Rath, „ich werde Sie in das Gerichtshaus geleiten lassen, Sie haben hier das erste Verhör zu bestehen."

Die Marquise ward den Räthen nachgeführt und sie bestand ein Verhör. Desgrais lieferte die Kassette aus. In dieser Kassette fand sich eine Beichte, wie sie auch Saint-Croix aufgesetzt hatte; aber die Richter achteten nicht mehr das Geheimniß, man öffnete die Siegel — man erstarrte. War es in einem Augenblicke des Wahnsinns geschehen? oder waren es wirklich verübte Thaten, welche die Marquise hier niedergeschrieben hatte? — das Papier enthielt schreckliche Selbstanklagen. Als aber Palluau die Verbrecherin befragte, läugnete sie Alles und schützte ihren erregten Zustand vor, der sie zu den tollsten Dingen treibe — dieses Blatt sei ein Beweis dafür, denn es sei in einem Anfalle von Geisteskrankheit geschrieben worden. Palluau schloß die Akten des Verhörs — der Wagen nahm die Marquise wieder auf, und bei Sturm, Blitz und Donner fuhr man in Paris hinein. Die Zelle der Conciergerie ward Wohnung der einst gefeierten Frau.

Die Nachricht von der Ankunft der Marquise brachte eine Aufregung bei der Bevölkerung von Paris hervor, wie sie schwerlich größer die Kunde des glänzendsten Sieges erzeugen

konnte. Man umdrängte das Gefängniß der Conciergerie, das Palais, die Brücken diesseits und jenseits der Gebäude waren täglich mit Gaffern besetzt, obwohl Jeder im Voraus wissen konnte, daß die Marquise nicht sichtbar sein werde. Einige mit der Localität Vertraute hatten jedoch die Stelle bezeichnet, wo die Giftmischerin sitzen konnte, und dahin starrten die Augen der Müßiggänger. Desgrais' Name ward von Bänkelsängern gefeiert, Spottlieder ertönten überall, und die hohen Herren mußten den Laden des Baders eine Zeit lang meiden. Maria von Brinvilliers saß in der halbfinsteren Kerkerzelle. Sie war dicht an dem Ziele ihres gefahrvollen Weges. Mit welchem wüthenden Schmerze dachte sie zurück an die glänzende Laufbahn? sie überlegte, wie die Rettung bewerkstelligt werden könne, sie schrieb Briefe an die ehemaligen hohen, mächtigen Freunde — sie schrieb auch an Frau von Montespan. — Nachdem dieser Brief einige Tage unbeantwortet geblieben, erschien Picard in der Zelle. Er hatte eine Unterredung mit der Gefangenen.

„Wenn sie schweigen," sagte er beim Fortgehen, „dann werden sie gerettet —. Sie nützen sich nicht, wenn Sie Andern schaden — bedenken Sie das."

Maria runzelte die Stirn, sie dachte einige Augenblicke nach, dann sagte sie:

„Ich werde schweigen, theilen sie das Frau von Montespan mit. — Sie soll mich retten, ich will im Kloster meine Tage beschließen — verbrennen Sie das Buch." — —

Maria hoffte. — Die endlose Kette von Verhören begann. Alle Scheußlichkeiten des ganzen Giftprozesses wurden noch ein Mal vorgeführt, die vergessenen Punkte wurden hervorgehoben — dann kamen die Zeugen. Amande Huet erschien, um den schweren Thatbestand zu bezeugen, nach welchem die Marquise bei der Vergiftung ihres Bruders

ein Gegenmittel eingenommen. In großer Sorge war René Damarre. Er konnte nicht umhin, wenn er gefragt wurde, seine Beobachtugen, die er einst im Schlosse von Offemont an der Leiche Aubray's, des Vaters, gemacht, zu veröffentlichen; weshalb hatte er geschwiegen? Er mußte von der Betheiligung Huet's bei den Experimenten sprechen, und zog den Alten dadurch wieder in die Wirbel des schwarzen Stromes. Glücklich genug für ihn ging das Ungewitter vorüber — man forderte sein Zeugniß nicht; aber die Menge hatte die Freude, eine große Anzahl der elegantesten und hochgestelltesten Personen vor den Schranken des Gerichts zu sehen. Man erzählte sich furchtbare Dinge, die von Jenen ausgesagt worden waren, als es sich um Schilderung der Verhältnisse der Brinvilliers handelte. Es wurden Vorgänge enthüllt, wie der im geheimen Saale des Baders einst stattgefundene, gewesen war. Schrecklich und peinlich war das Zusammentreffen der hochgestellten Personen mit Maria von Brinvilliers, die an den reichbesetzten Tafeln mit ihnen geschwelgt, die durch ihren Geist, ihre Anmuth die glänzendsten Gesellschaften entzückt hatte, und der sie nun gegenüber treten mußten, wo die reizende Frau zwischen den Gerichtsdienern der Conciergerie erschien, statt goldbetreßte Laquaien um sich zu haben, wo der Schließer ihr Hausmeister und der Bailli des Palais ihr Cavalier war.

Aber die vielfachen Feinde der Marquise täuschten sich gewaltig. Sie hatten geglaubt, das furchtbare Schicksal, welches Maria von Brinvilliers ereilte, würde die Spannkraft dieser Frau gebrochen haben. Sie freuten sich, eine wimmernde, ängstliche, kleine Person zu erblicken, deren ehemalige Reize die Furcht vor dem Schaffotte in wenig Tagen vernichtet hatte — sie waren betroffen, als sie eine zwar bleiche, aber vielleicht desto schönere Frau im schlichten schwarzseidenen Gewande hinter der Barre gewahrten. Diese

Frau war ruhig, gefaßt, bescheiden. Die Größe ihrer Schuld begriff sie allein, sie nur hatte in der Stille des Kerkers noch einmal zurückdenken können, welche Stunden banger, schrecklicher Erwartung sie durchlebt hatte, als es sich um Sein oder Vernichtung der Opfer handelte; sie nur hatte die Sterbenden des Hôtel Dieu belauscht mit der Gewißheit im Busen vor dem Bette der Aechzenden stehend, daß hier jede menschliche Hülfe umsonst sei, nur Maria von Brinvilliers konnte aussagen, was in dem menschlichen Wesen vorgeht in jenen furchtbaren Augenblicken, wo Engel und Teufel um seinen Besitz streiten. Diese Frau bebte vor Nichts mehr, sie kannte keine Furcht. Und als die Marquise bei dieser Stelle ihres Lebens angelangt war, da zog ein Hauch des Ueberirdischen um die Verbrecherin. Die Dämonen schienen gewichen. Sie hörte mit ruhigem Lächeln die Aussagen der Zeugen; Françoise, ihre Kammerjungfer, die Leute von Offemont, Barbier, Rolla, die Agenten Penautier's, Penautier selbst, der nichtsnutzige Bediente, die schwatzhafte Nätherin, die Jungen des Baders — Alle sprachen gegen die Marquise.

Nun trat Nivelle, der geschickteste Advokat von Paris, auf. Er vertheidigte die Marquise mit seltnem Scharfsinn. Die Gerüchte von dem sanften Benehmen Maria's, von ihrer Stärke inmitten aller dieser Prüfungen, hatten bereits unter der großen Masse eine Wandlung erzeugt. Man begann, sich für die merkwürdige Frau zu interessiren. Hiezu kam noch, daß die Partei des Hofes, welche sich emsig bemühte, ihre früheren Verbindungen mit der Marquise zu verläugnen, das Urtheil so schnell als möglich gefällt wissen wollte, und bei dem Antreiben sich höchst taktlos benahm. Das Volk ergriff gegen diese Leute Partei. Nivelle gab sich die erdenklichste Mühe. Er bewies, daß die Marquise ein großes Vermögen besessen habe, daß sie

noch heute eine Frau sei, der genug Mittel zu Gebote ständen, daß sie also unmöglich aus Eigennutz gefrevelt haben könne. Er wälzte alle Schnld auf den verstorbenen Saint-Croix, dessen Rachsucht wider die Aubray's das ganze Unheil angestiftet habe. Er schilderte den Italiener Exili als den Urheber der schrecklichen Mittel und rief die Richter an, sich nicht an die gefundene Beichte zu halten, die ein Geheimniß bleiben müsse, und deren Heilighaltung die Angeklagte verlange, weil sie hoffe, daß das höchste Gesetz der katholischen Religion den Richtern nicht minder ehrwürdig sein werde, als den Priestern. Er vernichtete mit großem Geschick die Zeugenaussagen, welche er als unbedeutend, nichts beweisend hinstellte, und schloß:

„Diese hohe, einst gefeierte Frau hat Jammer genug ertragen. Sie hat eine Reihe der bittersten Prüfungen erduldet. Diese Qualen, dieser Jammer, meine Herren, sie sind allein schon hinreichend, das Mitleid, die Sympathien Derjenigen zu erwecken, welche sich die Freunde der Marquise nennen; aber ich bin fest überzeugt, daß auch ihre Feinde ein Gefühl der Menschlichkeit überkommen werde, wenn sie niederschauen auf dieses große Unglück."

Der Gerichtshof mußte jedoch mit dem Processe gewissermaßen einen Act der Genugthuung begehen. Feinden und Freunden der Marquise mußte ein Beispiel der Gewalt des Châtelet gegeben werden, welche über die hochgestelltesten Verbrecher den Stab brechen konnte. Die Macht der aufgestellten, mit furchtbarer Wahrheit herantretenden Thatsachen vermochte Nivelle's Meisterstück der Vertheidigung nicht zu zerstören. Nun trat noch der Arzt Glaser als Zeuge auf. Er bekundete mit doppelter Genauigkeit, um sich zu retten, daß die Marquise eine stete Besucherin des Laboratoriums gewesen sei, welches Saint-Croix errichtet; ein Mann Namens Briancourt bezeugte, daß die Zusam-

menkünfte mit Lachaussée, der Marquise und Saint-Croix stattgefunden, und daß dabei der Hingerichtete die tödtlichen Droguen durch die Marquise erhalten habe.

Die im Laboratorium gefundenen Briefe, die Schuldverschreibungen, endlich das Zeugniß Desgrais' ließen keinen Zweifel gegen die Schuld Maria's von Brinvilliers aufkommen. Bewunderungswürdig war das Benehmen der Angeklagten während dieser Vorgänge. Sie stand in dem Meere von Anklagen, Zeugnissen und Demüthigungen, welches im rasenden Sturm um sie herum braufte, wie eine schöne, an ein wüstes Eiland geworfene Statue da. Palluau bekannte selbst, nie den Eindruck unerschütterlicher Seelenstärke, heroischen Duldens so empfunden zu haben, als er ihm wurde, wenn er inmitten der Verhandlungen auf die Angeklagte sah. Die Augen blickten mit einem ruhigen, milden Glanze, der reizende Mund war schmerzhaft verzogen, aber dieser Zug verlieh den halbgeschlossenen Lippen einen unbeschreiblichen Zauber. Zuweilen, wenn ein Zeuge gar zu harte, demüthigende Beschuldigungen ausstieß, zuckte die schöne Sünderin und die feingeformten Nasenflügel bewegten sich im Unmuthe, der Busen wogte, die herrlich gebildete Hand fuhr an die edle Stirn, und das Haupt stützte sich dann auf den weißen Arm, nachdem es einige Male sanft und mißbilligend geschüttelt worden war.

Die ältesten Juristen der Krone, eifrig bemüht, die Verbrecherin zu überführen, standen betroffen vor diesem Räthsel. Wenn Maria ihre Stimme erschallen ließ, wenn sie eine Frage beantwortete oder bat, den Zeugen um Auskunft zu ersuchen, wenn sie eine Anschuldigung von sich wies, dann war es, als flüsterte und tönte eine Stimme aus dem Jenseits, so melodisch klang die Stimme der Angeschuldigten.

War diese Frau wirklich schuldig? Ja — die innige

Ueberzeugung, hervorgegangen aus dem schreienden Zeugniß der Thatsachen, welche eindringlicher sprachen, als menschliche Zeugnisse, ließen die Richter zum Nachtheil Maria's entscheiden. Aber die Marquise hatte noch Nichts gestanden, und nach dem Gesetze jener Zeiten mußte das Geständniß des Verbrechers seiner Verurtheilung vorausgehen — weigerte er sich standhaft, so griff man zu dem schrecklichsten Mittel, die Aussage zu erpressen. Maria ward aufgefordert, zu sprechen, sich durch ein Bekenntniß zu erleichtern. Aber sie machte mit ihrem schönen Arme eine abwehrende Bewegung und sagte:

„Fragen Sie mich nicht weiter, meine Herren, ich habe Nichts mehr zu sagen. Ich hatte keine Kenntniß von den Giften — ich sah mich nie nach Verbündeten um. Für meine Liebe bin ich Gott verantwortlich, aber Sie haben kein Recht, mich deshalb zu verdammen. Richten Sie mich, vertilgen Sie diesen kleinen, zarten Leib ohne genügende Beweise zu besitzen — ich habe keine Lust am Leben, meine Feinde haben mir den größten Schimpf bereitet, was soll ich noch fürchten? den Tod? Sie irren sich, wenn Sie das glauben. Ich kann schreien im Schmerz, aber meine Seele bleibt stark. Meine Feinde können triumphiren; daß sie mich hierher gebracht, ist ein Sieg — ich, — ich verzeihe ihnen.“ Sie setzte sich nieder und legte den Kopf in die Hand.

Im Kerker! Auf der Folter! Verurtheilt!

Der Gerichtshof trat zur ernsten Berathung zusammen. Man hatte die Aussagen der Zeugen gesammelt, die Thatsachen sprachen für die Schuld der Marquise; Palluau be-

saß das entsetzliche Verzeichniß, die Beichte, welche in der von Desgrais aus der Zelle genommenen Kassette sich gefunden hatte. Da aber die Angeklagte behauptete, jene Eröffnungen seien von ihr in einem Zustande der Geistesabwesenheit geschrieben, die Ansichten auch darüber auseinander gingen, ob ein Beichtgeheimniß in den Kreis richterlicher Beurtheilung gezogen werden könne? so mußte vor allen Dingen auf ein Bekenntniß der Marquise hingearbeitet werden. Die schwierige Aufgabe war, das Schweigen Maria's zu brechen. Mit dieser Lösung ward der ehrwürdige Geistliche Doctor Pirot, Mitglied der Sorbonne, beauftragt. Der Greis unterzog sich dieser mühevollen und schmerzlichen Arbeit mit dem Feuer eines Jünglings, der durch die Gewalt seiner Worte einen Sieg erringen, der mit dem Crucifix und der Bibel in den Händen einen Kampf gegen die Dämonen beginnen will, welche das starre Herz eines Sünders umlagern. Täglich kam Pirot in die Zelle der Marquise. Sein ehrwürdiges Antlitz, die erhabenen Worte, die sanften Ermahnungen machten großen Eindruck auf Maria's Gemüth. Der Doctor hatte seine ganze Kraft nöthig, um die kühne, trotzige Frau erfolgreich durch Gründe, aus dem unversiegbaren Borne der Religion geschöpft, zu widerlegen. Die Schärfe ihres Geistes, die Einfachheit ihrer Antworten, verbunden mit der Bescheidenheit ihres ganzen Auftretens, machten Pirot oft genug verwirrt. Er verließ Abends die Zelle kopfschüttelnd und fast entmuthigt; aber der apostolische Eifer des Geistlichen ruhte nicht in dem Bestreben, eine Seele zu retten, und je unverdrossener er in seinem Bekehrungswerke fortschritt, um so siegreicher drang er vorwärts. Maria sah bald mit Sehnsucht der Stunde entgegen, welche ihr den Doctor Pirot in die Zelle führte. Sie ward trübsinnig, wenn er sie verließ.

Die Nacht brach herein. Die Marquise saß an dem

Tische ihres Kerkers. Vor ihr lagen drei Briefe: einer war an den Marquis von Brinvilliers gerichtet, einer an Frau von Marillac, der dritte an die Aebtissin des Klosters zu Lüttich. Die Marquise ward durch den Eintritt Pirot's aus ihrem Nachsinnen aufgestört. Pirot näherte sich ihr und streckte segnend die Hand über die Angeklagte aus, die ihn mit ruhigem, aufmerksamem Blicke betrachtete.

„Sie kommen zur ungewöhnlichen Stunde, mein Vater," sagte sie. „Ihr Kommen hat eine Bedeutung."

„Sie irren nicht, Madame," entgegnete Pirot. „Ich bin beauftragt, Ihnen Etwas zu verkünden."

„Sprechen Sie nicht weiter. Ihr edles, menschliches Herz möchte überwallen, würde brechen unter der Last dieses Auftrages. Ich weiß bereits Alles. Die Richter des Châtelet haben mein Urtheil gesprochen, Nivelle hat es mir mitgetheilt, ich erwarte nur noch die amtliche Verlesung zu hören. Fühlen Sie, ob ich zittere."

Sie reichte Pirot die Hand. Keine Ader pulsirte heftiger als sonst. Der Schließer brachte das Abendessen. Die Marquise ergriff den Arm Pirot's und führte den Alten zu einem Sessel. Mit Staunen betrachtete der Doctor die seltsame Frau, welche ohne das geringste Zeichen der Angst oder der Unruhe die Schüsseln ordnete.

„Noch einen Teller, Ramier," sagte sie zu dem Schließer; „der Herr Doctor erzeigt mir die Ehre, heut an meinem Tische zu speisen."

Pirot willigte durch ein stummes Zeichen in diesen Vorschlag. Die Marquise servirte die Speisen; sie hatte vielleicht nie reizender und graziöser an den prunkvollen Tafeln ihres Hauses die heiteren Gäste bedient. Freilich vermochte Pirot nicht, die Speisen zu berühren; aber er nahm das Glas, welches Maria vollgeschenkt hatte, als sie das ihrige ergriff und mit Thränen in den Augen sagte:

„Ich bringe es auf Ihr Wohl, mein guter, geliebter Vater.“ Dann lächelte sie bitter. „Sie sehen, man hat mir weder Messer noch Gabel verstattet. Man fürchtet, ich werde Hand an mich legen — Thoren. Ich hätte mich längst erdrosseln können — aber Ihre Worte, mein Vater, hielten mich zurück.“

Als das Mahl beendet war, ließ die Marquise die Schüsseln hinaustragen. Sie wendete sich dem kleinen Fenster zu; Pirot sah, daß sie betete. Dann trat sie schnell auf den Doctor zu, führte ihn wieder an den Tisch und sagte:

„Setzen Sie sich nieder. Mein Ende ist nahe. Ich will Ihnen meine Geständnisse in die Feder dictiren. Ich beichte.“

Pirot's Augen leuchteten von dem Feuer priesterlichen Triumphes. Er hatte gesiegt, seine Mühen waren nicht erfolglos geblieben. Hastig entfaltete er das Papier und begann niederzuschreiben, was Maria ihm beichtete. Sie saß regungslos, ohne einen Blick von dem Geistlichen zu wenden, auf dem plumpen Sessel, ihre Stimme zitterte nicht, als sie die entsetzlichen Bekenntnisse über ihre Lippen brachte, und wenn der Doctor stöhnend inne hielt, dann sagte sie ruhig: „Fassung, Fassung, Verehrter! Ich bin bald zu Ende.“

Pirot hatte das Geständniß bis auf den letzten Buchstaben niedergeschrieben. Maria setzte mit fester Hand ihren Namen darunter.

„Nun hören sie noch Eines,“ begann sie mit dumpfer Stimme. „Dieses Bekenntniß, diese Enthüllung, die ich jetzt mache, ist für den Priester, für ihn allein. Gehen Sie am Tage nach meiner Hinrichtung zu Frau von Montespan und sagen Sie dieser Dame: die Marquise von Brinvilliers hat auf Rettung durch Ihre mächtige Hand gehofft, Madame. Die

Starrheit der Verurtheilten war eine Folge der Vorspiegelungen, welche der feile Picard in Ihrem Namen der Brinvilliers gemacht hat; sie glaubte die Gnade des Monarchen zu erlangen, wenn sie ein Geheimniß bewahrte, welches für Ihre Stellung, Frau von Montespan, von großer Wichtigkeit ist. Sie haben die Brinvilliers getäuscht, Sie haben der Verurtheilten die Hoffnung gelassen, damit sie nicht compromittirende Aussagen mache. Die Marquise von Brinvilliers hätte noch in der letzten Stunde sprechen können. Sie that es nicht. Sie nahm das Geheimniß mit in das Grab. Sie schenkt Ihnen Ihre Ruhe, Frau von Montespan, und erinnert Sie nur durch mich daran, daß Alles erfüllt sein wird, was ein prophetischer Mund dereinst im Schlosse zu Mortemart gesprochen. Sagen Sie ferner: Die Frau von Montespan solle meiner gedenken, wenn ihr gefahrvoller Weg beendet sein wird; wenn sie verlassen, unbeachtet, über ihre entschwundene Hoheit trauert, dann ist Alles geschehen, dann ist das Unheil über das Haus Mortemart hereingebrochen, dann sind die Strahlenden von der Höhe in die Tiefe hinabgestürzt — Tod des Leibes: ich habe ihn ausgestreut — Tod der Seele? Nein, mein Vater. Ich sterbe ruhiger, als vielleicht der Marquise von Montespan zu sterben beschieden ist; ich bin getröstet, gerettet durch Ihre heiligen Bemühungen, mein Vater. Ich werde die Gnade finden, ich büße ja auf dieser Welt; die Stunden, welche ich noch auf dieser Erde zu durchwandeln habe, sind fürchterliche. — Sagen Sie das der Marquise, und wenn sie etwa erwidert: „Weshalb rief sie meine Hülfe nicht an?“ Dann antworten Sie: Maria von Brinvilliers war zu stolz, die feige Maitresse anzuflehen, die ihre Feinde in Kerkernacht begräbt, oder sie durch den Henker beseitigen läßt, und die — selbst eine freche Sünderin — ohne eine Zuckung des empörten Herzens neben dem königlichen Buhlen

stand, als dieser ihren Gatten in die Verbannung stieß. Ich weiß es, schütteln Sie nicht Ihr Haupt, mein Vater, durch Frau von Marillac. Die Montespan ließ ihren Gatten hinauswerfen, als er ihr unbequem ward. Ich wollte den meinigen ermorden.“ — Pirot verhüllte sein Angesicht.

„Sie werden mich nicht verlassen, bis ich geendet habe,“ setzte Maria hinzu. „Gute Nacht!“ *) — — —

Als Pirot am folgenden Morgen in die Zelle trat, war die Marquise heiter und gesprächig. Sie hatte sich sorgfältig angekleidet und erwartete den Doctor bereits. Nachdem sie den Morgentrunk genommen hatte, öffnete sich wieder die Thür des Kerkers und der Schließer meldete: „Die Richter des Châtelet sind versammelt, Madame.“

Maria faßte Pirot's Arm. Sie gingen durch die Corridore von den Dienern der Conciergerie geleitet. Endlich betraten sie eine lange, niedrige Halle. Das Ende dieser Halle lag im Dunkel verborgen. Am Eingange befand sich der grüne Tisch, hinter welchem die Richter saßen. Von der Decke herab hing ein vierarmiger Leuchter, dessen Kerzen die nächste Umgebung beleuchteten. Nicht weit entfernt von diesem Tische sah man eine Erhöhung, welche durch schwarze Decken verhüllt ward.

„Was ist dieses?“ fragte Maria leicht schaudernd. Eine furchtbare Ahnung überfiel sie, und jetzt erst fühlte Pirot das Zittern ihres Körpers. Man gab ihr einen Sessel, dann erhob sich Bachot, der Greffier, und die Verhandlung begann. Die Richter hatten das Bekenntniß Maria's vor sich; aber es genügte den starren Formen des Châtelet-Gerichts nicht. Eine solche Kette von Verbrechen mußte

*) Das Document, die vor Pirot abgelegte Beichte, ist verloren gegangen, dagegen ist das von Desgrais in der Kassette gefundene heut noch vorhanden.

durch viele Personen geschmiedet worden sein. Saint-Croix war todt, Exili ebenfalls, Lachaussée gerichtet, Morel verschwunden — aber man wollte durchaus noch andere Mitschuldige kennen lernen.

„Sprechen Sie, Marquise von Brinvilliers," rief Bachot; „scheiden Sie nicht von der Welt, ohne dem Arm der Gerechtigkeit Diejenigen überliefert zu haben, welche auf's Neue durch die schrecklichen Mittel, bewaffnet und gerüstet mit den Geheimnissen der Giftküche, das Elend weiter verbreiten können. Nennen Sie Ihre Mitschuldigen."

„Ich habe keine Mitschuldigen," antwortete die Marquise. „Ist es Ihnen nicht genug, mein Herr, wenn ich den Mord meines Vaters, meiner Brüder, der Kranken bekenne? Was suchen Sie noch weiter? Nehmen Sie mich hin und enden Sie diese Pein. Ich habe keine Mitschuldigen."

Die Fragen der Richter kreuzten sich, die Erregung ward gewaltiger, und dennoch blieb die Marquise mit Ruhe und Fassung bei ihrem Ausspruche. Da erhebt sich der eifrige Bachot, seinen Sessel zurückschleudernd, stürzt er hervor, und indem er einen mächtigen, erschütternden Ton anschlägt, ruft er: „Nun denn, leeren Sie den Becher des Leidens bis auf die Neige, Madame. Sie sind nicht besser, als die schlechteste Frau, welche hier in diesem Gewölbe gelitten!" Und mit einem Ruck reißt er die Decken hinweg, welche die Erhöhung verhüllen. Eine Bank, ein Haufen Stricke, zwei Blecheimer und eine Kanne werden sichtbar, unter der Bank befinden sich, in den Fußboden eingelassen, Ringe und Haken.

„Es ist die Folter?" fragte die Marquise ruhig.

„Ja; zittern Sie, Madame!"

„Sie irren," Greffier," erwiderte Maria; „ich zittere

nicht. Ich habe diese Qualen erwartet, denn Eure Barbarei erspart mir Nichts. Wo ist der Henker?"

Aus dem Dunkel der Halle trat ein bleicher, knochiger Mann, dessen Lippen und Kinn ein struppiger Bart bedeckte, der einige Fesseln aus Hanfseilen gedreht über seinem Arm hängen hatte, und eine Art von Trinkhorn in der Hand trug. Maria von Brinvilliers betrachtete die Gegenstände, welche die Decke verhüllt hatte.

„Ah — ich errathe jetzt. Zwei Eimer voll Wasser, eine große Blechkanne, das Horn in Ihrer Hand, die Hanfseile, dort am Boden und in der Wand die Ringe, dazu diese Bank dort," sagte sie, „Alles ist vorbereitet. Man will mir Geständnisse über meine Mitschuldigen erpressen, indem man die Wasserfolter anwendet. Nur zu — nur zu."

Der Henker begann die Kleider von dem Körper der Marquise zu entfernen.

„Mein Herr," bat sie sanft, „lassen Sie mich. Ich werde leichter damit fertig, als Sie; im Hôtel Aubray zu Paris oder in Offemont habe ich zwar nie die Kleider berührt: meine Dienerinnen streiften sie mir ab, selbst in der Kerkerzelle hatte ich noch weibliche Bedienung; aber eine Verdammte muß sich an Alles gewöhnen." Dann warf sie einen Blick auf den Wasservorrath.

„Dieses Alles soll ich einschlucken, mein Herr?" fragte sie mit leichtem Lächeln. „Oh, nicht doch, ich bin zu zart und klein für eine solche Menge Wasser. Sie werden mich ersäufen."

Maria von Brinvilliers stand in ihrem weißen Linnen vor dem furchtbaren Apparate. Das Licht beschien die unglückliche, sündhafte Frau und Alle gestanden sich, daß sie einer Märtyrin gleiche; die aufgelösten Haare schlang sie selbst in einen Knoten; die Elfenbeinweiße ihrer Haut röthete sich leicht, als der Henker sie an die gräßliche Bank

führte. Pirot flüsterte ihr Worte des Trostes in's Ohr, und als sie sich niederließ, um gemartert zu werden, rief sie mit lauter Stimme: „Der Schrecken hat sich gegen mich gekehret und hat verfolgt wie der Wind meine Herrlichkeit."

„Bekennen Sie," rief Bachot, „Ihre Mitschuldigen."

„Ich habe keine Mitschuldigen, thun Sie, was Ihres Amtes ist."

Nun begann die schreckliche Verrichtung des Henkers, welche die empörende Barbarei der Gerichte des siebenzehnten Jahrhunderts in ganz Europa an dem Verbrecher vollziehen ließ: die Folter. Die Füße der Marquise wurden an zwei, vor ihr befindliche Ringe gefesselt, die Hände an die Eisen der Mauer gebunden. Diese schönen, feinen Hände, auf welche die Lippen sehnsüchtiger Anbeter sich gedrückt hatten, sie lagen in den rostigen Eisen der Folterkammer, über deren Flächen und Kanten das Blut der gequälten Verbrecher gerieselt war, geknebelt bis zum Platzen der Haut durch schneidende Stricke. Nun zog der Scherge mit einem heftigen Schwunge die Fesseln durch sämmtliche Ringe. Der Körper der Marquise fiel hintenüber, die Füße wurden gegen die Brust gepreßt, der Kopf hing herab und die langen, schwarzen Haare streiften den Erdboden. Ein Schauder zog über die Gesichter der Urtheilssprecher, als die Corden mit Gekreisch durch die klappernden Ringe fuhren, als die Gemarterte ein schmerzliches Wimmern ausstieß und mit herzzerreißender Stimme, halblaut die Worte rief: „Mein Heiland, nahe Dich mir in dieser Stunde."

Neue Fragen, neue Bestürmungen! Die Marquise blieb fest und standhaft.

„Das Wasser herbei!" rief der Greffier, und in den schönen Mund der Schwebenden preßte der Henker das Horn, aus der Kanne schoß das Wasser hinein und füllte

den Schlund, den Körper der Unglücklichen mit seiner Masse, die den Athem stocken machte und eine unsägliche Angst erzeugte. Noch straffer spannten sich die Stricke, noch tiefer schnitten sie in das Fleisch und zogen die Muskeln zusammen; zuweilen schlug der Henker gegen die, gleich Saiten eines Instrumentes angestrafften Fesseln, um durch die zitternde Bewegung den Schmerz zu erhöhen.

„Bekennen Sie!" rief der Greffier auf's Neue.

Maria schüttelte mit dem Kopfe, sie konnte nicht sprechen, denn das hervordringende Wasser strömte über ihr Antlitz.

Pirot lag im Winkel des Gemaches auf den Knieen und betete.

„Ich kann nicht stärker angreifen," sagte leise der Henker, „der höchste Grad ist erreicht*) — noch eine Spanne weiter und sie stirbt."

In diesem Augenblicke rief die Gefolterte: „Gott! Gott! sie haben mich getödtet."

„Nehmt sie herab," sagte Bachot.

Die Stricke ließen nach, der Körper sank auf die Bank zurück, Maria war ohnmächtig. — Als sie wieder zu sich kam, fiel ihr Blick auf Pirot, der neben ihrem Lager stand. Dieses Lager war eine Drillichmatratze, welche vor dem Kamine des Nebengemaches ausgebreitet worden war.

„Mein Vater," sagte Maria mit fester Stimme. „Es war eine lange, peinliche Frage. Jetzt aber habe ich nichts mehr mit den Menschen zu thun, ich brauche mich nur noch

*) Die Wasserfolter ist eine Erfindung der Schweden, welche sie, um Geld zu erpressen, im 30jährigen Kriege zuerst an Bauern, Bürgern oder Verbrechern versuchten, weshalb diese scheußliche Art der Marter in Deutschland auch der schwedische Trunk genannt ward. Die Marquise von Brinvilliers ist eines der seltensten Beispiele von Standhaftigkeit bei der fürchterlichen Procedur.

mit Gott zu beschäftigen. Sehen Sie, meine Hände, sie sind blutig; sehen Sie meine Füße: sie sind zerrissen, ich bin zerschlagen, wie Christus." —

Ein stärkendes Mittel ward herbeigebracht und damit rieb man die Knöchel und Gelenke der Gefolterten, dann führten die Gerichtsdiener sie in die Halle zurück. Alle Richter standen um den Tisch, der Greffier hielt ein großes Blatt in der Hand; es war das Urtheil.

„Lassen Sie mich sitzen, mein Herr," bat die Marquise. „Ich vermag nicht zu stehen."

Man ließ sie in einen Sessel sinken.

„Madame," begann Bachot, „Sie haben die Qualen der Folter mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit ertragen. Wer Ihnen diese Kraft verlieh, ob Engel oder Dämonen Sie aufrecht erhielten — Gott allein weiß es; aber ein Geständniß, der Name eines Mitschuldigen ist Ihnen nicht entschlüpft. Nehmen Sie auch das noch auf Ihre schuldbeladene Seele. Das Gericht des Châtelet hat entschieden über Sie, es hat gerichtet nach bestem Gewissen, ohne Furcht, ohne Zagen, ohne Gram oder Erbarmen, und hat gefället ein Urtheil, welches bestätigt ist durch den Namenszug des Königs Ludwig XIV. von Frankreich Majestät. Meine Herren Richter, ich verlese den Spruch, den Sie gefällt haben wider die Angeklagte."

Die Richter setzten Ihre schwarzen Mützen auf.

Bachot las: „Verhandelt und festgesetzt durch uns, die Richter der hohen Kammer und der Bank des Châtelet: Nach dem Gange des Prozesses, nach den Anzeichen, Zeugnissen und dem eignen Geständnisse der Angeklagten, erklären wir die Maria Magdalena d'Aubray, Ehegattin des Henri Marquis von Brinvilliers, schuldig und überführt, durch Gift gemordet zu haben: Ihren Vater Dreux d'Aubray, ihre beiden Brüder, die Herren von Aubray; ferner

erklären wir sie für schuldig: die Gifte wissentlich verbreitet und dieselben zum Gebrauche in das Hôtel Dieu getragen, daselbst auch die Kranken durch jene tödtlichen Droguen vom Leben zum Tode befördert zu haben, und haben wir für Recht erkannt, daß besagte Maria von Aubray-Brinvilliers verurtheilt sein soll: Abbitte zu thun vor dem Hauptportale der Kirche Nôtre-Dame zu Paris, angethan mit einem Büßerhemde, mit nackten Füßen, einen Strick um den Hals, in ihrer Hand eine brennende Wachsfackel von zwei Pfund Gewicht haltend. Die Maria von Aubray-Brinvilliers soll dahin gefahren werden auf einem Karren, und wenn sie die Abbitte geleistet hat, soll sie auf eben dem Karren zum Platze la Grêve gefahren werden. Dort soll sie auf ein Schaffot steigen, niederknieen, Gott, den König und die Menschheit noch einmal um Verzeihung bitten, worauf ihr Haupt durch den Scharfrichter der guten Stadt Paris mit dem Schwerte abgeschlagen, ihr Körper aber zusammt dem Haupte verbrannt und die Asche in alle Winde zerstreut werden soll. Die Güter der Maria von Aubray-Brinvilliers sollen eingezogen werden, und wird die Summe von viertausend Francs aus dem Erlös entnommen als Buße, dem Könige zu zahlen. Vierhundert Livres sollen entnommen werden für das Heil der Seelen der Herren von Aubray und der gemordeten Kranken, in der Kapelle der Conciergerie Messen zu lesen, zehntausend Francs sollen vertheilt werden an die Klöster der Stadt Paris und sollen dienen: die Kosten des Prozesses zu decken, den das Gericht wider den Amelin Lachaussée geführt hat. Geschehen zu Paris im Rathe der Richter des großen Châtelet." — —

Maria von Brivilliers hörte die Verlesung mit eiserner Ruhe an. Als Bachot geendet, hob sie ihr Haupt und sagte, mit der Hand an die Stirne fassend: „Mein Herr, ich muß Sie bitten, mein Urtheil noch einmal zu verlesen;

ich habe nur aufmerksam zugehört, bis Sie an die Stelle kamen, wo von dem Karren die Rede ist. Diese Anordnung hat mich dergestalt bestürzt gemacht, daß ich nicht im Stande war, weiter zu folgen. Oh — der Karren ist das Abscheulichste von Allem."

Bachot las noch ein Mal das Urtheil, dann dankte die Marquise.

„Wann wird das Urtheil vollzogen?" fragte sie.

„Morgen um die neunte Stunde des Vormittags."

„Doctor Pirot," sagte Maria, „führen Sie mich hinweg. Ich grüße Sie, meine Herren — den Karren hätten Sie mir erlassen können."

Der Doctor und die Schließer führten sie hinaus.

Als die Richter das Gebäude verließen, umwogte sie eine ungeheure Menschenmasse. Man hatte den Urtheilsspruch vernommen, die Standhaftigkeit der Marquise war durch die Gerichtsdiener bekannt geworden, und die leicht erregbare Menge der Pariser Bevölkerung schwankte zwischen Freude über die Unparteilichkeit der Richter einer hohen Dame gegenüber und der Bewunderung für die standhafte Sünderin. Als Bachot die Treppe hinunterschritt, drängte sich ein stattlicher Mann heran. Er trug Kleidung von lichtbraunem Sammetstoffe, ein prächtiges Rohr mit goldenem Knopfe glänzte in seiner Hand, sein Angesicht zeigte kühne, scharfgeschnittene Züge, und man sah ihm den außergewöhnlichen Menschen auf den ersten Blick an.

„Herr Lebrun," rief Bachot, sich vor dem Manne verneigend. „Sie wollen mich sprechen?"

Lebrun zog den Richter auf die Seite. „Ich habe gar zu gern der Gerichtsverhandlung beiwohnen wollen. Sie waren aber nicht zu finden, und der Concierge verweigerte mir den Eintritt, da die Befehle streng gegeben wurden. Ich muß ein Portrait von der Marquise haben und würde

viel zahlen, hätte ich heute im Winkel sitzen können mit Stift und Skizzenbuch, während sie verhört ward."

„Ich bedauere unendlich, daß ich nicht dienen konnte. — Sie würden ein Schauspiel gehabt haben, welches für den Künstler einzig in seiner Art war. Diese Frau ist eine der wunderbarsten Erscheinungen, die jemals über die Erde verderbenbringend schwebten. Ich wage kein Urtheil mehr zu fällen über sie, ich schweige," sagte Bachot.

„Und kann ich sie nicht mehr sehen?" fragte hastig Lebrun.

„Kommen Sie," entgegnete Bachot. Er führte Lebrun über die Treppe zurück über den Préau der Conciergerie. Hier rief er den Dicken, den wir schon einmal bei der Hinrichtung Lachaussée's gesehen haben. „Dieser Herr hier," sagte er, Lebrun vorstellend, „ist der Maler Seiner Majestät des Königs, der Director der Gobelins-Fabrik, Herr Lebrun. Sie werden ihn morgen vor der Abführung der Marquise in den Vorhof lassen. Sehen Sie dort die Treppe, Herr Lebrun? Dort stellen Sie sich auf; diese Treppe steigt die Verurtheilte hinab, oben wird ihr das Urtheil noch einmal verlesen, während dessen können Sie studiren."

Lebrun verließ mit Bachot den Hof.

„Lieber Himmel," brummte der Dicke, das Thor schließend, „was kommt Alles morgen hierher? Prinzessinnen, Marquisen, Grafen, Parfümeure und Maler."

Als Lebrun auf den Platz vor der Conciergerie trat, war es schon Abend geworden. Auf dem Pflaster des Platzes lagerten viele Hunderte Menschen. Feuer brannten, Speisen wurden verkauft. Man brachte die Nacht im Freien zu, um morgen dem Schauspiele der Abführung beizuwohnen.

Ein Richtschwert und zwei Holzstöße.

Die letzte Nacht hatte die Marquise nicht mehr in ihrer Zelle geweilt, denn sie wollte sich nur noch mit Gott beschäftigen, bevor sie den schweren Gang antrat, und Doctor Pirot wählte deshalb den Chor der Kapelle des Justizpalastes zum letzten Aufenthalte für Maria, welche hier die Stunden bis zu ihrer Fortführung im Gebete verbrachte. Die gemalten Scheiben des Chores gingen auf die Straße Saint-Louis hinaus, und die Farben derselben glühten schon im Strahle der bleichen Morgensonne, als Maria, noch immer auf den Knieen liegend, durch ein fernes Brausen und Summen aus ihrer Andacht gestört ward. Sie erhob sich mühsam und wickelte den Mantel Pirot's, den ihr der Doctor übergeworfen, fester um sich, da die Kälte der Kapelle, die durchwachte Nacht und die Erregung sie schauern machten.

„Was ist das? Welch' ein Summen, mein Vater?" fragte sie.

„Es sind die Menschen," antwortete Pirot, „die da Ihrer Fortführung beiwohnen wollen."

Maria horchte aufmerksam, sie vernahm den dumpfen Ton der Trommeln der anrückenden Soldaten, welche von dem Pöbel mit Geschrei begrüßt wurden; sie hörte deutlich den tactmäßigen Schritt der Bataillone und das Klirren der Musketen gegen das Steinpflaster, die Commandorufe, das Galoppiren der Pferde. Als die Glocke zu läuten begann, sagte die Marquise ruhig: „Die Stunde ist gekommen, gehen wir, mein Vater."

Jetzt trat der Henker ein. Er hatte die Nacht über vor dem Gitter des Chores zugebracht und nahte sich, um die Hände der Marquise zu binden. Ohne zu zucken, litt

sie diese Pein, denn noch schmerzten die Knöchel von den Stricken der Folter. Während dies geschah, füllte sich der Chor mit Officianten, Richtern und Dienern; man nahm Pirot und die Verurtheilte in die Mitte, die Schließer sagten Maria Lebewohl, weinend nahmen die Dienerinnen von ihr Abschied, welche in der Kerkerzelle der Marquise aufgewartet hatten, und Eine derselben warf sich in Extase zu den Füßen Maria's nieder, sie um ihren Segen bittend.

„Sie sind eine heilige Madonna," rief das Weib, „Sie haben keine Sünden begangen, der Himmel wird Ihre Schmach rächen."

Diesen Auftritten machte der Bailli der Conciergerie ein Ende, indem er befahl, die Marquise hinauszuführen.

Von einem zahlreichen Gefolge begleitet, an Pirot's Hand gehend, gelangte Maria über den ersten Hof in die Vorhalle.

„Halt!" gebot der Bailli.

Wieder trat der Henker heran. Er trug ein langes, schmutzigweißes Gewand über seinen Arm geworfen, er schob Pirot sanft zurück und warf das Büßerhemd über die Marquise. Es war die letzte Toilette, welche Maria von Brinvilliers machen sollte. Als ihr Kopf aus dem abscheulichen Hemde sich hervorstreckte, gewahrte sie etwas, das ihre Haare sträuben machte. Die Thüre der Vorhalle hatte sich geöffnet und eine Schaar Neugieriger drängte hinein. Maria sah Frauen vom höchsten Range, Frauen, die mit ihr im glänzenden Ballsaale Schulter an Schulter beim wirbelnden Tanze sich gedreht, die gescherzt, gelacht hatten an der Tafel Henri von Brinvilliers', wenn die, welche jetzt als eine Verdammte im Büßerhemde vor ihnen stehend, durch sprudelnden Geist, durch Anmuth die Gäste entzückte. Es waren Männer in die Halle getreten, welche die Taille der Marquise, die jetzt der Henker mit einem Stricke um-

flocht, einst mit zarter, vor Entzücken bebender Hand umschlungen hatten; in diese Haare, welche jetzt schmucklos über das Büßergewand herabhingen, hatte Frau von Soissons oft einen Kranz oder eine Coiffüre gedrückt, um zu sehen, wie sich dieselbe am reizendsten ausnehme, denn der schönen Brinvilliers stand Alles herrlich. Frau von Soissons lehnte sich an die Wand des Gemäuers und starrte ihre ehemalige Freundin an; ebenso thaten Mademoiselle de Scudery, die Marquise de Coeuvres, die Prinzessin von Liancourt; der leichtfertige La Mothe, Herr von Rouville und der Marquis de Fiesque hatten die Damen geleitet. Noch viele Andere vom Hofe standen umher, das traurige Schauspiel betrachtend, und der Herzog von Saint-Remy, ein alter Sünder, schielte lüstern nach den reizenden, entblößten Füßen Maria's, die, von der Kälte ein wenig blau geworden, zitterten, als die Unglückliche den mit Steinfliesen gepflasterten Boden der Vorhalle betrat.

Maria warf einen entsetzlichen Blick auf diese Menschen, deren herzlose Neugierde sie empörte; sie wankte und mußte sich an Pirot's Schulter lehnen: „Ich bitte Sie um Gottes willen, mein Vater," lispelte sie, „sind es nicht Barbaren, jene Leute dort? Wie können sie sich ergötzen an diesem schrecklichen Anblicke?"

„Es ist eine Buße, die Euch noch auferlegt wird," tröstete Pirot.

Aber Maria, als sie dicht bei den Damen vorüberschritt, sagte mit lauter Stimme: „Es ist ein herrliches Schauspiel, um dessentwillen Sie sich so früh aus den Betten erhoben haben, meine Damen. Leben Sie wohl und behalten Sie meine Gestalt im Gedächtnisse."

Die Damen senkten die Häupter.

Jetzt drückte der Henker der Marquise eine brennende Wachskerze in die Hand, doch vermochte sie mit

ihren geschwollenen Händen die Kerze nicht zu halten, Pirot unterstützte sie — nun kam die furchtbarste Minute, furchtbarer, als die des Todes. — Man war bis zur Treppe gelangt, welche in den Vorplatz führte. Dieser Platz öffnete sich gegen die Straße Calandre; als die Thüren aufsprangen, als die Marquise in dem gespenstischen Kleide, gefesselt, die Kerze haltend, mit nackten Füßen heraustrat auf den Altan, umgeben von Richtern und Schergen, da war es, als sei eine Sturmfluth in die Straßen von Paris gedrungen, als wühle der Orkan ein Meer empor aus den Tiefen. Dieses Meer aber bestand aus zahllosen Menschenköpfen; sie hoben und senkten sich, sie schienen, gleich Wogen, gegen die Gitter des Vorplatzes anzudringen und dann, zurückprallend, von dort wieder in die Straßen hineinzufluthen, welche auf den Justizpalast führten; das Brausen aber waren die Rufe der Drohung, der Bewunderung, des Erstaunens, ausgestoßen von all diesen Tausenden, als oben auf der Treppe die Gestalt Maria's erschien. Eine zornig drohende Bewegung machte die empörte Menge gegen das Gitter, und pfeifend fuhr der Hohn durch die Luft, in dessen gellende Töne sich die Schimpfworte des Pöbels mischten.

Maria's Empörung stieg hoch. Sie war in diesem Augenblicke nicht mehr mit ihren Gedanken bei Gott; eine Wuth, ein Gefühl unsäglichen, rasenden Schmerzes überfiel sie, die Ruhe ihrer Züge wich dem Ausdrucke tödtlichsten Hasses gegen diesen ganzen Menschenknäuel, ihre Muskeln verzerrten sich, und weit hervor aus dem Kopfe traten ihre Augen; sie machte eine Geberde, als wolle sie sich von der Treppe hinab unter die Menge stürzen, und ihre gelähmten Finger ballten sich krampfhaft zusammen.

„Medusa! Medusa!“ rief eine Stimme am Fuße der Treppe, „Ich hab' es, das ist ein Moment — das ist ein

erhaben schrecklicher Anblick.“ Lebrun beugte sich auf eine Stufe, er hatte hier sein Skizzenbuch niedergelegt, und seine Hand führte den Stift, er entwarf Maria's Züge.*)

Pirot besänftigte die Marquise, sie stieg die Treppe hinunter; unter Schreien, Heulen und dem furchtbarsten Tumulte bestieg sie den schrecklichen Karren. Neben ihr saß Pirot, Beiden gegenüber der Henker. „Vorwärts!“ tönte das Commando. Die berittenen Polizeidiener machten große Volten, um Platz zu gewinnen, der Pöbel, der vornehme und gemeine, wehrte sich durch Stöße gegen diese Beeinträchtigung seines Rechtes; hier wurden die Spalier bildenden Soldaten auseinandergesprengt, dort schob man einen Reiter hinweg, an einer dritten Stelle prügelten sich etwa zwanzig Zuschauer unter einander, dort wieder schleppten Mitleidige eine ohnmächtig gewordene Frau aus dem Gedränge, oder es verhöhnten die Gassenbuben einen Trunkenen, der seit dem letzten Abend hier geblieben war, um sich durch Getränke zu stärken, damit er die Marquise sehen könne; dazu das Schreien der Polizeidiener, die Rufe der Officiere, die summenden Glocken, das furchtbare Geschrei der zahllosen Massen — fürwahr, die Marquise von Brinvilliers ging geräuschvoll ihrem Ende entgegen. Mit Mühe bahnten die Führer der Escorte sich den Weg durch die Straße Calandre, wo die Soldaten gegen den Karren gedrängt wurden; erst als die Massen sich in die Straßen Juiverie und Fèves vertheilten, gelang es, schneller weiter zu kommen, wobei aber zuweilen kühne Neugierige bis an

*) Das schrecklich schöne Bild befindet sich im Louvre. Lebrun hat einen Tigerkopf daneben angebracht, um die Gleichheit der Züge darzuthun; es ist erklärlich, daß der Zorn das schöne Antlitz der Marquise dergestalt verzerrte, sonst würde der Maler nicht die Larve des Raubthieres daneben gestellt haben. Lebrun erzählte, daß mehre Nächte hindurch ihm das Gesicht der Marquise im Traume erschienen sei.

den Karren liefen. Hier war es, wo die Marquise für eine Heilige ausgerufen ward, und auch dazu lächelte sie, wie zu den Verwünschungen; sie bot ein Bild größter Ergebung und sprach, ohne auf das Getümmel zu achten, mit Pirot. Der Karren hielt an den Stufen von Nôtre-Dame.*) Als Maria herabstieg, um unter dem Hauptportale die Abbitte zu sprechen, erhob sich ein gräßliches Wuthgeheul; es war so gewaltig, daß alle Zuschauer ihre Köpfe von Maria fort und nach dem Hôtel-Dieu wendeten, von woher die Töne des Zornes schallten. Eine große Menge Studenten hatten sich dort versammelt, um die Marquise zu beschimpfen. Sie waren besonders empört über die Mordthaten, welche Maria an den Kranken begangen, und die schreckliche Gewandtheit, durch welche sie die Kunst der Aerzte vereitelt hatte.

Maria stieg an Pirot's Seite die Stufen hinan; sie schaute sich hier zum ersten Male wieder seit ihrer Abfahrt von der Conciergerie um. Ein beängstigend lebendiges Bild bot sich ihren Blicken dar: Die wogenden Menschenmassen, die blitzenden Hellebarden und Gewehrläufe der Soldaten, die Fuhrwerke, die ganze Treppe von Nôtre-Dame mit Zuschauern besäet, die Nebenhäuser mit Gaffern bis in die Giebel gefüllt. Hoch oben auf den Schornsteinen, an den Dachtraufen gewahrte man die Neugierigen, ja selbst die Seine war mit menschengefüllten Booten bedeckt. Einige derselben hatten Masten aufgesteckt, in deren Tauwerk Schaulustige hingen; und auf das breite Geländer der Brücke Nôtre-Dame waren Stühle gestellt, die namentlich von Damen besetzt erschienen.

Maria betrachtete einige Augenblicke diesen Tumult, dann schüttelte sie das Haupt. „Sollte man es glauben?"

---

*) Diese Stufen liegen jetzt unter dem Pflaster des Platzes.

flüsterte sie leise. „So viel um diesen kleinen Körper. Ah — da ist Frau von Sevigné auf der Nôtre-Dame-Brücke. Ich erkenne sie deutlich, sie winkt mit einem weißen Tuche — ja, sie war immer meine Freundin."

Die Verurtheilte ward unter das Portal geführt. Krachend öffneten sich die Pforten der Kirche, und auch hier schoß ein Menschenstrom hervor, der sich aufstauete, als die Hellebardiere mit ihren Waffen Spalier bildeten; aber die Eingedrungenen standen dicht hinter Maria. Nun schallten Zischen und die Rufe: „Ruhe! Ruhe!" durch die Luft, man wollte die Stimme der Marquise hören. Die Verlesung war schnell vorüber: „Ich bekenne, daß ich boshafter und überlegter Weise meinen Vater, meine Brüder und die Kranken vergiftet habe und bitte Gott, den König und die Richter um Vergebung."

Dann wieder die Stufen hinab — dann wieder in den Karren — dann wieder zwischen die heulende Menge hindurch näher zum Schaffote.

Als der Karren über die Nôtre-Dame-Brücke fuhr, gerieth Maria aufs Neue in unbeschreibliche Aufregung, sie deckte ihre Hand auf das Cruzifix und rief dem Henker zu: „Mein Herr! mein Herr — ich beschwöre Sie, setzen Sie sich mir gerade gegenüber." Ihre Augen funkelten und mit der Gewalt einer Zange preßte sie den Arm Pirot's.

„Was ist Ihnen, Madame?" fragte der Doctor.

„Dort — dort," sagte die Marquise, mit den Augen nach rechts blickend, „dort ist der Bluthund, der Schändlichste von Allen, die mich verfolgen und verderben — Desgrais, der mich bei Lüttich fing. Oh, er sei —"

„Halt, meine Tochter," rief Pirot. „Kein Fluch! Denken Sie an Gott — denken Sie an die Buße. Christus litt Größeres als Sie."

„Sie haben Recht, mein Vater," antwortete sanft Maria,

„Er litt Größeres und war schuldlos. Ich will büßen — — es ist das Härteste vor dem Ende; aber rücken Sie bei Seite, mein Herr — ich will Desgrais ansehen."

Der Karren fuhr bei dem Piquet von Archers vorbei, in deren Mitte Desgrais hoch zu Pferde, den Degen in der Hand, hielt. Maria blickte ihn fest an und der Gefreite erwiderte diesen Blick, ohne sein Gesicht zu verändern; aber plötzlich wies er mit dem Degen auf das Söllerfenster eines Eckhauses an der Straße de Gesvres. Unwillkürlich folgten Maria's Augen dieser Weisung — eine weibliche Gestalt zeigte sich phantomartig hinter den Scheiben, schnell trat sie zurück, als Maria's Blicke sie trafen, und der Fenstervorhang fiel nieder, aber die Marquise hatte die Lauschende erkannt, sie schrie heftig auf und sank an Pirot's Brust.

„Sahen Sie ein Phantom?" fragte der Doctor.

„Nein," lispelte Maria, „ich sah Frau von Montespan."

Der Zug bog in den Quay Peltier und hielt am Ausgange des Grève-Platzes. „Gelobt sei Gott, ich sehe den Richtstuhl," sagte Maria. Aber es währte noch lange, ehe der Karren durch die Massen, trotz der Hülfe der Soldaten und Polizeidiener, sich den Weg bahnen konnte. Als dies endlich bewerkstelligt worden, trat derselbe feierliche Moment ein, der bei Lachaussée's Hinrichtung beobachtet worden war, — eine Stille wie in der Kirche herrschte plötzlich; die Menge schien sich auf den Anblick der feierlichen, furchtbaren Strafe, durch welche die Seele von dem Körper getrennt hinaufschweben soll zu dem ewigen Richter, in ehrfurchtsvollem Schweigen vorzubereiten — nur flüsternde Stimmen vernahm das Ohr des Horchenden und in langen, dumpfen Schwingungen ließ die Glocke des Thurmes d'Horloge ihre Töne über den Platz dahinschallen.

„Madame," rief eine gellende Stimme jetzt, „haben Sie Nichts weiter zu sagen? Wenn Sie noch eine Erklärung

geben, ein Bekenntniß ablegen wollen, so sind im Stadthause die zwölf Kommissarien bereit, dergleichen entgegen zu nehmen.“ Dieser Rufer war Drouet der Greffier. Er ritt ein schwarzes Pferd und hielt dicht bei dem Karren.

„Ich habe Alles gesagt, was ich wußte, und kann Nichts weiter bekennen,“ antwortete die Marquise.

„Sprechen Sie das noch ein Mal, aber laut aus, daß Jedermann es hören kann,“ rief der Greffier.

Maria wiederholte die Worte.

Lang und immer länger reckten sich nun die Hälse, man sah die Marquise auf das aus ungehobelten Brettern erbaute Schaffot steigen, sah, wie sie droben dem Doctor die Hand küßte, wie er sie segnete, man vermeinte die Worte des Dankes zu vernehmen, welche dem Munde der Sünderin entströmten: „Bedauern Sie nicht, würdiger Freund, mir einige Tage gewidmet zu haben, und beten Sie ein De profundis in dem Augenblicke meines Todes. Oh — ich bin am Ende meines Weges — eitel — erbärmlich — schändlich war all' mein Beginnen; hoch hinan wollte ich und ich fiel nieder in die Tiefe und finde mich, als ich aufsehe nach dem Falle, auf dem Schaffote des Grêve-Platzes.“ Maria von Brinvilliers kniete nieder, sie versenkte sich in ein Gebet, und nur noch ein Mal seufzte sie schwer, als der Dampf eines Holzstoßes emporwirbelte, den die Knechte des Henkers neben dem Schaffote in Brand setzten. — Jetzt sah man den Schergen herantreten, die Klingen einer Scheere blitzten, die langen Locken Maria's fielen, und ihr weißer Nacken leuchtete zwischen dem Haare und dem Kragen des Büßerhemdes. Der Henker riß diesen Kragen herab, dann band er die Augen Maria's mit einem Tuche und legte ihr die Hände auf den Rücken.

Noch immer kniete Pirot neben der Verurtheilten, ihr Gebete ins Ohr sagend. Der Nachrichter trat an die

Brüstung des Schaffotes, hier lag sein Mantel; er hob ihn auf und nahm einen Gegenstand hervor: es war das Schwert, welches den Hals der Verbrecherin durchhauen sollte. — „Wenden Sie Ihren Kopf nach rechts, Madame," sagte er. Maria gehorchte. „Sie, Herr Doctor, kehren uns jetzt den Rücken — so. Heften Sie Ihre Blicke auf das Stadthaus." Pirot folgte dieser Anweisung, obgleich er zitterte und ein kalter Schweiß seine Stirn bedeckte.

Athemlos, schweigend umstanden die Massen das Schaffot. Pirot hörte die Marquise deutlich beten: „Jesus, Sohn David's und Maria's, erbarme Dich mein. Gott! ich lasse meinen Körper zurück, der Staub ist, daß die Menschen ihn zu Staub verbrennen, nimm Du gnädig meine schuldbeladene Seele auf, der Du bist die Gnade, die — —."

Plötzlich verstummte das Gebet — ein gräßlicher, dumpfer Ton drang an des Doctors Ohr, es fiel Etwas auf die Bohlen des Gerüstes, laut brüllte die Menge, und ihr Geheul rollte fort durch die Gassen; Pirot's Herz hörte auf zu schlagen, er sank an der Brüstung nieder. Als er sich erhob und umwendete, hatte er einen Anblick, den zu ertragen ihm die Kraft versagt war — er taumelte die Stufen des Gerüstes hinab, und eine Ohnmacht umnachtete seine Sinne. Wie lange er zu seinem Glücke zwischen den Armen einiger Officianten also gelegen, wußte er selbst nicht; zu sich gekommen, betete er ein De profundis, während die Flammen des Holzstoßes Maria von Brinvillier's sterbliche Reste verzehrten. Wieder war die Stille des Todes über die Gaffer gekommen, und das Knistern des brennenden Scheiterhaufens unterbrach allein die furchtbare Pause. Endlich fielen die Aschenhaufen zusammen — dann kamen die Knechte mit langen eisernen Haken und stießen Alles

in einander, dann zerrten sie es wieder über das Pflaster, und in alle Winde zerstreut flog die Asche der Gerichteten.

Eine Wolke Staub — war der schöne Körper.

Eine Wolke Staub — so schwebte das Letzte vorüber, was von Maria von Brinvilliers zwischen den Kohlen und Reisigbündeln des Holzstoßes noch Platz gefunden, und dieses Wenige flatterte nun auch verstreut in die Lüfte, getragen vom Winde, hineingeführt in das Nichts. — —

Der Henker nahm einen Schluck aus der breiten Korbflasche und näherte sich dem Doctor Pirot. „Ich habe seit langer Zeit vor keiner Hinrichtung so gezittert, als vor dieser," sagte er. „Es war eine seltsame Frau, und ich ließ sechs Messen für mich lesen, damit Gott meine Hand stärken möge."

Langsam begann sich der Platz zu leeren. Pirot stieg in eine Miethskutsche.

„Sehen Sie nur, ehrwürdiger Herr," sagte der Kutscher, mit seiner Peitsche in die Ferne deutend, „wie das Volk in dem Holzstoße wühlt. Sie wollen eine Reliquie von der Brinvilliers haben, und um mich herum, als ich an der Brücke hielt, behaupteten Alle: sie sei eine Heilige gewesen und man habe sie unschuldig gerichtet. Es heißt: ihre hohen Feinde hätten das Urtheil fällen lassen."

Pirot warf noch einen Blick zurück, der Holzstoß war fast verschwunden, Jedermann trug ein Reislein von den Ueberbleibseln nach Hause.

„Ja, ja," sagte Frau von Sevigné, „so ist das Volk von Paris. Ich stehe noch nicht gut dafür, daß sie der Brinvilliers nicht eine Statue errichten."

— — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde nach der Hinrichtung rollte aus dem Thor Saint-Antoine ein plumpes Fuhrwerk, dessen Kasten mit Fässern und Beuteln angefüllt waren, welche

Lumpen und Stroh verdeckten. Auf dem Bocke des schlechten Wagens saß als Lenker ein Mann mit rußigem, geschwärztem Antlitze. Er blickte erst um sich, als die Thürme von Paris im Dunste verschwammen.

„Heraus — glücklich aus der Falle," kicherte er. „Mich sollen Sie nicht wieder fangen. Ich bin ordentlich ruhig, seit ich sie habe um einen Kopf kürzer machen und verbrennen sehen, es war die Letzte, die ich fürchten mußte. Hahaha! gut bepackt, gut versorgt! Wer weiß, ob ich nicht wieder durch dieses Thor einfahren darf?" Er schlug an seine Fässer, trieb seine Pferde an und jagte die Landstraße hinunter. Josias Morel fuhr in die Weite.

— — — — — — — — — — — —

In der Nacht, die jenem blutigen Tage folgte, waren in einem Zimmer des Palastes Orleans vier Personen versammelt, welche vor dem Kamine dieses Zimmers standen. Obgleich eine warme Nachtluft durch das halbgeöffnete Fenster wehte, brannte doch in dem Kamine ein helles Feuer, dessen Flammen die Gesichter der kleinen Gesellschaft beleuchteten. Diese bestand aus zwei Damen und zwei Herren. Die Damen waren Frau von Montespan und ihre Schwester, Frau von Thianges; die Herren waren Desgrais und Picard. Madame de Montespan hatte einen Blasebalg in den Händen und fachte das Feuer an, Picard stieß von Zeit zu Zeit mittels eines Feuerhakens in die Gluth. Die Flammen verzehrten einen Haufen Papier, einen Buch-Einband, und es knisterte, knackte und puffte in dem Kamine, daß zuweilen die glühenden Funken in's Zimmer spritzten. Die Elfenbeinnetze, welche über den Deckel des Buches liefen, sprangen von der Gluth in Stücken, immer zahlreicher und schneller flogen die brennenden Blätter in den Kamin hinauf, bis nur noch ein kleines Häuflein übrig war; als auch dieses, wie ein feines, mit Funken durchsäetes Spinnenge-

webe in den Rauchfang emporwirbelte, athmete Frau von Montespan hoch auf: „Dem Himmel sei Dank, es ist vernichtet,“ sagte sie, „das ist die zweite wichtige Verbrennung, welche heut stattgefunden hat. Die Quelle des Unheils ist versiegt.“

Nachdem Desgrais und Picard sich empfohlen hatten, ließ die Marquise sich neben Frau von Thianges nieder. „Nun bin ich die Herrin — jetzt habe ich Alles gewonnen — ich bin frei und die Tage meiner Macht beginnen von heute an, wo die Brinvilliers auf dem Schaffot endete, und wo das Giftbuch des Mönches von Pisa in diesem Kamine verbrannt wurde. Der Fluch ist gebrochen. Picard und Desgrais haben meinen Dank verdient, als sie die verfluchte Schrift aus dem Depôt des Polizeiministeriums entwendeten.“ Sie setzte sich an den Schreibtisch. — —

Zwei Tage darauf wurde Paris um einen Polizeilieutenant reicher: Desgrais hatte diese Anstellung durch königlichen Befehl erhalten, er hatte drei Grade übersprungen und das jetzt erreicht, was er in zwölf Jahren kaum erlangt hätte.

Herr Picard trat an Stelle des verstorbenen Riom in die Bureaux des Herrn von La Reynie. Endlich hatte er das Glück erjagt. An seinem Finger blitzte ein kostbarer Diamant, den früher Niemand bei ihm gesehen hatte.

1685.

Jahre sind dahin gerauscht, das ewig rollende Rad der Zeit hat bei seinen gewaltigen Drehungen die Mächtigen zermalmt, die Kleinen in die Höhe gerissen und in das

glänzende Leben geschleudert, dessen Strahlen so wenige zu ertragen vermögen, daß sie mit Blindheit gestraft werden, und in dieser schrecklichen Nacht ihren Untergang finden. —

Wir sehen den König Ludwig mächtiger als je auf dem Throne, dem Luxus, Kriegsglück, Schmeichelei und beispiellose Kühnheit in der Nichtachtung fremden Rechts gewaltige Stützen verliehen haben. Eine große Anzahl junger Leute, welche die Bahn neben oder hinter dem Könige durchliefen, sind mit seiner Größe gestiegen, durch ihn gehoben, der der Götze der Völker geworden ist —. Andere vermochten den rasenden Lauf nicht auszuhalten, der Athem verging ihnen und sie blieben am Wege liegen, noch Andere mußten den Stolz des Gewaltigen empfinden, eine mißbilligende Handbewegung, ein finsterer Blick genügten, um alle Hoffnungen zu zertrümmern, und glücklich der Verstoßene, welcher noch mit dieser gelinden Strafe davon ziehen durfte, glücklich Derjenige, den nicht eine flüchtige Laune der Machthaber einst zum Mitwisser gefährlicher Geheimnisse gemacht hatte, von denen die Säle, die Kabinette und Gärten der Königsschlösser und die stillen Mauern der Zwingburgen wimmelten.

Wohin waren sie geschwunden, die glänzenden Meteore weiblicher Schönheiten, deren Glanz den Himmel des Hoflebens auf Augenblicke erhellte? Wo bist du, Athénais von Montespan, die sich vermessen rühmte, den gefahrvollen Weg zurückgelegt, das Ziel erreicht, auf der Höhe des Berges den unerschütterlichen Bau ihrer Herrschaft gegründet zu haben? — Die Wehrufe des Büßers im Schloß Mortemart haben sich an das Leben der Marquise geheftet — seine Verwünschungen sind über sie gekommen gleich dem daherbrausenden Gewitter. Eine Unglückliche stürzte durch Athénais; eine Glücklichere hat die kühne Montespan gestürzt; das Rad der Begebenheiten schleuderte die Eine in die Tiefe und hob die Andere zur Höhe hinauf. Die Schaar

der königlichen Kinder, welche in verbrecherischer Liebe erzeugt wurden, schirmte die Mutter nicht — immer kälter ward der gekrönte Geliebte, immer größer wurden die Demüthigungen, bis eines Tages eine prächtige, geistreiche Frau zu der Marquise von Montespan trat und ihr mit sanfter, aber fester Stimme sagte: „Madame, der König hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß Alles vorbei ist. Schreiben Sie keine Briefe mehr, wagen Sie keine Besuche zu machen — der König wünscht Sie nicht mehr zu sehen."

Diese Frau nannte sich Madame de Maintenon.

Frau von Montespan wagte aber dennoch Besuche — Briefe! Endlich, als sie nicht mehr vorgelassen wurde, zog sie sich vom Hofe zurück. Niemand grüßte sie, keine ihrer Creaturen nahm Notiz von der entlassenen Geliebten. Sie hatte ausgelebt, sie war tausend Mal elender, als die La Vallière, weil die Schlangen des Ehrgeizes, des Hasses, der ohnmächtigen Wuth ihr Herz zerfleischten. — Sie floh den Hof, und als sie an dem Gitter von Versailles vorüberfuhr, sah sie, wie ihre sämmtlichen Geschwister über die Terrasse schritten und der Frau von Maintenon die Hände küßten, auf derselben Terrasse, an deren Fuß einst die La Vallière in Ohnmacht gelegen, während der König mit der Montespan kosete. Wer war Frau von Maintenon? Die Wittwe Scarron, die Erzieherin der königlichen Bastarde, die einfache Pensionairin. Sie stand auf der Höhe — rings umher war Alles gesunken, sie hatte die Montespan gestürzt, wie die Montespan einst die La Vallière gestürzt hatte. Erst Gleichgültigkeit, dann Nothwendigkeit, dann Bewunderung, endlich Liebe — so hießen die Stufen welche Frau von Maintenon überschritten hatte, um in das Herz des Königs zu gelangen. Athénais von Montespan war gefallen, und wie sie dahinfuhr im Dunkel der Nacht, glaubte sie den Büßer auftauchen zu sehen aus dem Grunde des Waldes

und sie hörte den Ruf: „Auf Dein Haus das Verderben, Herzog von Mortemart — auf Dich der Fluch.“ —

Athénais hatte frohlockt, als die Gattin Ludwig's XIV. starb, sie hoffte Königin zu werden; sie ward eine Verbannte.

In der Vorstadt Saint-Jaques zu Paris lag das Kloster der Karmeliterinnen. Hier vertrauerte hinter den Mauern und Gittern Schwester Louise de la Misericorde, einst Louise de La Vallière genannt, den Rest ihres zerstörten Lebens. In der Vorstadt Montmartre zu Paris lag das Kloster der Nonnen zum heiligen Joseph. Hier fand eine Frau Aufnahme, die sich nicht mit Gott, nicht mit der verlornen Liebe beschäftigte, sondern die des Klosters stille Gänge, die friedliche Zelle aufgesucht hatte, um ungestört zu sinnen, wie sie dereinst wieder die verlornen Schätze, den entschwundenen Glanz erringen könne. Diese Frau nannte sich nicht mit einem Klosternamen. Sie war bis zu ihrem Ende: Athénais von Montespan. — Als sie im Bade zu Bourbon l'Archambault starb, sagte sie: „Grüßt mir Henri von Montespan — ich habe mich schwer an ihm versündigt.“ Zwischen beiden unglücklichen Frauen und ihren Asylen lag Paris mit seinem Treiben, seinen Lastern, seinen Tugenden; mit dem mächtigen, harten Könige an der Spitze des glänzendsten Hofes, den Françoise von Maintenon beherrschte. Wo war der Maurer Barbé, der ihr einst solche Größe verheißen? Sein Grab war bereits versunken, sein Name nur deshalb nicht vergessen, weil er mit der Geschichte der Maintenon verbunden blieb.

— — — — — — — — — — — — — — — —

In einem prachtvollen Bosquet, nahe der Grotte des Apoll in Versailles, saßen zwei Damen des königlichen Hofes unter den duftenden Oleanderbüschen, den Orangenbäumen, umrauscht von der schimmernden Cascade. Sie lasen, sie

blickten zuweilen von den Büchern auf, um die würzige Luft zu athmen.

„Wer naht dort durch den Weg des Tapis vert?“ fragte die eine der Leserinnen.

„Ich kenne den Herrn nicht,“ lautete die Antwort.

Der Herr kam näher. Es war ein Mann von mittlerem Wuchse, der in prächtigen Kleidern steckte. Sein Haupt trug er ein wenig gebeugt, seine Haare, die er ohne den übertriebenen Staat einer Perrücke frei um sein Haupt fallen ließ, waren leicht ergraut, das Gesicht zeigte Furchen. Er ging bis an den Rand des Bosquets und neigte sich artig vor den Damen.

„Sie scheinen mich nicht mehr zu kennen,“ sagte er mit tiefer Stimme.

„In der That,“ entgegnete eine der Damen aufstehend, „ich entsinne mich nicht — und doch — dieses Gesicht — der Wuchs —“

„Ich will Ihnen zu Hülfe kommen, Frau Marquise von Maintenon. Ich bin der Graf Lauzun.“

Die Marquise von Maintenon trat betroffen zurück, sie stützte sich auf den Tisch, der neben ihr stand.

„Herr Graf,“ sagte sie, ich bin erfreut, sie zu sehen. Ich hoffe, man wird das Unrecht gut machen können, welches dereinst gegen Sie begangen ward.“

„Gut machen?“ Madame, ich komme nicht deswegen nach Versailles. Ich bin hier, um auf die Herrschaften von Dombes und Aumale, welche mir die Prinzessin von Montpensier einst schenkte, zu verzichten; sie sind der Preis für meine Freiheit, sie werden ein Firmelungsgeschenk abgeben für den Bastard, den die Frau gebar, welche mich in den Kerker von Pignerol werfen ließ, und da ich hörte, Sie seien hier im Parke, wollte ich die Frau begrüßen, deren Fuß die

Natter zertreten konnte, ohne daß sie von ihr in die Ferse gestochen ward."

„Ich habe die Marquise von Montespan nicht gestürzt," sagte die Maintenon ruhig; „sie selbst hat das Gebäude ihres Glückes zertrümmert."

In diesem Augenblick kam ein Ball durch die Zweige des Bosquets, diesem Balle folgte ein Knabe von vierzehn bis fünfzehn Jahren. Er war sehr schön von Antlitz, trug reiche Kleider, aber er hinkte auf dem rechten Fuße. Lauzun fuhr entsetzt auf.

„Dieses Gesicht trügt nicht: es ist der Sohn der Montespan," rief er.

„Es ist Seine Hoheit der Herzog du Maine," sagte die Maintenon. „Was suchen Sie, mein kleiner Herzog?" fragte sie den Knaben.

„Meinen Ball will ich," rief der Herzog und blickte trotzig den Grafen an. „Wer ist dieser Mann, meine Freundin?"

„Es ist ein Herr des Hofes."

„Es ist ein Mann, dem Sie dankbar sein können," sagte Lauzun. „Er bringt Ihnen heut zwei Herrschaften zu, die Sie ernähren können, wenn Ihr Vater Sie einst verstoßen sollte."

„Mein Vater ist der König von Frankreich," sagte der Knabe, die Achseln verächtlich zuckend. „Ich werde noch viel mehr haben, als zwei Herrschaften — jetzt will ich nur meinen Ball; nehmen Sie Ihren Fuß da fort." Er stieß Lauzun's Fuß bei Seite und nahm den Ball, dann entfernte er sich.

Lauzun blickte ihm nach. „Er wird böse werden, wie seine Mutter," sagte er. „Sie mögen an mich denken. Er wird ein Teufel sein — sehen Sie doch, Gott hat ihn gezeichnet, er hinkt."

„Die Haft hat Sie bitter gemacht, Herr Graf," sagte die Maintenon; „Sie sind unzufrieden mit der Welt."

„Sie irren sich, Marquise, ich bin es nicht. Ich habe gestern im Garten des Klosters Sanct Joseph die gestürzte, verlassene, verachtete Montespan gesehen — das ist eine Genugthuung — eine Freude. Ich habe heute den Bastard gesehen; er wird seinem Vater böse, traurige Stunden bereiten, das ist meine Hoffnung. Ich habe heute die Frau gesehen, welche meine Todfeindin gestürzt hat, das ist eine Labung."

„Sie hassen die Marquise also noch immer so fürchterlich? Sollte der Kerker nicht milde stimmen, nicht das Herz zur Verzeihung öffnen?"

„Frau Marquise," sagte Lauzun feierlich, „der Kerker hat mir das Leben zerknickt, denn ich lebe nur für die Freiheit; der schreckliche Gouverneur von Pignerol hat mich alle Qualen der Haft empfinden lassen, die Montespan befahl es so. Ich lag sechs Monate in einem Cachot unter der Erde, da mein Fluchtversuch entdeckt ward, meine Zähne fielen aus den Kiefern. Ich war ein Scheusal — Alles habe ich vergessen; ich würde es der zertretenen Schlange vergeben. Wissen Sie aber, was ich nie vergessen kann, was stets meine Wuth rege macht? Hören Sie es: eine Spinne."

„Eine Spinne?"

„Ja, Madame. Ich hatte mir in der Nacht des Kerkers eine Spinne gezähmt, dieses Thierchen war mein einziger Zeitvertreib, mein Glück. Es kam auf mein Zeichen, saß auf meiner Hand, ruhte bei mir. Es wob seine zarten Fäden über meinem Haupte, und diese Fäden verbanden mich allein noch mit der Welt. Eines Tages liebkoste ich mit der Spitze meines Fingers die kleine Spinne, als Saint-Mars zu mir trat. Wahrscheinlich hatte er den Befehl er-

halten, mir jede Zerstreuung, jede Freude zu stören; er führte diesen Befehl der Montespan aus, denn er warf die Spinne von meiner Hand auf die Erde und zertrat sie. Ich brüllte wie ein angeschossenes Thier, und wäre der Schließer nicht zwischen uns gesprungen, so hätte ich Saint-Mars erwürgt. Daher hasse ich die Montespan. Sie ist schlechter als die Meisten, welche in Ketten und Banden sitzen, sie hätte neben der Brinvilliers stehen sollen, denn die Gifte hat sie durch ein Buch in die Welt geschleudert, welches sie einst dem alten Mortemart gestohlen hat in Gemeinschaft mit der Gift-Marquise."

„Graf — Sie sprechen entsetzliche Dinge!"

„Ich rede die Wahrheit. Sie hat die Fontanges, ihre Nebenbuhlerin vergiftet, und daß die Gifte weiter wirkten, war eben ihre Schuld. Jenes Buch hat die Schüler erweckt; der König würde nicht einen besonderen Gerichtshof einzusetzen gezwungen worden sein, er hätte keiner Chambre ardente bedurft, wären die Montespan und die Brinvilliers nicht gewesen. Leben Sie wohl, Frau Marquise; ich reise nach London. Wenn ich einst zurückkehre, begrüße ich Sie als Königin von Frankreich."

„Welch' tolle Reden, Graf," sagte erschreckt Frau von Maintenon. Sie fallen aus dem Zorne in das Lächerliche — ich eine Königin?"

„Lachen Sie nur," sagte Lauzun, sich zu dem Ohre der Marquise neigend, „ich weiß es bestimmt: der König geht seit dem Tode der Königin damit um, sich mit der schönen und klugen Maintenon zu vermählen. Nützen Sie die Zeit, Madame — schreiten Sie weiter auf dem Wege. Glück auf! — —"

Er verließ das Bosquet und verlor sich schnell in den schattigen Baumgang, welcher zu dem Tapis vert führte.

Frau von Maintenon lächelte verstohlen und murmelte leise: „Woher hat er das Geheimniß erfahren? Ich muß dem Könige Eile anrathen.“

Auf dem Kirchhofe von Saint-Lazare.

Es ist kein königlicher Garten, kein Bosquet mit Orangerien und tropischen Gewächsen; aber es ist ein blühender, duftender Garten. Die Sonne blitzt so heiter durch die Goldregen-, Hollunder- und Akazienzweige, die Käfer und Schmetterlinge flattern so munter umher, ein kleiner Hund bellt lustig in dem Gartenwege und zeigt das Herannahen seiner Herrschaft an.

Diese kommt durch den von Weinlaub gebildeten, zierlichen Gang. Ein schöner junger Mann führt eine alte Dame, eine junge folgt den Beiden.

„Ruhe Dich noch einen Augenblick, Mama,“ sagt der Mann, einen Gartensessel näher schiebend. „Der Wagen wird gleich bereit sein.“ Er geht auf das Haus zu.

„Welch' eine Ueberraschung wird René heute uns bereiten?“ fragt die alte Dame. „Weißt Du es wirklich nicht, Amande?“

Die junge Dame schüttelt lächelnd das Haupt. „Ich ahne es wohl, aber ich will es nicht sagen, geliebte Mutter.“

René kommt zurück.

Wir sind in dem Garten des Hôtel Damarre an der Straße Jouy. Der junge Herzog ist der glückliche Gatte der schönen Amande Huet geworden. René hat alle Stufen seines Standes erklommen, bis er zum jünsten Rathe des

Châtelet ernannt worden ist; die furchtbaren Ereignisse haben ihm Glück gebracht, seine Kenntnisse führten zur Anstellung bei dem Châtelet-Gerichte, als der Prozeß begann, den die fortwährenden Giftmorde erzeugten, und den der König durch ein besonderes Tribunal, die Chambre ardente genannt, führen ließ. Vor diesen Schranken erschienen der Herzog von Luxembourg, jener berühmte Marschall, und die Gräfin von Soissons — schreckliche Thaten wurden enthüllt, zwei andere Giftmischerinnen: die Voisin und die Vigoureux verbrannte man auf dem Grève-Platz.

Exili's Vermächtniß trug Wucherzinsen. Endlich ließen die Giftmorde nach, der König löste den Gerichtshof auf, und die Arbeiter wurden für ihren Fleiß, für ihre Verschwiegenheit belohnt — sie erhielten höhere Stellen. René Damarre's Bestätigung zum Rathe der Bank des Châtelet ließ nicht lange mehr auf sich warten. Leider konnten Herzog Claude und Huet diesen Triumph ihres geliebten René nicht mehr feiern helfen: sie schlummerten, der Eine unter dem Rasen des Friedhofes von Sanct-Jacob, der Andere in der Gruft von Saint-Roche. Sie hatten die Kinder glücklich gesehen, hatten sie zum Altare geleitet und den Segen über Beide gesprochen.

Als der Brautzug von der Kirche zurückkehrte, kam ihm eine prächtig bespannte Kutsche entgegen, darin saß ein Herr, der wie der König selbst gekleidet war und einen Hut mit Diamant-Agraffe trug. Es war der Chevalier de Lorraine, der Mörder von Madame d'Orleans, den der König wieder nach Paris kommen ließ. — Herzog Claude ward sehr verstimmt, und der alte Huet erzitterte; aber es war des Königs Wille, und ganz Paris mußte mürrisch schweigen.

In Glück und Ruhe, heiter, sorglos, der bewegten Zeit gedenkend, lebten René und die schöne Amande in dem

kleinen Hôtel der Straße Jouy mit den Eltern vereint. Huet verließ sein Laboratorium nicht gern, er behielt die alte Wohnung am Platz Maubert. Dieses Glück ward gestört durch den Tod des Herzogs Claude, der seine geliebte Susanne und die glücklichen Kinder in unsäglicher Trauer zurückließ. Huet folgte bald darauf. Das alte Haus am Platz Maubert ward verkauft, vorher aber ließ René durch geschickte Maurer den Weg in die Steinbrüche verschließen. Von dem Treiben der Jünger des Collegium Rosianum erfuhr er nie wieder das Geringste; auch der alte de Hesme ließ sich nicht mehr sehen. Alle bei der schrecklichen Katastrophe Betheiligten überlebten Glaser, der nach wie vor seine Schminken verkaufte, und der unglückliche Marquis von Brinvilliers, der in dem Städtchen Pau, unter dem milden Himmel Südfrankreichs, sein elendes Leben dahinschleppte und erst nach langen Jahren durch den Tod erlöset ward. Das berüchtigte Laboratorium wurde niedergerissen, und Glaser ließ eine Treppe dort anlegen, welche in den Hof führte, so daß man in kurzer Zeit nicht mehr wußte — wo die Giftküche gestanden.

„Der Wagen ist da, Mama," sagte René. „Wir wollen vorwärts." Sie führten die Herzogin durch den Garten in den Hof. Hier stand der Wagen bereit; René und die Frauen stiegen hinein.

Die Fahrt ging durch die belebtesten Theile der Stadt, man fuhr die Straße Saint-Denis entlang bis zum Thore, dann passirte der Wagen die Vorstadt und hielt, in die Straße Paradis biegend, vor einem großen Gebäude, dem Kloster des heiligen Lazarus. Als Susanne dieses Haus erblickte, begann sie heftig zu zittern, ihre Angst, die Beklemmungen der Brust traten ein, wie es früher bei schrecklichen Ereignissen gewesen.

„Oh," stammelte sie, „wohin führt Ihr mich — wes-

halb René? Hinweg von dieser Stätte, wo der elende Pfahl mit dem schwarzen Nagel das versunkene Grab eines Unglücklichen, Geschändeten bezeichnet. Laß ihn ruhen in Frieden; aber schone die Mutter des Armen."

„Meine theure Mutter," bat René, „folge mir, Du wirst freudiger von hinnen gehen. Amande, gieb ihr den Arm."

Die Herzogin folgte halb gezwungen dem Sohne, der die Glocke der Klosterpforte zog. Ein Mönch erschien.

„Ist Alles geschehen?" fragte René.

„Alles in Ordnung, Herr Herzog."

René winkte Amanden, und die Drei schritten, von dem Lazaristen geführt, durch den Kreuzgang in den Garten und von da aus durch eine niedrige Thür in den Kirchhof von Saint-Lazare. Die Stille des heiligen Ortes unterbrach Nichts als das Summen zahlloser Bienen, welche hier aus den Wiesenblumen der Gräberdecken und der kleinen Rasenstückchen ihre süße Beute davontrugen. Die Kreuze und Steine der Ruhenden glänzten und schimmerten in der Abendsonne, deren Strahlen den Montmartre mit goldigem Hauche übergossen. Susanne wandelte an Amande's Seite durch die Wege, zitternd bog sie um die Krümmung, ein hoher Strauch verdeckte eine Stelle, die sie nur zwei Mal bebend, trauernd betrachtet hatte, und da — was erblickte sie jetzt?

Aus einem schönen, sorgfältig gepflegten Grabhügel ragte ein mächtiges Steinkreuz hervor, und auf demselben standen, in den Querbalken gehauen, die Worte:

„Hier ruhet in Gott der Lieutenant Gaudin von Saint-Croix, welcher starb zu Paris am zehnten Mai 1670.
Betet für seine Ruhe."

Die Herzogin sank auf die Kniee nieder, sie drückte ihr von Thränen überströmtes Gesicht in das Gras des Hügels. René und Amande hatten sich umschlungen, sie traten hinter die betende Mutter. — Der Mönch sprach mit halblauter

Stimme ein Oremus, und die Glocken des Klosters läuteten zur Vesper. Gaudin von Saint-Croix war nicht vergessen; seine Schuld fand Erbarmen bei Denen, die seine Grabstätte geschmückt mit dem Zeichen des Friedens. Susanne erhob sich gestärkt, erfreut. Sie umarmte René.

„Dank, innigen Dank, mein geliebter, theurer Sohn," schluchzte sie, „Du hast den dort unten ehrlich gemacht, Du hast ihm eine Stelle angewiesen unter den friedlichen Schläfern dieses Geheges; bis heute ward seine Grabstätte zertreten, der Pfahl, der des Sünders ewiges Bette bezeichnete, war ein Maal seines Vergehens; Du hast ihn umgestürzt und das Zeichen an seine Stelle gesetzt, welches den Ruhenden unter dem Rasen frei macht von der Verachtung; dieses Kreuz schirmt die Leiche Deines Bruders, und wie einst nach angstvoller Stunde rufe ich heute wieder: René Damarre, sei gesegnet!"

Amande hing einen Rosenkranz über das Kreuz, René umschlang die Mutter.

„Vor fünf Tagen erst erhielt ich die Erlaubniß des Königs, das Kreuz auf Gaudins, des Geächteten Grabe errichten zu dürfen. Frau von Maintenon hat sie mir ausgewirkt, sie war sehr heiter, als ich darum bat, denn," setzte René flüsternd hinzu, „den Tag vorher ist sie dem Könige angetraut worden."

Susanne hörte nur halb diese Worte, sie blickte auf Gaudin's Grabstätte. „Schlafe wohl, unglückliches Kind," sagte sie, einen Kuß nach dem Hügel sendend. „Glücklich, daß ich wenigstens an Deinem ehrlichen Grabe beten kann, verlasse ich Dich heute. Schlafe sanft, Gaudin von Saint-Croix. Kommt mit mir, Ihr Geliebten."

Sie wandelte zwischen ihren Kindern von dem Grabe zurück, vor der Biegung des Weges blickten sie noch einmal die Ruhestätte an. Da zog ein Windhauch über den Friedhof,

er schien von Gaudin's Kreuz auszugehn, er bewegte den Rosenkranz und entführte einige Blätter desselben. Sie flatterten empor, sie schwebten zu Susanne, René und Amande — als ein Gruß aus dem Jenseits, dessen heiliger Frieden sich auf Alle niedersenkte.

Ende.

In demselben Verlage erschien:

Fritz Reuter und seine Dichtungen.

Von

Otto Glagau.

Preis 1 Thlr., eleg. geb. 1⅓ Thlr.

Der bekannte Feuilletonist und Kritiker giebt nach authentischen Quellen eine Lebensgeschichte Reuter's, bespricht die einzelnen Dichtungen in eingehender und lebendiger Weise und sucht schließlich das eigentliche Wesen des Dichters und seine Bedeutung für unsere Zeit festzustellen, indem er zwischen ihm und anderen modernen Schriftstellern interessante Parallelen zieht, und zugleich die ganze Literatur der Gegenwart beleuchtet.

Für die plattdeutschen Leser ist das Buch ein Commentar, der ihnen das Verständniß und die Vorzüge ihres Lieblingsdichters vollends erschließen wird; Hochdeutsche, welche des Plattdeutschen nicht mächtig, werden in die Schöpfungen eines Dichters eingeführt, den jeder Deutsche kennen lernen sollte.

Spaziergänge durch Lauenburg und Lübeck.

Von

Otto Glagau.

23 Bogen 8. Broschirt 1½ Thlr.

In einer Reihe von frischen farbigen Bildern und kurzen anschaulichen Artikeln entrollt der Verfasser, dessen scharfe Beobachtungs- und lebendige Darstellungsgabe sich zuerst auf diesem Gebiete erwies, die landschaftlichen Reize eines Ländchens, das voraussichtlich im Laufe der nächsten Sommer Tausende von Vergnügungsreisenden hinlocken wird; schildert er die patriarchalischen Lebensverhältnisse der Bewohner, das Feudal-Mitteralterliche der öffentlichen Zustände.

In einem Anhange illustrirt er die alte Hansastadt Lübeck, insofern sie gewissermaßen als Hauptstadt von Lauenburg anzusehen ist und diesem den Charakter giebt.

Die Seeräuber auf Borneo

oder

Die Schätze des Fort Claurang.

Roman aus Ostindiens jüngster Zeit

von

Carl Schmeling.

Mit zahlreichen Illustrationen.

Es sind erst wenige Jahre verflossen, seit ein schreckliches Drama auf der andern Hälfte unseres Erdballes in Scene gesetzt ward, um die gesegneten Fluren Ostindiens mit Strömen Blutes zu netzen. In unmittelbarem Zusammenhange mit diesen Vorgängen stehen die Kämpfe der Inselwelt Hinterindiens, die sich eine Freibeuter-Verbindung zum Sitze erkoren, deren Macht es erforderte, Flotten gegen sie in See stechen zu lassen. Der Roman versetzt uns in jene reichen Gegenden, auf den Tummelplatz von Glücksjägern aller Menschenracen und Nationen. Wir werden Zeugen der fürchterlichen Kämpfe, in denen sich das Geschlecht des schnöden Goldes wegen zerfleischt, und sehen abwechselnd Scenen des höchsten Glücks wie der ärgsten Barbarei, Handlungen des größten Edelmuths wie der wildesten Grausamkeit. Den lebhaften Schilderungen der einzelnen Vorgänge steht würdig die der Charaktere wie die der großartigen Natur des Landes zur Seite, so daß wir das überdem elegant ausgestattete Werk in jeder Hinsicht empfehlen können.

Der Roman erscheint in Lieferungen zum Preise von **nur 4 Silbergroschen.** Jedes Heft ist mit 1—2 eleganten Illustrationen geziert; dem Leser werden durch sie die handelnden Personen und jene reichen tropischen Gegenden vorgeführt, von deren Ueppigkeit und wunderbarem Reiz wir ohne die naturgetreue Abbildung uns keine rechte Vorstellung würden machen können. Außerdem werden mit dem 30. Bogen, so wie mit dem Schlußheft **zwei große saubere Kunstblätter**, und zwar:

zum 30. Bogen: **Angriff einer Malayenflotte,**

zum Schlußheft: **Erstürmung des Fort Claurang**

gegen die geringe Vergütung von nur 7½ Sgr. pro Blatt als Prämie beigegeben.

Diese Bilder stellen Scenen aus dem Roman selbst dar und bilden vermöge ihrer höchst sauberen Ausführung eine schöne Zimmerzierde.

Das Werk ist auf schönem weißen Papier mit neuer großer Schrift gedruckt und wird ganz regelmäßig, alle 14 Tage 1 Heft ausgegeben.

Up ewig ungedeelt!

Schleswig-Holstein
1848—1864.

Roman aus der jüngsten Geschichte der Herzogthümer

von

Stanislaus Graf Grabowski.

„Die Gartenlaube" sagt über den vorliegenden Roman bei Erscheinen des zweiten Bandes in Nr. 43 des Jahrganges 1864:

„Es war eine wahre, heilige Herzenssache für das ganze Deutschland die Sache unserer schmählich geknechteten Brüder, und sie wird es auch, will's Gott, im noch nicht beendeten Kampfe mit der Diplomatie bleiben. Die dunkle und doch von Opferfreudigkeit sonder Gleichen auch wieder hell durchleuchtete Zeit sechszehnjährigen Leidens, Hoffens und Kämpfens fest zu halten in Wort und Schrift zur Nacheiferung für die Enkel, erachten wir als eine Ehrenaufgabe des Schriftstellers, und begrüßen darum mit Freude ein solches Werk, das, da es die Form eines Romans auf streng geschichtlichem Boden festhält, zu einem wahren Volksbuch werden kann. Es ist das bereits in den ersten Theilen vorliegende und schnell seiner Vollendung in vier Bänden entgegengehende: „Up ewig ungedeelt!" Schleswig-Holstein 1848—1864. Roman aus der jüngsten Geschichte der Herzogthümer von Stanislaus Graf Grabowski.

In frischer Darstellungsweise giebt der Verfasser die geschichtlichen Ereignisse in den Herzogthümern, anknüpfend an die ersten Befreiungskriege und mit Benutzung der besten Quellen. Wen das Schicksal selbst auf die Blut- und Siegesfelder geführt, der wird vielleicht auf diesem Schilderungsterrain die eigenen Fußtapfen wiederfinden, und wer fern davon jeder Kunde von dort mit warmer Theilnahme lauschte, sich lebhaft in die Scenerie hinein versetzt fühlen u. s. w."

Eine weitere Empfehlung glaubt die Verlagshandlung nicht hinzufügen zu dürfen; die als unparteiisch bekannte und geachtete Zeitschrift öffnet ihre Spalten nur wirklich empfehlenswerthen Erscheinungen der Literatur.

Der Roman ist bereits vollständig erschienen und in 20 Lieferungen zum Subscriptionspreise von 4 Sgr. pro Lieferung durch alle Buchhandlungen zu beziehen.